

HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

Gor

Die Spieler von Gor



Roman

Von der Neuausgabe des GOR-ZYKLUS
des Autors John Norman erschienen in der Reihe
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

Gor – die Gegenerde • 06/3355
Der Geächtete von Gor • 06/3379
Die Priesterkönige von Gor • 06/3391
Die Spieler von Gor • 06/5125
Die Söldner von Gor • 06/5427 (in Vorb.)

Weitere Bände in Vorbereitung

JOHN NORMAN

Die Spieler von Gor

*Ein Roman aus dem
GOR-ZYKLUS*

Deutsche Erstausgabe

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY

Band 0605125

Titel der amerikanischen Originalausgabe

PLAYERS OF GOR

Deutsche Übersetzung von Andreas Decker

Das Umschlagbild malte Ken Kelly

Die Karten auf den Seiten 6/7 und 8/9 zeichnete

Erhard Ringer

Redaktion: Friedel Wahren

Copyright © 1984 by John Norman

Erstausgabe by DAW Books, Inc., New York

Copyright © 1995 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Printed in Germany 1995

scanned by romuluz ~ corrected by F451

Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München

Technische Betreuung: M. Spinola

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-08714-3

GOR

Ich blickte gelangweilt vom Spielbrett auf, als zwei Wächter die sich wehrende Frau in der Nähe unseres Tisches zu Boden stießen.

»Du bist am Zug«, sagte Samos.

Ich studierte das Brett, dann schob ich meinen Ubars-Tarnkämpfer auf Ubars-Tarnkämpfer fünf und brachte ihn mit diesem Zug in Angriffsstellung. Der Tarnkämpfer darf bei einem Positionszug nur ein Feld weiterbewegt werden. Ein Angriff ist nur mit einem Flugzug möglich.

Die Frau wehrte sich mit allen Kräften gegen den Griff der Wachen. Natürlich vergeblich.

Samos betrachtete das Spielbrett. Er plazierte seinen Heimstein. Dem winzigen Zähler am Brettrand zufolge war es sein zehnter Zug. Nur wenige Kaissa-Bretter verfügen über einen derartigen Zähler. Er besteht aus zehn kleinen Holzperlen, die auf einem Draht aufgefädelt sind. Der Heimstein muß beim zehnten Zug gesetzt worden sein. Samos hatte ihn auf das Feld Ubars-Wissender eins gestellt. Auf dieser Position kann der Heimstein nur mit drei Reihen angegriffen werden. Bei den anderen regelkonformen Plazierungen muß er sich fünf Angriffsreihen stellen. Samos setzte den Heimstein gern spät, gewöhnlich beim neunten oder zehnten Zug. So konnte er die bis dahin erfolgten Züge seines Gegners in Betracht ziehen.

Ich hatte meinen Heimstein wie gewöhnlich bereits plaziert, denn ich zog die zentralere Position vor. Ich wollte nicht gezwungen werden, in einer Situation, die sich unter Umständen zu meinem Nachteil entwickeln konnte, einen Zug für die Heimstein-Plazierung opfern zu müssen. Natürlich macht die zentrale Position den

Heimstein verwundbarer, aber sie verleiht ihm auch größere Beweglichkeit und somit die Möglichkeit, Angriffen auszuweichen. Allerdings sind diese Überlegungen in der Theorie des Kaissa umstritten. Es hängt immer viel vom einzelnen Spieler ab.

Es gibt auf Gor viele verschiedene Versionen des Kaissa-Spiels. Manchmal haben die Spielsteine andere Namen, oder, was viel schlimmer ist, sie verkörpern andere Eigenschaften und Spielstärken. Die Kaste der Spieler versucht schon seit Jahren, das Kaissa zu standardisieren.

Vor ein paar Jahren wurde in dieser Angelegenheit ein wichtiger Sieg errungen, als die Kaste der Kaufleute, die für die Organisation und Ausrichtung des Jahrmarkts von Sardar verantwortlich ist, einer standardisierten Version zustimmte, die der Hohe Rat der Kaste der Spieler für die Sardar-Turniere – eine der Attraktion des Jahrmarkts – vorschlug. Diese Version, die nun bei den Turnieren gespielt wird, bezeichnet man landläufig ebenso wie die anderen Versionen als Kaissa. Manchmal nennt man sie jedoch zur Unterscheidung gegenüber abweichenden Versionen Kaufmanns-Kaissa, wegen der Bemühungen der Kaufmannskaste, diese Version zum offiziellen Kaissa aller Jahrmärkte zu machen. Man nennt sie allerdings auch Spieler-Kaissa, wegen der Rolle der Spieler bei der Kodifizierung, oder auch En'Kara-Kaissa, da es auf einem Jahrmarkt von En'Kara zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Dies geschah 10124 C.A., Contasta Ar, also nach der Gründung von Ar, oder im Jahr 5 der Herrschaft des Kapitänrates von Port Kar.

Der Jahrmarkt von En'Kara findet im Frühling statt. Im Reigen der Jahreszeiten ist er der erste der Jahrmärkte von Sardar, riesiger Veranstaltungen, die auf den Ebenen am westlichen Fuß des Sardargebirges abgehalten werden. Diese Jahrmärkte spielen eine wichtige Rolle in der goreanischen Kultur und Wirtschaft.

Es sind bedeutende Umschlagplätze für Ideen und Waren, zu denen auch Sklavinnen zählen.

Die Frau unterdrückte einen Aufschrei und stampfte mit dem Fuß auf.

Samos schaute auf, nachdem er den Heimstein plaziert hatte.

Wir schrieben das Jahr 10129 C.A., und es fehlten noch zwei Tage bis zur zwölften Passage-Hand. Bald würden wir das Jahr 11 in der Herrschaft des Kapitänrates von Port Kar schreiben. Es schien erst gestern gewesen zu sein, daß die fünf Ubars gestürzt worden waren, die Port Kar untereinander aufgeteilt hatten. Der untersetzte und glänzende Chung und der hochgewachsene langhaarige Nigel, der soviel Ähnlichkeit mit einem Kriegsherren aus Torvaldsland hatte, hatten an unserer Seite gegen die Flotten von Cos und Tyros gekämpft und ihren Anteil an dem Sieg gehabt, der am fünfundzwanzigsten Se'Kara im Jahr 1 der Herrschaft des Kapitänrates von Port Kar errungen worden war; beide Männer waren als Kapitäne in Port Kar geblieben und dienten als Admiräle unserer Flotte. Sullius Maximus lebte zur Zeit als verachteter und untergeordneter Höfling am Hofe Chenbars aus Kasra, dem Ubar von Tyros, dem See-Sleen. Der freigelassene Henrius Sevarius, mittlerweile ein junger Mann, war Eigner eines eigenen Schiffes in Port Kar. Er besaß die sinnliche junge Sklavin Vina, die er ausgezeichnet im Griff hatte. Die Vergnügungssklavin war einst Chenbars Mündel gewesen und sollte die Freie Gefährtin des abstößenden Lurius aus Jad, des Ubars von Cos, und damit zur Ubara von Cos werden. Diese Verbindung hätte die Beziehungen zwischen den beiden mächtigen Insel-Ubaraten noch enger gemacht. Vina war auf See gefangengenommen und zur Sklavin gemacht worden. Nachdem sie den Sklavenkragen und das Brandzeichen erhalten hatte, waren ihre politischen Interessen verschwunden. Sie hatte ein neues Leben begonnen,

das einer einfachen Sklavin. Wo sich Eteocles, der fünfte Ubar, zur Zeit aufhielt, wußte ich nicht.

Wir saßen im großen Saal von Samos' Haus in Port Kar. Der Raum wurde von Fackeln erhellt. Viele seiner Gefolgsleute waren anwesend; wie wir saßen sie mit untergeschlagenen Beinen an niedrigen Tischen. Sklaven trugen Getränke und Essen auf. Wir saßen ein Stück abseits von ihnen. Ein paar Musikanten waren ebenfalls anwesend, doch im Augenblick ruhten ihre Instrumente.

Irgendwo im Saal lachte ein Sklavenmädchen.

Draußen auf dem Kanal ertönten eine Trommel, Zymbeln und Trompeten. Ein Mann beschrieb lautstark die vorzüglichen Leistungen einer Theatertruppe, den Witz ihrer Spaßmacher und die Schönheit der Schauspielerinnen, die vermutlich Sklavinnen waren. Angeblich hatten sie in großen Städten und vor Ubars gespielt. Solche umherziehenden Schauspielertruppen und Karnevalsgaukler sind auf Gor nichts Ungewöhnliches. Normalerweise setzen sie sich aus Schurken und Ausgestoßenen zusammen. Sie reisen mit ihren Wagen und Zelten von Ort zu Ort, Gläubigern und Magistraten meist nur einen kleinen Schritt voraus, und bauen auf öffentlichen Plätzen, Hinterhöfen, Märkten und sogar an den Kreuzungen staubiger Landstraßen ihre einfachen Bühnen auf, eben überall da, wo sie sich ein Publikum versprechen. Mit ein paar Brettern, Masken und einer gewissen Dreistigkeit erwecken sie die Magie des Theaters zum Leben. Sie sind bizarre, einzige Vagabunden. Die Würde des Scheiterhaufens und andere Formen des ehrenvollen Begräbnisses bleiben ihnen verwehrt.

Die Truppe, die dort draußen zweifellos auf einer gemieteten Barke fuhr, war nicht die erste, die an diesem Abend unter den schmalen Fenstern von Samos' Haus vorbeikam. Es hielten sich viele derartige Gruppen in der Stadt auf. Überall stieß man auf ihre handgedruck-

ten Flugblätter und Plakate, die man auf Häuserwänden und Nachrichtentafeln fand. Das lag am Herannahen der zwölften Passage-Hand, die der Wartenden Hand vorangeht.

Die Wartende Hand, eine Periode von fünf Tagen, die mit der Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche endet also dem ersten Tag des Frühlings, ist für die meisten Goreaner eine ernstzunehmende Zeit. Während dieser Tage wird kaum ein Wagnis eingegangen, man schließt nur wenige oder gar keine Geschäfte ab. Die meisten Goreaner bleiben in ihren Häusern. Türen werden mit Teer versiegelt, man nagelt Zweige des Brak-Busches an ihnen fest, dessen Blätter eine reinigende Wirkung haben. Diese Vorkehrungen, von denen es noch andere gibt, sollen verhindern, daß das Unglück in die Häuser Einzug hält.

Es wird nur wenig gesprochen und nicht gesungen. Es ist im allgemeinen die Zeit der Trauer, der Meditation und des Fastens. Das ändert sich natürlich alles mit der Ankunft der Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche, die in den meisten goreanischen Städten das Kommen des neuen Jahres symbolisiert.

Im Morgengrauen des ersten Frühlingstages wird die Ankunft der Sonne mit einer Begrüßungszeremonie gefeiert, die gewöhnlich der Ubar oder der Administrator der Stadt durchführt. Damit heißt die Stadt das neue Jahr willkommen. In Port Kar fällt diese Ehre Samos, dem ersten Kapitän des Kapitänrates, und den Vollzugsbeamten des Rates zu. Das Ende der Begrüßungszeremonie wird mit dem Schlagen der in der ganzen Stadt aufgehängten Signalstangen gefeiert. Dann strömen die Leute fröhlich aus ihren Häusern, die Brak-Büsche werden auf der Türschwelle verbrannt, und der Teer wird abgewaschen. Man veranstaltet Prozessionen und verschiedene Veranstaltungen wie Wettkämpfe und Spiele. Dieser Tag ist ein Feiertag.

Die Festlichkeiten stehen natürlich in krassem

Gegensatz zu dem Ernst und den Entbehrungen der Wartenden Hand. Diese Tage des Fastens, Schweigens und der allgemeinen Trübsal sind für viele Goreaner – vor allem die Angehörigen der niederen Kasten – eine Zeit der Sorge und der Angst. Wer kann schon wissen, welche sichtbaren oder unsichtbaren Dinge in dieser schrecklichen Zeit umhergehen? Und so ist es nur folgerichtig, daß in vielen goreanischen Städten die Zwölfte Passage-Hand, die fünf Tage, die der Wartenden Hand vorangehen und die alle Goreaner mit Freude erwarten, die Zeit des Karnevals ist. Es waren nur noch zwei Tage bis zum Beginn des Karnevals, was die ungewöhnlich hohe Anzahl von Theater- und Gauklertruppen in der Stadt erklärte.

Schauspieler und Artisten müssen eine Bittschrift einreichen, wenn sie das Recht erhalten wollen, innerhalb der Stadtmauern aufzutreten. Normalerweise müssen sie eine Kostprobe ihrer Kunst oder eine Szene eines Theaterstückes darbieten, und zwar vor dem Hohen Rat oder einem Komitee, das vom Rat für diesen Zweck eingesetzt wird. Manchmal wird von den Schauspielerinnen eine Privatvorstellung erwartet, bei der ihre Künste von auserwählten Beamten geprüft werden. Findet die Truppe Zustimmung, erhält sie für eine Gebühr die Auftrittserlaubnis.

Ohne dieses Dokument darf keine Gruppe innerhalb der Stadtmauern auftreten. Für gewöhnlich gilt die Erlaubnis für die fünf Tage einer goreanischen Woche, manchmal aber auch nur für einen bestimmten Abend oder eine Vorstellung. Innerhalb einer Spielzeit kann sie für eine sehr geringe Gebühr erneuert werden. Im Zusammenhang mit dieser Gebühr kommt es oft vor, daß Bestechungsgelder gezahlt werden. Das ist vor allem dann der Fall, wenn die Erlaubnis von kleinen Komitees oder Einzelpersonen wie dem Herren der Vergnügungen erteilt wird, den man auch Herrn der Lustbarkeiten nennt. Die Bestechungen finden nicht

einmal im verborgenen statt. Es gibt sogar allgemein anerkannte Bestechungstarife, die sich nach der Art des Ensembles, seinen mutmaßlichen Vermögensverhältnissen, der Anzahl der für die Erlaubnis benötigten Tage und dergleichen mehr richten. Diese Dinge geschehen in aller Öffentlichkeit und sind allgemein bekannt; vielleicht sollte man sie nicht einmal als Bestechungsgelder bezeichnen, sondern als Dankesbezeugungen oder Verwaltungsgebühren. Mehr als nur ein Herr der Lustbarkeiten betrachtet sie als die ihm zustehenden Nebeneinkünfte seines Amtes.

Die Frau wehrte sich noch immer gegen den Griff der Wächter. Sie stampfte noch einmal mit dem Fuß auf. »Befiehl diesen Bauern trampeln, mich loszulassen!« verlangte sie.

Jetzt sah auch ich auf.

Die Augen oberhalb des Schleiers funkelten Samos wütend an. Dann richtete sich der Blick auch auf mich. »Sofort!«

Samos nickte den Wächtern mit einer kaum merklichen Kopfbewegung zu.

»So ist es schon besser!« sagte die Frau und riß sich mit einer wütenden Bewegung von den Männern los, so als hätte sie sich aus eigener Kraft befreien können, wenn ihr der Sinn danach gestanden hätte. Sie glättete ärgerlich die umhangähnlichen langen Seidenärmel. Ich erhaschte einen Blick auf anmutig geformte Unterarme und ein schmales Handgelenk. Sie trug weiße Handschuhe.

»Das ist eine Unverschämtheit!« rief sie. Ihre Füße steckten in winzigen goldenen Pantoffeln. Das seidig fließende Gewand der Verhüllung schimmerte im Licht der Fackeln. Sie ordnete das Kleidungsstück mit einer fast unbewußten, von natürlicher Eitelkeit verursachten Bewegung.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte sie. »Ich verlange auf der Stelle, freigelassen zu werden!«

Eines der Sklavenmädchen, das ein paar Schritte rechts von uns an einem Tisch kniete, nackt bis auf den Sklavenkragen, lachte laut. Dann erbleichte sie. Sie hatte eine freie Frau ausgelacht. Samos deutete auf einen Wächter und zeigte auf die unverschämte Sklavin. »Fünfzehn Schläge«, sagte er. Das Mädchen schüttelte entsetzt den Kopf. Der Wächter nahm sie und führte sie in den Hintergrund des Saales, wo er seinem Befehl nachkam.

Wir wandten unsere Aufmerksamkeit wieder der Frau in dem Gewand der Verhüllung zu, die vor unserem Tisch stand. Die Augen über dem Schleierrand zeigten einen besorgten Ausdruck. Die Bestrafung der Sklavin berührte sie. Ihr Atem ging heftiger, und ihre Brüste unter der Seide hoben und senkten sich auf durchaus hübsch anzuschauende Weise.

»Darf ich dir Lady Rowena aus Lydius vorstellen?« fragte Samos.

Ich neigte den Kopf.

»Lady.«

Einer freien Frau bringt man beträchtliche Ehrerbietung entgegen, vor allem dann, wenn es sich um eine Frau wie Lady Rowena handelte, die offensichtlich von hohem Rang war.

Sie erwiderete den Gruß mit einem Nicken.

Lydius ist ein dichtbevölkertes, geschäftiges Handelszentrum an der Mündung des Laurius. Viele Städte unterhalten in Lydius Lagerhäuser und kleine Niederlassungen. Auf dem nach Westen fließenden Laurius werden viele Güter verschifft, darunter in der Hauptsache Holz, Holzprodukte und Häute, die dann in Lydius auf die Schiffe aller möglichen Städte und Handelsgesellschaften weiterverladen und in den Süden gebracht werden. Wie nicht anders zu erwarten, setzt sich die Einwohnerschaft von Lydius aus den unterschiedlichsten Rassen zusammen.

Lady Rowena richtete sich zu ihrer vollen Größe auf.

Sie sah Samos wütend an. »Wieso wurde ich an diesen Ort gebracht?«

»Lady Rowena gehört zu den Kaufleuten«, erklärte Samos. »Das Schiff, auf dem sie eine Passage gebucht hatte, segelte von Lydius nach Cos, als es von zwei meiner Kaperschiffe aufgebracht wurde. Sein Kapitän erklärte sich freundlicherweise zu einem Umstauen der Ladung bereit.«

»Wieso hat man mich an diesen Ort gebracht?« wiederholte die Frau wütend.

»Du weißt sicherlich, welche Jahreszeit wir haben?« fragte Samos.

»Ich verstehe nicht«, sagte sie. »Wo sind meine Zofen?«

»In den Sklavengehegen«, sagte Samos.

»Den Sklavengehegen?« keuchte Rowena.

»Ja«, sagte Samos. »Aber du brauchst keine Angst um sie zu haben. Sie erfreuen sich bester Gesundheit – in ihren Ketten.«

Auf Gor sind die Sklavenhändler immerzu tätig, aber die Höhepunkte des Jahres sind Frühling und Frühsommer. Das hat mit solchen Dingen wie dem Wetter zu tun, außerdem sind die wichtigsten Märkte mit bestimmten Festen und Feiertagen verbunden wie zum Beispiel dem Liebesfest in Ar, das im Spätsommer stattfindet und alle fünf Tage der Fünften Passage-Hand in Beschlag nimmt. Natürlich finden in diesen Jahreszeiten auch die großen Sklaven-Auktionen auf den Jahrmärkten von En'Kara und En'Var statt. Das sind die beiden größten Sklavenmärkte Gors, die alle anderen weit übertreffen, was das Angebot der zu verkaugenden Frauen angeht.

»Ketten?« flüsterte Rowena. Sie wich zurück, eine Hand auf der Brust.

»Ja«, sagte Samos,

»Man hat mir eine Haube über den Kopf gezogen. Ich weiß nicht einmal, wo ich mich befinde.«

»Du bist in Port Kar.«

Rowena taumelte. Schon befürchtete ich, sie werde in Ohnmacht fallen.

»Wer bist du?« flüsterte sie.

»Samos. Der Erste Sklavenhändler von Port Kar.«

Sie schüttelte sich vor Entsetzen, ein leises Wimmern ent schlüpfe ihren Lippen. Ich erkannte, daß ihr der Name Samos aus Port Kar nicht unbekannt war. »Welche Hoffnung habe ich?«

»Keine«, sagte Samos. »Nimm den Schleier ab.«

»Mach meine Zofen zu Sklavinnen«, sagte sie. »Sie sind sowieso zu nichts anderem zu gebrauchen. Aber ich bin eine freie Frau!«

»Glaubst du, du bist etwas Besseres als sie?« fragte Samos.

»Ja.«

»Du unterscheidest dich nicht von ihnen«, sagte er.

»Auch du bist nur eine Frau.«

»Nein!« rief sie.

»Nimm den Schleier ab.«

»Ich bin zu schön, um eine Sklavin zu sein.«

»Den Schleier«, sagte Samos leise. Schließlich war sie trotz allem eine freie Frau.

Einige der Sklavinnen, diedürftig bekleidet oder ganz nackt waren, sahen sich an. Wären sie einem Befehl mit der gleichen Langsamkeit nachgekommen, statt sofort und bedingungslos zu gehorchen, hätten sie zweifellos eine ernste Bestrafung empfangen. Allerdings waren sie ja auch nur einfache Sklavinnen.

»Bitte, nein«, sagte Lady Rowena.

»Du bist meine Gefangene«, sagte Samos. »Zweifellos bist du dir darüber im klaren, daß es nur eines Wortes von mir bedarf, daß man dich splitternackt auszieht.«

Rowena griff zum Schleier, hakte ihn ganz langsam los und ließ ihn zur Seite fallen.

»Schlag die Kapuze zurück.«

Sie gehorchte, legte den Kopf in den Nacken, griff nach hinten und befreite lange blonde Zöpfe, die sie vorn über die Schultern legte; das Haar reichte ihr bei-nahe bis zu den Knien.

»Öffne das Haar.«

Sie entflechtete die Zöpfe, neigte den Kopf, schüttelte das Haar lose und strich es glatt. Dann hob sie den Kopf wieder.

»Leg das Haar auf den Rücken«, befahl Samos.

Rowena tat es und stand dann vor uns, jeder Zoll eine Frau.

»Wie sieht mein Schicksal aus?« fragte sie.

Samos und ich betrachteten sie voller Bewunderung. Einige der Männer taten es uns nach. Ein paar von ihnen kamen sogar näher heran, um besser sehen zu können. Mehr als nur ein Sklavenmädchen stieß leise Schreie der Bewunderung aus. Auch sie waren beeindruckt. Rowena richtete sich zu ihrer vollen Größe auf. Sie konnte nicht widerstehen, sich in unserer Bewunderung zu sonnen.

Ich sah zur Seite.

Ein blondes Sklavenmädchen in einer enthüllenden kurzen Tunika kroch auf den Knien näher an Samos heran. Es war Linda, ein Mädchen von der Erde und eine von Samos' bevorzugten Sklavinnen. Sie sah die dort stehende Frau voller Furcht und Wut an. Dann streckte sie die Hand aus und legte sie an Samos' Ärmel. Er zog den Arm weg und befreite sich von ihrer Berührung.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder Lady Rowena zu.

»Wie du siehst, bin ich zu schön für eine Sklavin«, sagte sie.

Ich hatte Tausende von Sklavenmädchen gesehen, die noch schöner als sie gewesen waren, aber es stimmte: sie war eine wirkliche Schönheit.

Samos schwieg.

»Wie sieht mein Schicksal aus?« fragte Rowena erneut.

»Du bist zu schön, um keine Sklavin zu sein«, sagte Samos.

»Nein!« schrie sie. »Nein!«

»Bringt sie nach unten und macht sie zur Sklavin«, befahl Samos einem der beiden Wächter, die die Frau flankierten. »Zeichnet sie am linken Oberschenkel, mit einem ganz normalen Kajira-Mal. Und gebt ihr einen ganz normalen Hauskragen, ich glaube, der wird fürs erste reichen.« Rowena starrte ihn entsetzt an. Dann ergriffen die beiden Männer sie bei den Armen. Damit war die Angelegenheit erledigt. Samos richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf das Spielbrett. »Du bist am Zug«, sagte er. Ich widmete mich ebenfalls wieder dem Spiel. Die Wächter brachten die sich sträubende Frau weg.

»Ich hatte meinen Heimstein gesetzt«, sagte Samos. »Es ist dein Zug.« Das war richtig. Es handelte sich um meinen elften Zug. Ich betrachtete das Brett und den Standort seines Heimsteins. Ein Angriff wäre verfrüht gewesen. Ich wollte meine Stellung vorerst weiter ausbauen und versuchen, die Mitte zu sichern. So konnte ich die Beweglichkeit und die anderen Möglichkeiten weiter ausbauen, die die Kontrolle dieser entscheidenden Routen gewöhnlich mit sich brachten. Wer die Straßen kontrolliert, kontrolliert auch die Städte, heißt es. Das entspricht natürlich nicht unbedingt der Wahrheit, nicht auf einer Welt, wo sich die meisten Waren auf dem Rücken eines Mannes transportieren lassen, einer Welt, wo es Tarns gibt.

Ich schob den Ubaras-Tharlarionreiter nach Ubaras-Schriftgelehrter drei. Dies verstärkte nicht nur mein Zentrum, sondern öffnete auch eine Linie und unterstützte den Ubars-Hausbauer. »Du bist am Zug«, sagte ich. Samos stützte das Kinn auf die Fäuste und studierte das Brett. Dann lehnte er sich zurück und sah in

die Runde. Die Musikanten zupften an ihren Instrumenten. Zwei Männer steckten die Köpfe zusammen und tuschelten.

»Tula!« rief der eine. »Tula soll tanzen!«

Mehrere Männer stimmten begeistert zu. Samos nickte. Eine langbeinige Brünette wurde in die leere Saalmitte gestoßen. Sie hatte hohe Wangenknochen, war braungebrannt und trug einen goldenen Kragen. Ansonsten war sie nackt.

»Tula!« erscholl der Ruf, und sie hob langsam die Arme und wartete in aufregender Pose auf die ersten Takte der Musik. Sie würde den Männer zeigen, wie man richtig tanzte.

Die Musik setzte ein, und Tula tanzte. Ich sah, wie andere Mädchen näher an die Tische rückten, verstohlen auffälligere Haltungen einnahmen, vielleicht in der Hoffnung, auf diese Weise den Männern aufzufallen. Tula war Samos' beste Tänzerin. Die Mädchen wetteten darum, den zweiten Platz hinter ihr einzunehmen. Meine beste Tänzerin war ein Mädchen namens Sandra.

»Du bist am Zug«, sagte ich zu Samos.

»Ich weiß.«

Er schob seinen Ubaras-Tharlarionreiter auf Ubaras-Hausbauer drei. Es schien ein schlechter Zug zu sein, denn er schuf eine Lücke in der Diagonale von Ubaras-Wissender. Mein Ubaras-Tharlarionreiter war ausreichend geschützt. Ich nahm Ubars-Schriftgelehrter-Speerträger und bewegte ihn drei Felder weiter, wie es ihm beim ersten Zug zustand. Beim nächsten Zug würde ich Ubars-Hausbauer auf Ubars-Schriftgelehrter eins stellen und so Druck auf die Linie von Samos' Ubars-Schriftgelehrter ausüben. Samos schien anders als sonst zu spielen. So hatte er beispielsweise schon mit einer ziellosen Eröffnung begonnen. Er hatte wichtige Spielsteine zu früh vorrücken lassen und dann Zeit verloren, als er sie zurückziehen mußte. Es war, als

hätte er einen bedeutsamen Zug machen wollen oder das Gefühl gehabt, es tun zu müssen, sich dann aber nicht dazu durchringen können.

Er nahm einen Speerträger und versetzte ihn ziellos.

»Das scheint ein schwacher Zug zu sein«, sagte ich.

Er zuckte mit den Schultern.

Ich stellte Ubars-Hausbauer auf Ubars-Schriftgelehrter eins. Samos' Eröffnung hatte mich gezwungen, bei meiner Eröffnung bestimmte Spielsteine mehr als einmal zu bewegen.

Tula wiegte sich mittlerweile mit sinnlichen Bewegungen vor dem Tisch. Linda, die ein Stück hinter Samos kniete, sah sie wütend an. Sklavinnen wetteifern für gewöhnlich schamlos um die Gunst ihres Herrn. Tula war sehr schön mit ihren langen Beinen, den hohen Wangenknochen, dem ungebändigten schwarzen Haar und dem goldenen Kragen. Aber Samos würdigte sie kaum eines Blickes. Sie warf den Kopf in den Nacken und wirbelte herum. Sie würde die Nacht in den Armen eines anderen Mannes verbringen.

Samos tat den nächsten Zug; ich reagierte dement sprechend.

Er schien sich heute abend nicht richtig auf das Spiel konzentrieren zu können.

Ich fragte mich, ob etwas nicht in Ordnung war.

»Warum wolltest du mich sehen?« fragte ich. Es war ungewöhnlich für Samos, mich bloß wegen einer Partie Kaissa in sein Haus einzuladen.

Er antwortete nicht, sondern studierte weiterhin das Brett. Samos war ein guter Spieler, doch das Spiel bedeutete ihm nicht viel. Er hatte mir einmal erzählt, er ziehe ein anderes Kaissa vor; sein Spiel seien die Politik und der Einfluß auf andere.

»Ich glaube nicht, daß du nur Kaissa mit mir spielen wolltest«, sagte ich.

Er gab keine Erwiderung.

»Schütze deinen Ubar«, sagte ich.

Er zog den Spielstein zurück.

»Weißt du etwas Neues über die Kurii?« fragte ich.

»So gut wie nichts.«

Unsere letzte gut unterrichtete Informationsquelle in dieser Angelegenheit war eine blonde Sklavin namens Sheila gewesen. Ich erinnerte mich noch gut daran, wie sie vor uns gekniet hatte, nur mit einem Sklavengeschirr bekleidet, das ihre Schönheit noch vergrößert hatte. Sie hatte gehorsam und willig gesprochen, uns jedoch alles in allem nur wenig helfen können. Die Kurii überließen ihren menschlichen Agenten nur wenige wichtige Informationen, vermutlich aus Sicherheitsgründen. Sheila war einst die Tatrix von Corcyrus gewesen. Jetzt gehörte sie Hassan von Kasra, der auch oft Hassan der Sklavenjäger genannt wird. Ich war einmal in Kasra gewesen. Es ist eine Hafenstadt am Lauf des unteren Fayeen, ein wichtiger Ort für den Salzhandel der Tahari.

Ich nickte. Aus Sheilas Aussage, die von anderen Quellen gestützt wurde, hatten wir geschlossen, daß sich die Kurii der langsamen Strategie schrittweiser Machtübernahme zuwandten, der Kontrolle einzelner Städte, der dann der Aufbau eines mächtigen Netzwerkes folgen würde. So wollten sie eine Welt für sich gewinnen, die zumindest theoretisch dem Gesetz der Priesterkönige unterlag. Damit eine derartige Strategie überhaupt zur Anwendung kommen konnte, mußten die Sardar sie zumindest dulden. Ich bekam eine Gänsehaut. Es wird nichts Gutes für die Menschen verheißen, dachte ich, sollten die Priesterkönige und die Kurii irgendeine Übereinkunft treffen oder Verbindung eingehen.

»Hast du nichts von den Sardar gehört?« fragte ich.

Samos sah vom Brett auf.

Draußen lärmte die nächste Gauklерtruppe mit ihren Trommeln und Trompeten.

»Gegen Ende des Se'Var brachte Yngvar der Weitge-

reiste, ein Fallensteller aus Torvaldsland, an Bord der *Vier Ketten Paga* mit«, sagte Samos.

Ich nickte. Die *Vier Ketten* war mir bekannt. Sie gehörte Procopius dem Kleineren und hatte ihren Ankerplatz in der Nähe von Pier Sechzehn. Man darf Procopius den Kleineren nicht mit Procopius dem Großen verwechseln, einem wichtigen Kaufmann aus Port Kar, dem nicht nur Schenken gehören, sondern der auch mit Papier, Eisenwaren, Wolle und Salz handelt. Der Name Yngvar der Weitgereiste war mir erst seit kurzem bekannt, ich hatte ihm allerdings noch nie persönlich gegenübergestanden. Der Tag, von dem Samos gesprochen hatte, lag etwa zwei Monate in der Vergangenheit.

»Wenn Yngvar betrunken ist, erzählt er viele Geschichten. Eine davon verwirrt mich und macht mir angst. Er behauptet, etwa fünfzig Pasang nordöstlich von Scagnar hätten er und seine Mannschaft etwas in der Luft schweben sehen, eine Art mit einem Netz durchzogenes Glas, in dem sich das Licht brach. Dann erblickten sie in seiner Nähe ein scheibenähnliches silbriges Objekt. Die beiden Objekte schienen in die Tiefe zu schweben, als wollten sie ins Meer eintauchen. Kurze Zeit später verschwand das silberne Objekt wieder. Neugierig und ängstlich ruderten die Männer zu dem Ort, an dem die beiden Flugobjekte anscheinend niedergegangen waren. Aber dort war nichts, nicht einmal ein Riff. Sie wollten gerade umkehren, als einer der Männer etwas entdeckte. Keine zwanzig Meter vom Schiff entfernt trieb halb untergetaucht eine geflügelte große Kreatur. So etwas hatten die Männer noch nie gesehen. Die Kreatur war tot. Nach einiger Zeit ging sie unter und versank.«

»Ich kenne die Geschichte«, sagte ich. Tatsächlich hatte ich sie erst vor ein paar Tagen gehört. Sie schien in den Schenken zu kursieren. Yngvar hatte zusammen mit anderen Torvaldslandern neue Verträge unterzeich-

net und war kurz darauf mit dem Schiff in Richtung Norden abgesegelt. Weder Samos noch ich hatten ihn befragen können.

»Der Zeitpunkt dieses Vorfalls ist unklar«, sagte ich.

Samos nickte. »Anscheinend ist es schon länger her.«

Vermutlich hatte sich dieser Zwischenfall nach meinem Aufenthalt in Torvaldsland zugetragen, sonst wäre er mir dort zu Ohren gekommen. Ungewöhnliche Geschichten verbreiten sich schnell in den Sälen, dafür sorgen schon die Händler und Sänger. Eine derartige Geschichte wäre sicherlich auf einem Thing-Jahrmarkt erzählt worden. Ich war im Runen-Jahr 1006 in Torvaldsland gewesen. Die Zeitrechnung von Torvaldsland stützt sich auf den Augenblick, da Torvald, der legendäre Held und Begründer des nördlichen Vaterlandes, von Thor den warmen Torvald-Strom als Geschenk erhielt. Die Kalender werden von Runenpriestern geführt. Mein Besuch hatte umgerechnet im Jahr 10222 C.A. oder im Jahr 3 der Herrschaft des Kapitänsrates von Port Kar stattgefunden. Die Geschehnisse, von denen Yngvar berichtet hatte, hatten sich vermutlich vor vier oder fünf Jahren zugetragen.

»Vermutlich ist es ein paar Jahre her«, sagte Samos.

»Vermutlich«, räumte ich ein.

»Das Schiff gehörte wahrscheinlich den Priesterkönigen.«

»Anzunehmen«, stimmte ich zu. Es erschien unwahrscheinlich, daß ein Schiff der Kur offen durch goranischen Luftraum flog.

»Eine interessante Geschichte«, sagte Samos.

»Ja.«

»Vielleicht bedeutet sie etwas.«

»Vielleicht.«

Ich erinnerte mich an einen Vorfall vor langer Zeit, als ich im Nest der Priesterkönige vor der sterbenden Mutter gestanden hatte. »Ich sehe ihn, ich sehe ihn«, hatte sie gesagt. »Seine Flügel sind wie Schauer aus

Gold.« Dann war sie auf den Stein zurückgesunken. »Die Mutter ist tot«, hatte Misk gesagt. Bemerkenswerterweise hatten ihre letzten Gedanken anscheinend ihrem Hochzeitsflug gegolten. Zweifellos gab es nun eine neue Mutter im Nest. Yngvar und seine Männer waren meiner festen Überzeugung nach unwissentlich Zeuge des Beginns einer neuen Dynastie der Priesterkönige geworden.

»Hast du etwas von den Sardar gehört?« fragte ich erneut.

Samos sah auf das Brett. Sein Zögern, meine Frage zu beantworten, überraschte mich. Natürlich war es möglich, daß er etwas gehört hatte, was mich nichts angegang. Ich hatte nicht vor, die Nase in seine Angelegenheiten zu stecken – oder in die der Priesterkönige. Andererseits war es genausogut möglich, daß sie nichts von sich hatten hören lassen.

Wir spielten jeder vier Züge.

»Du spielst heute nicht so wie immer«, sagte ich zu ihm.

»Tut mir leid.«

Ein anderes Mädchen, Susan, tanzte jetzt. Tula ließ sich von einem Mann zum nächsten weiterreichen. Einige der anderen Mädchen standen ebenfalls ihren Herrn auf eindeutige Weise zu Diensten. Dann gab es noch welche, die ihre Herren küßten und streichelten, ihnen um Aufmerksamkeit bettelnd ins Ohr flüsterten.

Wir spielten noch ein paar Züge.

»Was macht dir Sorgen?« fragte ich Samos.

»Nichts.«

»Gibt es sonst etwas Neues?«

»Tarnmänner aus Treve haben die Außenbezirke von Ar überfallen«, sagte Samos.

»Sie werden mutig«, sagte ich.

»Cos und Ar befehdnen sich noch immer.«

»Natürlich.«

»In Tyros werden weiterhin Schiffe gebaut.«

»Chenbar vergißt nie etwas«, sagte ich. Ein Großteil von Tyros' Seestreitkräften waren in der Schlacht am 25. Se'Kara vernichtet worden, im Jahr 1 der Herrschaft des Kapitänsrates.

»Unsere Spione berichten, daß in Cos viele Männer ausgebildet und Söldner rekrutiert werden«, sagte Samos.

»Wir könnten die Werften von Tyros angreifen«, sagte ich. »Zehn Rammschiffe, tausend Mann, eine handverlesene Streitmacht.«

»Die Werften sind gut befestigt«

»Glaubst du, Cos und Tyros werden zuschlagen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Ich weiß nicht«, sagte er.

»Es ist bemerkenswert«, meinte ich. »Ich kann Port Kar nicht als große Bedrohung für sie sehen. Die Macht von Ar im Voskbecken scheint doch eine viel größere Bedrohung für Cos' und Tyros' Einfluß und ihr Handelsgebiet darzustellen.«

»Sollte man annehmen.«

»Natürlich hat die Gründung der Voskliga die Dinge schwieriger gemacht.«

»Das ist wahr«, bestätigte Samos.

»Worin bildet man die Männer von Cos aus?«

»Es ist eine Infanterieausbildung.«

»Das ist gut zu wissen«, sagte ich. Ich hielt es für unwahrscheinlich, daß ein Infanterieangriff auf Port Kar erfolgreich wäre, sofern es sich um einen Angriff mit normalem Aufmarsch und normaler Taktik handelte. Das hatte seine Ursache vor allem in der Lage der Stadt: Man hatte sie am nordwestlichen Ufer des Vosk erbaut; vor ihren Mauern liegen die Fluten des Thassas und des Tamburgolfs, während sich dahinter das riesige straßenlose Marschland des Vosk befindet.

»Könnte es sein, daß Cos den Plan verfolgt, Ar auf dem Land herauszufordern?«

»Das wäre Wahnsinn«, sagte Samos.

Ich nickte. Ar ist die mächtigste Landmacht Gors. Falls die cosische Infanterie den Streitkräften aus Ar in offener Feldschlacht entgegentrete, würde sie vernichtet werden.

»Also wollen sie allem Anschein nach die Infanterie gegen Port Kar einsetzen«, sagte Samos.

Ich nickte. Cos würde Ar niemals auf dem Land herausfordern. Das war undenkbar.

»Bereitet dir das Sorgen?« fragte ich.

»Was?«

»Die Möglichkeit, daß Cos und Tyros gegen Port Kar marschieren könnten?«

»Nein.«

»Was macht dir denn dann Sorgen?«

»Nichts.«

Ich setzte meinen Ubaras-Hausbauer, um Samos' Ubar zu bedrohen. Dieser Zug machte den versteckten Angriff meines Ubaras-Wissenden auf seinen Heimstein erkennbar. Er verlegte den Weg mit seinem Ubars-Hausbauer, den ich im Gegenzug mit dem Wissenden wegnahm, einem weniger wichtigen Spielstein. Der Wissende bedrohte natürlich weiterhin den Heimstein, und Samos schlug ihn mit seinem Ubaras-Hausbauer, während ich daraufhin mit meinem Ubaras-Hausbauer seinen Ubar vom Spielfeld nahm.

Samos wandte sich Linda zu. »Tanze!« befahl er. Sie sprang auf die Füße und eilte in die Mitte des gefliesten Saals. Susan landete in den Armen eines Keleustes. Das ist der Mann auf einem Schiff, der den Ruderern auf einer Trommel oder einem Holzblock die Schlagzahl vorgibt. Bei einigen Seestreitkräften wie auch einigen Privatlinien heißt der Keleuste einfach der Antreiber. Er untersteht direkt dem Rudermeister; Rudermeister sind zu jeder Zeit zu zweit im Dienst, da die meisten goreanischen Schiffe mit zwei Reihen Ruderern bestückt sind, und berichten direkt dem Ka-

pitän. Das gleiche gilt übrigens auch für den Steuermann.

Wir sahen uns Lindas Tanz an. Es schien, als hätte sie allein für Samos Augen. Ihre Finger spielten aufreizend an dem Verschlußbändchen des linken Trägers herum.

»Zieh dich aus, Sklavin«, sagte Samos.

Sie zog an dem Bändchen. Es gab goreanischen Beifall. Linda tanzte gut. Sie hatte nur noch wenig von einer irdischen Frau. Wie glücklich und erfüllt sie doch auf Gor war.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder dem Spielbrett zu, genau wie Samos.

»Noch vier Züge bis zur Gefangennahme des Heimsteins«, sagte ich.

Er nickte, nahm den Heimstein vom Brett und gab sich damit geschlagen.

Dann sah er wieder zu Linda hinüber. »Sie ist hübsch.«

»Ja.«

»Glaubst du, daß ich ihr Freund bin?« fragte er.

»Ja.«

Sie wand sich gekonnt.

»Warum hast du mich heute abend eingeladen? Doch bestimmt nicht nur wegen einer Partie Kaissa.«

Er stellte die Spielsteine wieder auf. Diesmal würde er Gelb nehmen.

»Ubars-Speerträger auf Ubar fünf.«

Mit diesem Zug greift man das Zentrum an und öffnet für die Ubara eine Diagonale. Außerdem ermöglicht er die Plazierung des Ubars-Tarnkämpfers. Ich machte den gleichen Zug, stellte mich Samos im Zentrum gegenüber, unterbrach den Vorstoß auf diese Linie und sicherte mir die Möglichkeit, Ubaras und Ubars-Tarnkämpfer zu setzen. Das ist eine der konventionellsten Eröffnungen des Kaissa.

An diesem Abend spielten wir noch zwei Partien. Ich gewann beide Spiele ohne große Anstrengung, zuerst

mit einem Ansturm aus Speerträgern und Tharlarionreitern auf die Linie des Ubars, dann mit einer Kombination aus Ubaras-Schriftgelehrter, Ubaras und Ubars-Tarnkämpfer, die in der Mitte angriffen. Es war spät geworden. Linda lag zusammengerollt an Samos' Seite auf den Fliesen, nackt bis auf den Sklavenkragen. Sie war wunderschön und kurvenreich, und sie gehörte ihm.

»Kapitän«, sagte einer der Wächter, die vor den Tisch traten. Es waren die Männer, die zuvor Lady Rowena aus Lydius gebracht hatten. Diese Frau kniete nun zwischen ihnen, wandte uns das Gesicht zu und streckte die Arme in die Höhe. Jeder der Wächter hielt ein Handgelenk fest. Man hatte sie zur Sklavin gemacht.

»Du bist nun eine Sklavin, richtig?« fragte Samos.

»Ja, Herr«, antwortete sie gehorsam.

»Ich werde dich Rowena nennen.«

»Danke, Herr.« Es liegt eine gewisse Sicherheit darin, wenn ein Sklave einen Namen hat. Die meisten Besitzer machen sich nicht die Mühe, einem Sklaven, den sie dem Tod überlassen wollen, einen Namen zu geben. Damit würde man nur den Namen verschwenden. Natürlich unterliegt die Namensgebung der Laune des Besitzers; er kann ihn dem Sklaven genauso schnell wieder nehmen.

»Bringt sie in mein Gemach.«

»Ja, Kapitän«, sagte der erste der Wächter.

»Herr!« protestierte Linda.

Samos sah sie an, und sie senkte den Kopf. »Vergib mir, Herr«, sagte sie.

»Ich werde versuchen, meinen Herrn zu erfreuen!« versicherte Rowena ängstlich. Sie hatte ihre Lektion offensichtlich gelernt.

Dann packten die beiden Männer sie und brachten sie fort.

»Sie ist fett«, sagte Linda. Das war nicht gerecht. Die Sklavin Rowena war nicht fett. Ihr Körper war wohlge-

rundet. Bald würde sie sich natürlich einer strengen Lebensweise mit Diät und Körperertüchtigung unterziehen müssen. Die goreanische Sklavin ist keine freie Frau. Und aus diesem Grund muß sie ihre Schönheit bewahren.

»Gefällt dir Linda nicht mehr?« maulte sie.

»Doch, du gefällst mir noch immer.«

»Linda kann dich besser erfreuen als Rowena.«

»Vielleicht.«

»Ich kann, und ich will!«

»Geh in dein Gemach!« sagte Samos.

»Ja, Herr«, sagte sie, nahm ihre Tunika vom Boden und stand mit Tränen in den Augen auf.

»Sklavin«, sagte Samos.

»Ja, Herr?« sagte sie, drehte sich um und ließ sich auf die Knie fallen.

»Morgen nacht wirst du an meinen Sklavenring gekettet werden.«

»Danke, Herr!« rief sie aus und eilte glücklich aus dem Saal.

»Was willst du mit der Sklavin Rowena anfangen?« fragte ich.

»Sie gehört zu einer hundert Köpfe zählenden Gruppe, die auf dem Jahrmarkt von En'Kara verkauft werden soll.«

Ich stand auf. Das lange Sitzen hatte mich steif gemacht.

Samos erhob sich ebenfalls. Wir sahen uns um. Die Männer und die Sklavinnen hatten den Raum verlassen. Wir waren allein.

Unsere Blicke trafen sich. Ich las in seinen Augen, daß er mir etwas sagen wollte, aber er tat es nicht.

»Deine Männer und das Boot warten«, sagte er.

Samos begleitete mich nach draußen zu der kleinen Anlegestelle.

Ich stieg in das Langboot und rüttelte Thurnock, den blonden Riesen, an der Schulter, bis er aufwachte. Er

weckte die Ruderer. Ich nahm meinen Platz am Steuer-ruder ein. Einer von Samos' Männern machte die Leine los.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sprach Samos den traditionellen goreanischen Gruß.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich.

Wir stießen das Boot ab. Einen Augenblick später glitten wir mit langsamem Ruderschlägen den Kanal entlang und fuhren in Richtung meines Hauses. Der Kanal war dunkel. In zwei Tagen würde er von Laternen erhellt sein, die an Stangen befestigt wären und aus den flaggengeschmückten und girlandenbehängten Häusern ragten. Dann war die Zeit der Zwölften Passage-Hand gekommen, die Zeit des Karnevals.

Am Arsenal wurde die Zeitstange geschlagen. Es war die zwanzigste Ahn, die goreanische Mitternacht.

Ich zerbrach mir den Kopf, warum Samos mich eingeladen hatte. Ich war mir sicher, daß er mit mir hatte sprechen wollen. Doch dann hatte er es nicht getan.

Ich verscheuchte diese Gedanken. Wenn Samos seine Absichten für sich behalten wollte, so war das seine Sache und ging mich nichts an.

Ich hatte heute abend ein paar gute Partien Kaissa gespielt. Allerdings lag Samos wie bereits erwähnt nicht viel an dem Spiel. Er zog ein anderes Kaissa vor; sein Spiel waren die Politik und die Einflußnahme auf andere.

»Herr!« lachte das Mädchen, das anscheinend eine nackte und mit einem Kragen versehene Sklavin war, legte die Arme um meinen Hals und drückte die heißen und süßen Lippen auf meinen Mund.

»Oh!« rief sie aus, als ich über ihre Oberschenkel strich. Sie war tatsächlich eine Sklavin. Das Brandmal befand sich hoch oben auf ihrem linken Oberschenkel, direkt unter der Hüfte. Manchmal verkleiden sich im Karneval freie Frauen als Sklavin und laufen nackt durch die Straßen.

Ich ließ die Hände besitzergreifend über ihren Körper wandern, packte sie unter den Armen, hob sie hoch und drückte sie leicht an mich. Dann erwiderte ich den Kuß. »Herr!« schnurrte sie begeistert. Ich stellte sie wieder ab, drehte sie um und schickte sie mit einem leichten Klaps auf das Hinterteil ihrer Wege. Sie verschwand lachend in der Menge.

»Paga, Freund?« fragte ein Seemann.

Ich nahm einen Schluck Paga aus seinem Bota, er trank einen aus meinem.

Dann trat ich zur Seite und wäre beinahe von einer riesigen Gestalt auf Stelzen über den Haufen gerannt worden.

Ein Bursche neben mir blies mit aller Kraft in sein Horn, und ich zuckte zusammen.

Auf dem größten Platz Port Kars vor der Halle des Kapitänrates hielten sich bestimmt an die fünfzehntausend Menschen auf. Überall standen Buden, Plattformen und Bühnen, die aus buntem Segeltuch und auffallend beschnitztem Holz errichtet, mit flatternden Flaggen und Schildern geschmückt waren und vom Fackel- und Lampenschein erleuchtet wurden. Um sie

herum und zwischen ihnen drängten sich wahre Menschenmassen. In der Platzmitte wurden tausend Dinge zum Verkauf angeboten, warteten schier Hunderte von Schauspielbühnen auf Zuschauer. Schwitzende Männer mit nacktem Oberkörper hielten Stäbe mit ölgetränkter brennender Wolle und schienen die Flammen zu schlucken. Jongleure zeigten beeindruckende Kunststücke mit Ringen, Bällen und Stöcken. Spaßmacher liefen umher; Akrobaten wirbelten durch die Menge, vollführten hohe Sprünge und kletterten aufeinander, bis sie – von Gors Gravitation unterstützt – zehn Meter über den Zuschauern schwankten. Ein Mann stand auf einem zwischen zwei Pfosten gespannten Tarndraht und schlug dort Purzelbäume. Ein anderer Gaukler führte einen tanzenden Sleen vor.

Die hübsche Assistentin eines Zauberers, die das Gewand einer freien Frau trug – allerdings ohne Kapuze und Schleier, was die Vermutung nahelegte, daß sie eine Sklavin war –, legte ihren Herrn in Ketten. Dann half sie ihm, in einen Sack zu klettern, der sich wiederum in einer Truhe befand. Als er sich in der Truhe ausstreckte, band sie ihm den Sack über dem Kopf zu. Dann klappte sie die Truhe zu und schob mit großartigen Gesten alle Riegel vor. Zur Krönung warf sie drei Ketten über die Truhe und verschloß sie mit Vorhangeschlössern. Ein Mann aus dem Publikum wurde auf die Bühne gebeten, um die Schlosser zu überprüfen. Er rüttelte daran und versicherte widerwillig, daß sie fest verschlossen seien. Die wunderschöne junge Frau vertraute ihm die Schlüssel an. Dann trat sie in einen in der Nähe stehenden schmalen Schrank.

Ein Trommelwirbel ertönte und wurde immer lauter. Als er einen Höhepunkt erreicht hatte, brach er jäh ab; es folgte ein Augenblick überraschender Stille. Die Schranktür flog auf, und der Zauberer trat lächelnd heraus, begleitet von überraschten und entzückten Aufschreien aus dem Publikum, winkte mit den unge-

fesselten Händen und begrüßte die Menge. Er verschwendete keinen Augenblick, sondern trat zu dem überraschten Burschen mit den Schlüsseln, nahm sie ihm ab und begann die Schlosser aufzuschließen. Im nächsten Moment schob er schon die Riegel zurück und öffnete die Truhe. Das Publikum hielt den Atem an, ahnte, was da nun kam und doch nicht sein konnte. Der Zauberer zog den Sack in eine aufrechte Position. Mir fiel auf, daß er nun mit einem Gefangenenknoten verschnürt war, einem Knoten, mit dem man gewöhnlich Gefangene und Sklaven fesselt.

Der Zauberer öffnete den Knoten. Der Trommelwirbel setzte wieder ein, verstummte jäh, und eine wunderschöne, mit Haube und Sklavenketten versehene nackte Frau sprang auf. Der Zauberer verbeugte sich vor dem Publikum.

Anscheinend war die Vorstellung damit vorbei. Aber nur wenige Münzen landeten auf der Bühne. »Wartet!« rief ein Mann. »Das ist nicht dieselbe Frau!« Der Zauberer schien bestürzt und verwirrt zu sein. Es sah so aus, als könne er es nicht erwarten, die Bühne mit Anstand zu verlassen. »Zeig sie uns! Zeig sie uns!« rief das Publikum. Zögernd, als würde er sich nur mit großem Unwillen dem Zwang beugen, schnallte er die Haube auf. Dann riß er sie mit einer heftigen Bewegung herunter. Sie war es! Es war tatsächlich dasselbe Mädchen! Sie lächelte, schüttelte den Kopf und warf ihre schönen Zöpfe nach hinten. Während die Menge jubelte und ein wahrer Münzregen auf die Bühne niederging, stieg sie mit Hilfe des Zauberers aus dem Sack und trat aus der Truhe. Dann kniete sie sich lächelnd auf die Bühne. Sie trug einen Kragen, wie nun deutlich zu sehen war, jetzt, da sie weder von der Haube noch vom Gewand einer freien Frau verhüllt wurde.

Ich warf eine goldene Tarnmünze auf die Bühne. Die Sklavin starre sie erstaunt an. Vielleicht hatte sie noch nie eine solche Münze gesehen. Damit konnte man

mehrere Frauen wie sie erstehen. »Vielen Dank, edler Herr!« rief sie.

»Sie sind geschickt«, meinte ein Mann neben mir.

»Ja«, stimmte ich zu, wandte mich ab und mischte mich wieder unter das Volk.

Der Mann, der die Bemerkung gemacht hatte, trug wie ich keine Maske. Im Karneval sind Masken nichts Ungewöhnliches. Viele Leute trugen sie. Bizarre Kostüme sind in dieser Zeit ebenfalls äußerst populär. Maskeraden und Verkleidungen sind ein wichtiger Bestandteil des Vergnügens am Karneval. Es gibt sogar Kostümparaden; es werden Preise verliehen für die gelungenste Kostümierung, und das in verschiedenen Kategorien. Aber die meisten Leute verkleiden sich nicht, um einen Preis zu gewinnen, sondern nur deshalb, weil Karneval ist und es Spaß macht. So etwas tut man in dieser Zeit ganz einfach.

Vom schlichten Vergnügen am Verkleiden abgesehen bringt einem eine Maskerade meiner Meinung nach auch noch tiefergehenden Gewinn. Zum Beispiel bietet sie Gelegenheit, neue Identitäten auszuprobieren, sie verscheucht die Langeweile und lässt einen den Alltag vergessen, man kann sich von allen möglichen Anspannungen befreien und dergleichen mehr. Außerdem bietet sie Gelegenheit für Scherze und Streiche. Wer zum Beispiel war der Kerl, der einem Paga über den Kopf gegossen hat? Und die freie Frau kann darüber nachgrübeln, wer der Bursche war, der sie so unerwartet und heftig gekniffen hat. Dabei hat sie vielleicht sogar Glück gehabt, daß ihr Schleier nicht hochgeschoben und sie von dem Fremden geküßt wurde. Oder war es vielleicht gar kein Fremder? Und wer sind die Männer in den Gewändern der Ärztekaste, die einander Medizin verabreichen, nach deren Genuss sie anscheinend unter großen Qualen herum hüpfen? Sind es überhaupt Ärzte? Es scheint viel wahrscheinlicher, daß es Holzarbeiter oder Segelmacher aus dem Arsenal

sind. Der Karneval mit seinen Freiheiten wird auch oft von Männern und Frauen dazu genutzt, sich auf Afären einzulassen; es finden intime Zusammenkünfte statt, bei denen sich die Partner oft nicht einmal kennen. Übrigens ist das ein schönes Beispiel für einen weiteren Vorteil der Masken; sie verleihen dem Träger nach Wunsch Anonymität,

Auf Gor werden Masken allerdings auch außerhalb des Karnevals benutzt. Man sieht sie oft bei Leuten, die inkognito reisen oder aus bestimmten Gründen an einem bestimmten Ort oder zu einer bestimmten Zeit nicht erkannt werden wollen. Unter Straßenräubern ist der Gebrauch weit verbreitet. Manchmal durchstreifen maskierte Banden adliger Jugendlicher die Straßen, gewöhnlich auf der Suche nach einem Sklavenmädchen, das für die Vergnügungen des Abends herhalten soll. Die Banden niedriger Kasten, die aus ähnlichen Gründen unterwegs sind, benutzten nur selten Masken. Allerdings können sie ihren Aktivitäten relativ offen nachgehen, da sie keinen Skandal zu fürchten brauchen.

»Paga!« rief ein Mann.

Wir tauschten Schlucke aus unseren Botas. Er schwankte weiter.

Kinder liefen vorbei und spielten Fangen.

Mein Blick fiel auf eine Frau, die bis zur Taille nackt war. Um die Hüften hatte sie einen schmalen Stoffstreifen geschlungen. Sie sah mich an und wandte sich dann ab.

An mindestens einem Dutzend Stellen des großen Platzes spielten Musikanten.

Ich entdeckte Tab, einen Kapitän, der einmal meinem Haus angehört hatte und mit dem ich gelegentlich noch Geschäfte tätigte. An seiner Seite war seine Sklavin Midice. Sie klammerte sich an seinem linken Arm fest. Ich rief ihm einen Gruß zu, doch in dem Lärm hörte er mich nicht. Seine Schwertscheide war leer.

Genau wie meine auch. Wir hatten die Waffen vor Betreten des Platzes abgegeben.

»Ich muß dich bitten, mir dein Schwert zu geben«, hatte einer der Arsenalwächter gesagt, die heute abend im Dienst waren.

»Nein«, hatte sein Kamerad gesagt. »Erkennst du ihn nicht? Das ist Bosk, der Admiral, Mitglied des Kapitänrates.«

»Vergib mir, Kapitän, Geh, wie du bist.«

»Nein, das ist schon in Ordnung«, hatte ich erwidert und ihm mein Schwert und das Messer überlassen, das ich gewöhnlich bei mir trug, ein Quiva. Das Sattelmesser der Tuchuk war ein ausbalanciertes Wurfmesser. Ich selbst hatte im Rat dafür gestimmt, während des Karnevals die Leute vor dem Betreten des Platzes nach Waffen zu kontrollieren. Es war nur richtig, fand ich, mich einer Regel zu unterwerfen, die ich selbst öffentlich unterstützt hatte.

Plötzlich fiel mir ein, daß ich den Mann, der mich vor der Bühne des Zauberers angesprochen hatte, schon einmal gesehen hatte. Er hatte in der Nähe des Kontrollpunktes gestanden, den ich gerade benutzt hatte.

Die Waffenkontrolle wird folgendermaßen durchgeführt: Man gibt seine Waffe ab, und der Wächter reißt einen an beiden Enden nummerierten Papierstreifen in zwei Hälften. Die eine Hälfte verbleibt bei der Waffe, die andere Hälfte erhält ihr Besitzer. Um die Waffe wiederzubekommen, gibt man seinen Schein ab. Ich trug meinen Abschnitt im Geldbeutel. Der Schein besteht aus Rencepapier, das in Port Kar nicht viel kostet, da sich die Stadt in unmittelbarer Nähe des größten Vorkommens der Rencepfanze befindet, des großen Sumpfandes im Voskdelta.

»Kapitän«, sagte da eine Stimme.

Ich drehte mich um.

»Kapitän Henrius?« Er schob grinsend die Maske

hoch. Er war es tatsächlich, also hatte ich die Stimme richtig erkannt. Der junge Kapitän Henrius gehörte zur Linie der Sevarii. Er hatte meinem Haus angehört, herrschte aber nun über sein eigenes Haus. In seiner Begleitung war seine Vergnügungssklavin Vina, die einst dem abstoßenden Lurius aus Jad versprochen gewesen war und an seiner Seite auf dem Thron zur Ubara von Cos ausgerufen werden sollte. Jetzt war sie Sklavin in Port Kar. Wegen der bunten Farben, die ihren Körper schmückten, hatte ich sie nicht sofort erkannt. Sie kniete neben Henrius und klammerte sich an seinem Oberschenkel fest, damit sie ihm in der Menge nicht abhanden kam.

»Jemand sucht nach dir«, sagte Henrius.

»Wer?« fragte ich.

»Ich kenne ihn nicht. Er hat vorgeschlagen, daß ihr euch bei den purpurfarbenen Pavillons trefft, und zwar in Nummer siebzehn.«

»Danke«, sagte ich.

Henrius rückte mit einem Grinsen seine Maske zurecht, zog Vina auf die Füße, nahm sie beim Ellbogen und verschwand in der Menge.

Ich sah ihnen nach. Ich mochte beide.

Eine freie Frau, bekleidet mit einem wirbelnden Gewand der Verhüllung und einem Schleier, stellte sich mir in den Weg. »Nimm meine Gunstbezeugung an, bitte!« lachte sie und schwenkte kokett ein Halstuch vor meinem Gesicht herum. »Bitte, du hübscher Bursche, bitte!«

»Gern«, sagte ich lächelnd.

Sie trat nahe an mich heran.

»Hiermit wage ich, eine freie Frau, dir meinen Gunstbeweis zu überlassen, und zwar aus meinem eigenen, freien Willen!«

Sie schob das Halstuch in eine Öse am Kragen meines Gewandes und zog es bis zur Mitte durch. So würde ich es kaum verlieren.

»Vielen Dank, hübscher Herr!« lachte sie. Dann lief sie weiter.

An ihrem Gürtel steckten nun nur noch zwei Hals-tücher. Üblicherweise beginnt eine Frau dieses Spiel mit zehn Tüchern. Die erste, die alle zehn Gunstbezeu-gungen an den Mann gebracht hat und wieder am Start ist, hat gewonnen. Ich sah ihr grinsend nach. Es wäre unhöflich gewesen, das Halstuch abzulehnen. Außer-dem hatte sie so nett gebettelt.

Natürlich kann sich eine freie Frau eine derartige Kühnheit nur im Karneval erlauben. Das Spiel mit dem Gunstbeweis hat vermutlich eine komplizierte Ge-schichte, die sich sicher bis zur Erde zurückverfolgen läßt. Das ergibt sich allein schon aus der Tatsache, daß die Gunstbezeugung beziehungsweise das Symbol für die Bezeugung der Gunst traditionellerweise ein Tas-schentuch oder Halstuch ist. Soviel ich weiß, hat der Champion einer Dame eine derartige Gunstbezeugung bei sich getragen, am Helm befestigt oder in den Kampfhandschuh geschoben.

Es ist nicht schwer, die verborgene Bedeutung einer solchen Gunstbezeugung zu erkennen. Dazu muß man nur wissen, daß sie von freien Frauen aus freiem Willen vergeben werden. Es bedeutet in Wahrheit nichts anderes, als daß eine freie Frau einem Mann ihre Gunst schenkt oder auch verkauft. So offensichtlich diese Er-kenntnis im klaren Licht des Verstandes auch ist, wird die freie Frau sie vermutlich erschrocken als entlarvend und skandalös empfinden. Es ist einer jener Fälle, in der eine Sache, die sie lange zu verbergen versucht hat, ihr plötzlich unwiderruflich bewußt wird, vielleicht sogar zu ihrer Verblüffung und ihrem Entsetzen.

Diese Interpretation wird von der Tatsache gestützt, daß bei diesem Wettbewerb die *Frau* dem *Mann* ihre Gunstbezeugung überreicht und daß im allgemeinen starke, gutaussehende Männer die bevorzugten Emp-fänger solcher Halstücher sind. Die Frauen wetteifern

darum, die Gunstbezeugungen zu verteilen, und diejenige, deren ›Gunst‹ als erste angenommen wird, hält sich ihren weniger erfolgreichen Schwestern für überlegen, zumindest in dieser Hinsicht. Dieses Spiel verschafft freien Frauen das aufregende, gesellschaftlich anerkannte Gefühl prickelnder Unartigkeit, ohne jeden Zweifel ein Hinweis auf die damit verbundene körperliche Erregung, eine Erregung, die allgemein für unter der Würde einer hochrangigen freien Frau gehalten wird.

Kurz gesagt, das Spiel der Halstücher erlaubt freien Frauen auf gesellschaftlich anerkannte Weise, ihre körperlichen Bedürfnisse zumindest zum Teil zu befriedigen, wenn auch nur durch eine symbolische Handlung. Es kommt allerdings vor, daß auf diese Weise interessierten Männern Anträge gemacht werden.

Die Frau mit dem Sklavenkragen, die bis zur Taille nackt war und nur ein Stück Stoff um die Hüften geschlungen hatte, kam wieder zum Vorschein. Als sich unsere Blicke trafen, sah sie schnell zur Seite.

Ich trat einen Schritt auf sie zu, sie wandte sich erschrocken ab und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Ich folgte ihr, schlug jedoch einen Bogen um sie herum. Wie erwartet blieb sie ein paar Augenblicke später stehen und drehte sich um, um zu sehen, ob ich sie noch verfolgte. Sie blieb unsicher stehen. War sie nun verfolgt worden oder nicht? Sie konnte es nicht sagen. Plötzlich trat ich hinter sie und zog sie mit dem Rücken an mich. Sie kam nicht von mir los. Sie war so hilflos, als wäre sie in den Käfigen von Tyros eingesperrt.

»Herr?« fragte sie ängstlich und verstiefe sich.

»Du bist eine Sklavin, richtig?«

»Ja, aber natürlich.«

»Aber natürlich was?«

»Aber natürlich, Herr!« sagte sie.

»Du hast hübsche Brüste.«

»Vielen Dank, Herr«, flüsterte sie.

Ich ließ meine Hand über ihren Körper gleiten, gab sie dabei aber nicht frei.

»Du hast einen schönen Körper«, sagte ich. »Ich glaube, du würdest auf dem Sklavenblock einen guten Preis erzielen.«

»Tatsächlich?« fragte sie erfreut.

»Ja. Aber was soll dieses Tuch um deine Hüften? Nach der Qualität zu urteilen, ist es viel zu gut, um einer einfachen Sklavin zu gehören.« Ich griff nach den Bändern an der linken Hüfte.

»Nicht öffnen«, bettelte sie. »Bitte.«

Ich hielt inne. »Heute abend sind bestimmt zahllose Sklavenhändler auf dem Platz«, sagte ich. »Wenn du keinen Kragen haben willst, solltest du ihn nicht herausfordern.«

»Da ich nur eine einfache Sklavin bin«, sagte sie, »begreife ich nicht, was der Herr damit meint.«

Sie schrie auf, als ich sie halb herumzwang und ihr dabei das Tuch von den Hüften riß.

»Anscheinend hat dein Herr vergessen, dir ein Brandmal zu geben.«

Sie riß mir das Stück Stoff aus der Hand, legte es sich wütend wieder um und befestigte es.

»Bring mich zum Lustgestell«, sagte sie plötzlich mit unerwarteter Kühnheit.

»Du bist eine freie Frau«, erwiderte ich. »Geh allein hin.«

»Niemals! Du weißt, daß ich das nicht kann!«

»Herr!« sagte da eine Stimme. »Ich bin eine Sklavin. Bring mich zum Lustgestell!«

Ich sah nach unten. Zu meinen Füßen kniete eine nackte Sklavin auf den Steinplatten des Platzes.

»Ich habe deinen Kuß nicht vergessen«, sagte sie. »Bring mich zum Lustgestell, ich bitte dich!«

Ich erinnerte mich wieder an sie. Es war die Sklavin, die mich früher am Abend umarmt und geküßt hatte.

Ich hatte den Kuß erwidert, in der Art und Weise eines Sklavenherrn.

»Ich habe nach dir gesucht«, sagte sie.

Die freie Frau schrie wütend auf.

Ich zog die Sklavin auf die Füße, hielt sie am Arm fest und wandte mich von der freien Frau ab.

Sie schnappte nach Luft; man hatte ihr eine Sklavin vorgezogen, und sie fühlte sich zurückgewiesen und gedemütigt.

Das Sklavenmädchen hielt sich an meinem Arm fest, und ich erlaubte es, damit sie mir in der Menge nicht abhanden kam.

»Das ist aber nicht der Weg zu den Lustgestellen«, sagte sie.

»Du mußt geduldig sein«, sagte ich.

»Ja, Herr«, stöhnte sie und drückte sich enger an mich. Sie würde geduldig sein, was blieb ihr anderes übrig.

Ich blieb vor einer Bühne stehen, um mir ein Stück einer Farce anzusehen.

Das Mädchen, das die Rolle der schönen Kurtisane spielte, hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Rowena, die ich vor drei Abenden in Samos' Haus kennengelernt hatte. Sie hatte die gleiche Figur, die gleichen langen blonden Zöpfe. In der klassischen goreanischen Komödie trägt die schöne Kurtisane immer eine Maske; das gilt übrigens auch für Tragödien. Beim klassischen Drama werden alle Frauenrollen von Männern gespielt, was meiner Meinung viel mit der Tradition zu tun hat. Die Goreaner lassen keine Frauen auf die Bühne – zu Unrecht, wie ich finde. Einige sind der Ansicht, daß diese Praxis auf der Tatsache beruht, daß Frauenstimmen in Theatern unter freiem Himmel weniger weit als Männerstimmen tragen. Zieht man jedoch die ausgezeichnete Akustik der meisten dieser Theater in Betracht, in denen eine auf der Bühne fallengelassene Münze noch auf den obersten Rängen deut-

lich zu hören ist, liegt das Frauenverbot wohl eher in der Tradition oder der Eifersucht begründet als in der Akustik. Außerdem sollte man erwähnen, daß viele der dramatischen Masken über eine Art eingebaute Stimmverstärker verfügen, die die Stimme des Schauspielers unterstützen.

Bleiben die Frauen aus den hohen dramatischen Künsten auch ausgeschlossen, sind sie indessen in der Vielzahl der volkstümlichen Formen des Theaters wie dem Lustspiel, der Burleske, dem Possenspiel, der Farce oder dem Geschichtentanz mehr als angemessen vertreten. Natürlich handelt es sich gewöhnlich um Sklavinnen. Die freien Frauen halten die berufsmäßige Bühnenarbeit und besonders die Darbietung in den volkstümlicheren Formen für unaussprechlich widerwärtig und ungehörig; allein bei dem Gedanken, eine Bühne zu betreten, täuschen sie Entsetzen vor. Wäre es nicht eine schreckliche Sache, sich auf solch skandalöse Weise aller Welt zu zeigen? Das möchte nicht viel anders sein, als öffentlich bei einer Sklavenauktion zur Schau gestellt zu werden. Gewöhnlich wohnen freie Frauen Theatervorstellungen nur inkognito bei.

Wie bereits erwähnt tragen die Schauspieler beim klassischen Drama üblicherweise Masken; bei den volkstümlichen Theaterformen wie dem Possenspiel oder dem Ausdruckstanz verzichtet man darauf, es sei denn, die Handlung verlangt danach. Die Farce ist ein interessantes Zwischending, da einige ihrer Charaktere Masken tragen und andere wiederum nicht. Der lächerliche Vater und der Pedant, der gewöhnlich als Schriftgelehrter dargestellt wird, tragen ebenso wie der furchtsame Kapitän eine Maske, während die jungen Liebenden, die schöne Kurtisane, die begehrenswerte Erbin und andere darauf verzichten. Bei einigen Rollen wie den Dienern oder Mägden kommt es auf die Theatertruppe an, ob sie maskiert sind oder nicht. Viele Charaktere sind feststehende Figuren. Dem Zuschauer begegnen immer wieder reiche

Kaufleute, betrunken torkelnde Soldaten, Wahrsager, Schnorrer, Bauern und Sklaven.

Das goreanische Publikum ist mit diesen Typen vertraut und heißt sie immer wieder willkommen. Zum Beispiel der reiche Kaufmann und der gerissene Bauer. Das Publikum kennt sie aus zahllosen Vorstellungen Dutzender Stücke und Farcen, von denen viele aus bestimmten Standardsituationen heraus improvisiert werden. Die Zuschauer kennen sogar Manierismen und Dialekte. Wer ließe den lächerlichen Vater ohne seinen turianischen Akzent, die begehrenswerte Erbin ohne den sanften Akzent Vennas durchgehen, einer Stadt nördlich von Ar? Was wäre der furchtsame Kapitän ohne den wilden Schnurrbart unter der Halbmaske mit der langen Nase, den er immerzu zwirbelt, oder das prächtige Holzschwert, das er hinter sich herzieht? Selbst Gesten und Grimassen sind wohlbekannt und werden ungeduldig erwartet. Diese Vertrautheit verschafft dem Schauspieler natürlich eine solide Ausgangsbasis, auf der er aufbauen kann. Die Figur ist allseits vertraut, noch bevor sie dem Publikum in der Parade der Darsteller zu Anfang der Vorstellung gegenübertritt; man erwartet sie voller Zuneigung und Vergnügen. Insofern ist es erstaunlich, daß sich der Kaufmann des einen Schauspielers vom Kaufmann des anderen Schauspielers überhaupt unterscheidet. Irgendwie gelingt es den Künstlern, der vorgegebenen Rolle und den traditionell mit ihr verbundenen Erwartungen ihren Stempel aufzudrücken und sie einzigartig zu machen. Es ist meine feste Überzeugung, daß letztlich jede Kunstform kreativ ist.

»Bitte, Herr«, jammerte das Mädchen an meiner Seite.

An der einen Seite der Bühne standen zwei Mädchen und warteten. Nach der Kürze ihrer glockenförmigen Röcke, deren Form sicherlich ein darunter befindliches Reifrockgestell bestimmte, und den kurzen Pluder-

ärmeln zu urteilen, stellten sie vermutlich die frechen Zofen dar, in diesem Fall eine Bina und eine Brigella. Die Brigella war wunderschön. Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich, falls ich die Röcke etwas hochschob, Sklavenbrandzeichen entdecken würde. Es ist übrigens Sitte, daß die Sklavinnen ihre Rollennamen als Sklavennamen übernehmen. So wird die Brigella auch hinter der Bühne Brigella gerufen.

Die Röcke sind absichtlich so gefertigt, daß sie verrutschen. Das macht man sich in allen möglichen Szenen zunutze. Zum Beispiel läßt ein tolpatschiger Diener eine Larma nach der anderen von seinem Tablett fallen, die das Mädchen dann nacheinander in vornübergebeugter Stellung aufhebt – während ein anderer Diener genau hinter ihr steht. Während das Mädchen die beiden Diener für ihre Ungeschicklichkeit tadeln, tauschen die ihre Plätze und wiederholen zur Verzweiflung des Mädchens das Mißgeschick. Der Rock kann auch von dem gerissenen Bauern hochgeschoben werden, der angeblich einen verlorengegangenen Ochsen sucht. Das Publikum hat natürlich denselben angenehmen Ausblick wie der glückliche Diener oder der gerissene Bauer.

Neben den Mädchen stand ein ziemlich dicker, mürrisch aussehender Bursche mit langen Koteletten und einer krempenlosen Mütze. So wie es aussah, verhandelte ein Segelmacher mit ihm um die schöne Kurtisane. Der Dicke schüttelte den Kopf. Er wollte sie wohl nicht während einer laufenden Vorstellung von der Bühne weg verkaufen. Der Segelmacher wollte warten. Doch dann schien sich der Dicke zu entschließen, das Mädchen zu behalten, obwohl er offensichtlich versucht gewesen war, das Geschäft zu machen. Zweifellos brauchte er das Geld, aber was sollte er ohne schöne Kurtisane anfangen? Vermutlich spielte sie ebenfalls die Rolle der begehrenswerten Erbin, was oft vorkommt. Ich sah wieder zur Bühne. Die schöne Kur-

tisane hatte anscheinend nicht mitbekommen, daß sie beinahe den Besitzer gewechselt hätte.

Der Dicke betrachtete nun leicht besorgt die Menge. Bina und Brigella schienen ebenfalls beunruhigt zu sein.

Ich konzentrierte mich wieder auf das Geschehen auf der Bühne.

Die schöne Kurtisane wandte das Gesicht ab und täuschte Gleichgültigkeit vor, was die Werbung des lächerlichen Vaters und des Pedanten anging. Lecchio und Chino, zwei Diener, waren ebenfalls anwesend. Chino, für gewöhnlich der Diener des Vaters oder des Kaufmanns, ist geschmeidig und durchtrieben; er trägt eine schwarze Halbmaske mit geschlitzten Augenlöchern sowie eine mit rotgelbem Rautenmuster versehene Trikothose und ein Oberteil. Lecchio, der Diener des Pedanten ist klein und fett, ein hilfloses Opfer von Chnos Streichen, das aber auch genauso oft bei ihnen mitmacht. Er trägt eine braune Tunika mit einer Kapuze, die er sich manchmal über den Kopf zieht, um seine Verlegenheit zu verbergen.

Auf der Bühne nahm die Farce ihren Lauf. Die Handlung geht wie folgt: Der lächerliche Vater und der Pedant führen ihre Werbung fort. Chino und Lecchio hecken etwas aus. Chino versetzt dem lächerlichen Vater einen Tritt, sieht dann fort und studiert angestrengt die Wolken am Himmel. Kurz darauf tritt Lecchio den Pedanten. Das wiederholt sich einige Male. Bald streiten sich Vater und Pedant wütend, da beide ihren Nebenbuhler für den Angreifer halten. Es scheint, als werde es zum Kampf kommen. Chino und Lecchio weisen ihre Herren darauf hin, daß bei dem Kampf ihre kostbaren Gewänder beschmutzt werden und ihre Geldbörsen verlorengehen könnten. Der Vater und der Pedant geben Gewänder und Geldbeutel ihren Dienern und beginnen einander zu beschimpfen und an den Bärten zu ziehen. Die Diener schlüpfen natür-

lich auf der Stelle in die Gewänder und stolzieren vor der schönen Kurtisane auf und ab, wobei sie die Geldbeutel an ihren Verschlußbändern umherwirbeln. Die Kurtisane hält die beiden für reiche Freier und geht mit ihnen davon. Der Vater und der Pedant, die ohne Gewänder und Geldbeutel dastehen, entdecken bald darauf den Trick. Mit einem Aufschrei nehmen sie die Verfolgung der Diener auf.

»Bitte bring mich zum Lustgestell, Herr«, bettelte das Mädchen.

»Gleich«, sagte ich.

Die nächste Vorstellung, die sofort im Anschluß folgte, war eine Farce, bei der es um einen Liebestrank ging. Hier waren die Hauptdarsteller die schöne Kurtisane, Chino, der Kaufmann und der Pedant. Der Kaufmann wurde von dem Dicken gespielt, den ich eben gesehen hatte. Der Pedant war diesmal kein Mitglied der Schriftgelehrtenkaste, sondern ein Arzt. Um die Sache abzukürzen, die Handlung geht wie folgt: Der Kaufmann will der schönen Kurtisane einen Besuch abstatten und schickt Chino aus, einen Liebestrank zu kaufen. Chino kauft beim Arzt natürlich keinen Liebestrank, sondern ein starkes Abführmittel. Der Kaufmann nimmt den Trank und besucht zusammen mit Chino die schöne Kurtisane. Wie vorauszusehen ist, muß der Kaufmann seine Annäherungsversuche ständig unterbrechen, die, wie könnte es anders sein, schwerfällig und plump sind und der Kurtisane nicht sonderlich zusagen, und schnell zum Bühnenrand eilen, wo praktischerweise ein großer Topf steht. In der Zwischenzeit versichert Chino auf übertriebene Weise der Kurtisane, daß der Kaufmann ein erfahrener Liebhaber sei. Er ist darin so erfolgreich, daß die Kurtisane bald vor Erregung bebt und den Kaufmann zu sich ruft, der begierig angelaufen kommt, jedoch gezwungenermaßen erneut zum Topf zurück muß. Chino beruhigt die verunsicherte und verwirrte Kurtisane. Bald

demonstriert er mit Liebkosungen und Küssem – alle im Namen des Kaufmanns –, wie geschickt sich sein Herr anstellen werde. Die Kurtisane wird immer erregter. Da kommt der Arzt, um sich des Erfolgs seines Trankes zu versichern. Seine Unterhaltung mit dem Kaufmann bietet ausreichend Gelegenheit für Doppeldeutigkeiten und Mißverständnisse. Der Arzt den es erstaunt, daß sein Trank noch nicht die gewünschte Wirkung gezeigt hat, versichert dem Kaufmann, der auf dem großen Topf sitzt, daß es nun nicht mehr lange dauern kann, bis der Trank wirkt, und verabschiedet sich. Der Kaufmann ist jedoch zu der Überzeugung gelangt, daß das nicht sein Tag ist, und schleicht mit dem Topf nach Hause. Chino grinst und zuckt mit den Schultern. Dann wirft er sich auf die schöne Kurtisane. Schließlich ist ja für die Zeit bezahlt worden.

Einen Augenblick später traten die Schauspieler wieder auf die Bühne und verbeugten sich. Ihnen zur Seite standen auch die Darsteller der früheren Farcen, gewöhnlich in Gruppen zu vier oder fünf Mann. Einige Tarskstücke landeten auf der Bühne. Der Chino und der Lecchio sammelten sie ein. Bina und Brigella gingen mit Kupferschüsseln durch das Publikum. Sie waren beide sehr hübsch; wie die anderen Schauspielerinnen einer kleinen Theatertruppe arbeiten diese Mädchen gewöhnlich noch als Zeltmädchen. So spart die Truppe Kosten ein. Ich legte Brigella ein Tarskstück in die Schüssel. »Vielen Dank, Herr«, sagte sie.

Der Dicke hatte sich seines Kaufmannskostüm entledigt und verkündete dem Publikum nun mit wabbelndem Bauch, daß noch in dieser Ahn eine neue Runde Farcen gespielt würden. Sein Blick verfinsterte sich einen Augenblick lang; ich sah in die betreffende Richtung und entdeckte den möglichen Grund für seine Sorge. Im Publikum stand ein Beamter des Herrn der Lustbarkeiten mit zwei Männern der Ratswache an der Seite.

Ich zog das Mädchen auf die Füße. »O ja«, hauchte sie und drückte sich an mich. »Bring mich zum Lustgestell.«

»Noch nicht«, erwiderte ich und kaufte von einem umhergehenden Händler einen kleinen Kuchen. »Iß das, aber laß dir Zeit.«

»Ja, Herr.«

Ich ging in Richtung Bühne, die Sklavin im Schlepptau.

Etwa einen oder zwei Meter vor dem Bühnenanfang blieb ich vor einer Kaissa-Bude stehen.

Eine hochgewachsene Gestalt ging vorbei. Sie hätte ebensogut von einer der langen, schmalen, überdachten Schauspielbühnen Ars heruntersteigen können, auf denen das klassische Drama inszeniert wird. Sie trug *Cothornoi*, stelzenähnliche hohe Stiefel, ein langes Gewand, dessen Schultern so gepolstert waren, daß sie eine enorme Schulterbreite andeuteten, eine bemalte große Leinenmaske mit übertriebenen Gesichtszügen, die den ganzen Kopf verhüllte, und den *Onkos*, einen eindrucksvollen hohen Kopfschmuck. Solche Kostüme werden häufig von den Hauptcharakteren klassischer Dramen getragen. Die übertriebene Größe soll ihrer Wichtigkeit angemessen sein. Die Kostüme sind so gemacht, daß sie auf jeden Fall größer als das Leben selbst aussehen. Ich wußte nicht, ob der Mann ein Schauspieler war oder nur jemand, der dieses Kostüm im Karneval trug. Als er weiterging, fiel mir auf, daß die Maske am Hinterkopf einen anderen Ausdruck zeigte. Das findet man bei wenigen Masken; es ermöglicht, den Ausdruck zu wechseln, ohne eigens einen Maskenwechsel vornehmen zu müssen.

Ein Flaschenzugmacher, den ich aus dem Arsenal kannte und der der Kaissa-Champion des Arsenals war, stand von dem Kaissa-Brett der Bude auf. »Ein wunderbares Spiel«, sagte er und rieb sich verwundert den Kopf. »Ich wurde gedemütigt. Ich wurde am

Boden zerstört. Ich weiß nicht einmal, wie er es gemacht hat. Er hat es in vierzehn Zügen geschafft! Er hat in vierzehn Zügen drei Steine gefangengenommen und hätte im nächsten Zug den Heimstein gehabt! Vielleicht waren es verbotene Züge. Vielleicht habe ich nicht alles gesehen, was er getan hat!«

»Versuch es noch einmal«, ermunterte ihn der Dicke, der mit der Bühne zu tun hatte und dem anscheinend auch die Kaissa-Bude gehörte. »Vielleicht wird sich dein Glück ändern!«

Aber der Flaschenzugmacher verschwand in der Menge.

»Warum hast du das getan?« fragte der Dicke den Mann hinter dem Spielbrett.

»Er dachte, er könnte Kaissa spielen«, sagte der Spieler.

»Wieviel hast du heute abend eingenommen?« fragte der Dicke wütend und deutete auf das verschlossene Kupferkästchen mit dem Münzschlitz in der Mitte, das an dem niedrigen Kaissa-Tisch festgekettet war.

Der Spieler ordnete die Spielsteine.

Der Dicke nahm das Kästchen, schüttelte es und versuchte, seinen Inhalt zu schätzen. »Vier, fünf Tarsstücke?« fragte er. Nach dem Klang der in dem Kästchen umherfliegenden Münzen zu urteilen, konnten es nicht viele sein.

»Drei«, sagte der Spieler.

»Du hättest ihn mindestens zwanzig Züge spielen lassen können!«

»Dazu hatte ich keine Lust.«

Interessanterweise trug der Mann hinter dem Spielbrett ein schwarzes Gewand und eine kapuzenähnliche Maske, die den ganzen Kopf verhüllte, und nicht das rotgelbkarierte Gewand der Kaste der Spieler. Also gehörte er der Kaste nicht an. Hätte er zu den Spielern gehört, hätte er zweifellos das Kastengewand getragen, denn die Mitglieder sind sehr stolz auf ihre Kaste.

Doch wie ich eben gehört hatte, mußten seine Fähigkeiten beträchtlich sein. Anscheinend war der Arsenal-Champion, einer der besten zwanzig oder dreißig Spieler von Port Kar, kein Gegner für ihn gewesen. Vielleicht hatte er ja verbotene Züge benutzt. Das schien wahrscheinlicher zu sein als die Tatsache, daß ein Mann wie er, der mit Schauspielern und Gauklern zu tun hatte, den Arsenal-Champion geschlagen hatte. Andererseits war Karneval. Vielleicht war der Champion betrunken gewesen.

»Wenn das Spiel für die Herausforderer nicht verlockend ist, wenn sie nicht der Überzeugung sind, daß sie ernsthaft spielen, werden sie kein zweites oder drittes Spiel wollen«, sagte der Dicke. »Sie sollen aber zurückkommen! Sie sollen sich um das Brett drängeln! So verdienen wir unser Geld!«

Gewöhnlich kostet ein Spiel einen Betrag in der Spanne zwischen einem Tarskstück und einem Kupfertarsk. Gewinnt der Herausforderer, kostet das Spiel gar nichts. Manchmal nagelt man einen Kupfertarsk oder sogar einen Silbertarsk an eine der Stützsäulen der Bude. Die kann der Herausforderer bei einem Sieg gewinnen; erspielt er ein Unentschieden, ist das Spiel kostenlos. Das ist so üblich, weil ein geübter Spieler allein durch klugen Schlagabtausch und durchdachte Plazierungen ein Unentschieden erringen kann. Natürlich ist mit einem Spiel auf Unentschieden ein wesentlich geringeres Risiko verbunden. Konservative Spieler, die in einem Turnier vorn liegen, benutzten diese Strategie – oftmals zur Wut der Zuschauer und ihrer Gegner –, um ihren Vorsprung zu schützen. Ein Sieg ergibt einen Punkt, bei Gleichstand erhält jeder Spieler einen halben Punkt.

»Du mußt auch einmal verlieren können«, sagte der Dicke. »Dann kommen sie zurück. Und so werden wir, auf lange Sicht gesehen, auch mehr Geld verdienen!«

»Ich spiele, um zu gewinnen«, sagte der Spieler und sah auf das Brett.

»Ich möchte wissen, warum ich mir das von dir gefallen lasse! Du bist nichts anderes als ein Handlanger und Vagabund!«

Ich sah mir die Stellung der Spielsteine an. Der Maskierte hatte keine Eröffnungsposition als Ausgangsbasis benutzt; er hatte die Vierecke direkt so plaziert, wie sie jetzt auf dem Brett lagen. Irgend etwas an dieser Stellung kam mir bekannt vor. Plötzlich erkannte ich, daß ich sie schon einmal gesehen hatte. Diese Stellung erreichte man mit dem siebzehnten Zug des Ubaras-Gambit. Der gelbe Heimstein mußte dabei auf Ubaras-Hausbauer eins stehen, vorausgesetzt, Rot war beim elften Zug von der Hauptlinie abgewichen und zur türkianischen Linie übergewechselt. Normalerweise läßt man an diesem Punkt Ubaras-Wissender-Speerträger vorrücken, um den Angriff zu unterstützen, der auf die angrenzende Linie des gegnerischen Ubaras-Hausbauers ausgeübt wird. Der Spieler war jedoch mit Ubars-Wissender-Speerträger in einer 2-Zug-Option vorgerückt, was den Stein auf Ubars-Wissender fünf gebracht hatte. Ich fragte mich, ob er überhaupt etwas von Kaissa verstand. Doch plötzlich sah ich den Zug in einem anderen Licht. Er würde einen zweiten Angriff in Gang setzen, durch den Gelb dazu gezwungen wäre, die Spielsteine an die Seite des Ubars zu holen. Damit würde die Linie des Ubaras-Hausbauers noch weiter geschwächt, was sie für den Angriff noch verletzlicher machte. Es war ein interessantes Konzept. Ich fragte mich, ob man es je ernsthaft durchgespielt hatte.

»Du mußt lernen zu verlieren!« sagte der Dicke.

»Ich habe verloren«, antwortete der Maskierte. »Ich weiß, wie das ist.«

»Was ist mit dir?« wandte sich der Dicke an mich.

»Spielst du Kaissa?«

»Ein wenig«, gab ich zur Antwort.

»Dann riskier ein Spiel. Kostet nur ein Tarskstück!« Er warf dem Spieler einen bedeutungsvollen Blick zu,

richtete die Aufmerksamkeit dann wieder auf mich.

»Ich kann so gut wie garantieren, daß du gewinnst.«

»Warum ist dein Spieler maskiert?« fragte ich. Es schien keine für den Karneval angebrachte Verkleidung zu sein.

»Es hat etwas mit seiner Kindheit zu tun – oder zumindest der Zeit kurz danach«, sagte der Dicke und erschauderte. »Da war ein großer Brand. Der hat ihn zu dem gemacht, was er jetzt unter der Maske ist. Er ist ein verunstaltetes Ungeheuer. Freie Frauen würden bei seinem Anblick in Ohnmacht fallen. Starken Männern würde es den Magen umdrehen. Sie würden aufschreien und ihn erschlagen. Solch einen schrecklichen, grotesken Anblick darf man in der Öffentlichkeit nicht zur Schau stellen.«

»Ich verstehe.«

»Nur ein Tarskstück«, wiederholte der Dicke.

»Du brauchst nicht zu fürchten, daß du verlierst«, sagte der Maskierte voller Wut und stellte die Steine neu auf. Dann entfernte er anmaßenderweise Ubar, Ubara, Hausbauer und Ärzte vom Brett, insgesamt sechs seiner stärksten Spielsteine. Er sah mich wütend an und warf noch seine Tarnkämpfer in den Lederbeutel, der an der Tischseite hing. Dann drehte er das Brett herum, so daß ich Gelb und den ersten Zug hatte. So blieb mir die Initiative und die von mir bevorzugte Eröffnung überlassen. »Mach deinen ersten Zug«, sagte er. »Ich werde dann meinen Ubar umkippen, und du hast das Spiel gewonnen.«

»Kannst du nicht etwas feinsinniger vorgehen?« beschwerte sich der Dicke.

»Unter solchen Bedingungen spiele ich nicht«, sagte ich.

»Warum denn nicht?« fragte der Dicke gequält. »Du könntest ehrlich behaupten, gewonnen zu haben. Es muß doch keiner wissen, unter welchen Umständen.«

»Es wäre eine Beleidigung für das Kaissa«, sagte ich.

»Er hat recht«, meinte der Vermummte.

Das Sklavenmädchen sah zu mir hoch, noch immer mit dem Kuchen beschäftigt. »Bitte, Herr!«

»Wage ein Spiel«, schlug der Dicke vor.

Ich sah dem Sklavenmädchen in die Augen. Sie sah zu mir hoch und leckte langsam und sinnlich den Zuckerguß von dem Kuchen.

»Ich habe ein anderes Spiel vor«, entgegnete ich.

Sie sah zu mir auf, Zucker und Krümel am Mund, er hob sich und küßte mich. »Ich will dich lieben«, sagte sie. Ich schmeckte den Zucker auf ihren Lippen.

»Das kann ich verstehen. Es ist schön, eine nackte Sklavin im Arm zu halten«, sagte der Dicke. »Aber der Bursche hier – er zeigte auf den Spieler –, »der ist anders. Er lebt allein für das Kaissa. Er berührt keine Frau. Was sicher auch gut ist. Bei seinem Anblick fielen sie vermutlich sofort in Ohnmacht.«

»Willst du nun spielen oder nicht?« fragte der Spieler.

»Unter den Bedingungen, die du vorgeschlagen hast, würde ich nicht einmal einen Sieg annehmen, wenn du Centius aus Cos wärst.« Centius aus Cos war der vielleicht beste Kaissa-Spieler Gors. In den letzten fünf Jahren hatte er dreimal das En'Kara-Turnier gewonnen. Einmal hatte er aus Studiengründen nicht teilgenommen, und zwar 10127 C.A. Der Sieg hatte Terence aus Turia gehört. 10128, C.A. war Centius wieder dabeigewesen, jedoch von Ajax aus Ti von der Salerianischen Konföderation geschlagen worden. 10129 C.A., dem letzten En'Kara, hatte Centius Ajax eindeutig geschlagen und den Championtitel zurückgewonnen.

Bei der Erwähnung des Namens Centius aus Cos hatte sich der Spieler ärgerlich versteift. »Ich versichere dir, ich bin nicht Centius aus Cos«, sagte er, schob die restlichen Spielsteine in den Lederbeutel, band ihn sich an den Gürtel, klemmte sich das Spielbrett unter den Arm und hinkte davon.

»Es ist noch früh am Abend!« rief ihm der Dicke hinterher. »Wo gehst du hin?«

Aber der maskierte Spieler war bereits zwischen zwei Buden verschwunden.

»Es tut mir leid«, sagte ich, »Ich wollte ihn nicht verärgern.«

»Schon gut«, sagte der Dicke. »Das ist immer so. Er ist ein empfindlicher Bursche, hitzig, anmaßend und leichtsinnig. Zweifellos sollte ihm der Boden dankbar sein, daß er sich herabläßt, über ihn zu schreiten. Andererseits scheint sein Spiel sehr gut zu sein. Vermutlich sogar zu gut für das, was wir brauchen.«

»Vielleicht sollte er sich um Mitgliedschaft in der Kaste der Spieler bewerben«, schlug ich vor.

»Das scheint ihn nicht zu verlocken«, sagte der Dicke.

»Ach so.«

»Außerdem ist er ein groteskes Ungeheuer. Sogar die Sklaven fürchten ihn.«

»Ich verstehe.«

»Im Vertrauen gesagt, wenn er nicht so gut spielen könnte, wäre er nicht bei uns.«

»Ich verstehe«, sagte ich und lächelte. In Kaissa-Klubs konnte man mehr Geld verdienen, soviel stand fest. Es war interessant, daß der Kerl gehinkt hatte. Ich hatte mal einen Kaissa-Spieler gekannt, der ebenfalls gehinkt hatte. Aber das war schon lange her.

»Hast du jemals gegen ihn gespielt?« fragte ich.

»Nein«, sagte der Dicke. »Ich spiele nicht.«

»Bist du Boots Tarskstück?« fragte eine Stimme hinter uns. Der Dicke wurde bleich.

Ich drehte mich um.

»Ich grüße dich, Kapitän«, sagte der Mann.

»Ich grüße dich«, erwiderte ich. Es war der Beamte des Herrn der Lustbarkeiten. Hinter ihm standen die beiden Mitglieder der Ratswache.

»Bleib stehen«, sagte der Beamte zu dem Dicken, der

anscheinend gerade zwischen der Bühne und der Kaissa-Bude hatte verschwinden wollen.

»Meintest du mich?« fragte er höflich und drehte sich um. Eine eindeutige Geste des Beamten, der auf eine Stelle vor sich deutete, brachte ihn schnell zurück. »Ja?« fragte er noch immer höflich.

»Ich glaube, du bist Boots Tarskstück«, sagte der Beamte. »Von der Theatertruppe Boots Tarskstück.«

»Er muß hier irgendwo in der Nähe sein«, sagte der Dicke. »Wenn du willst, werde ich ihn für dich suchen.«

»Bleib stehen«, befahl der Beamte.

Der Dicke kam zurück.

»Das ist er«, sagte einer der Wächter.

»Ich wollte niemanden beleidigen«, sagte der Dicke. »Nur ein kleiner Scherz!«

»Du bist Boots Tarskstück«, sagte der Beamte und betrachtete einen gemalten Handzettel, der mit anderen Papieren zusammengeheftet war. »Schauspieler, Theaterdirektor und Impresario der Theatertruppe von Boots Tarskstück?«

»Zu Diensten«, sagte Boots und machte eine tiefe Verbeugung. »Was kann ich für dich tun?«

Das Mädchen kniete wieder mit gesenktem Kopf an meiner Seite. Sie hatte die Haltung in dem Augenblick eingenommen, als der Beamte und die Wachen gekommen waren.

»Wir sind hier in Zusammenhang mit einer Auftrittserlaubnis«, sagte der Beamte.

»Ja, und?« fragte Boots Tarskstück freundlich.

»Hast du eine?«

»Würdest du mich in mein Quartier begleiten?« fragte Boots. »Wir haben da ein paar wohlschmeckende Larmas, und vielleicht haben du und deine Männer ja Lust, meine Bina und Brigella auszuprobiieren.«

»In der Erlaubnis steht die Bestimmung, daß Mädchen, die Mitglied solcher Truppen wie der deinen

sind, vorausgesetzt, es handelt sich um Sklavinnen, befohlen werden kann, Wohnungen aufzusuchen und demjenigen zu dienen, den der Rat oder ein vom Rat bestellter Beamter nennt«, sagte der Beamte.

»Ich lese die Bestimmungen auf den Dokumenten ganz selten«, sagte der Theaterdirektor. »Solche Dinge sind so langweilig.«

»Du hast doch eine Erlaubnis, oder?« fragte der Beamte.

»Aber natürlich!« erwiderte Boots entrüstet. »Schließlich sind sie Gesetz. Niemand, der auch nur einen Funken Ethik sein eigen nennt, käme auf den Gedanken, ohne Erlaubnis zu arbeiten.«

»Darf ich deine Erlaubnis sehen?« fragte der Beamte.

»Selbstverständlich«, sagte Boots fummelte in seinem Gewand herum, »Sie ist hier irgendwo.« Er sah in seinen Geldbeutel. »Irgendwo«, versicherte er dem Beamten. »Nein«, sagte er dann, nachdem er das zweitemal in seinem Gewand und das drittemal in seinem Geldbeutel nachgesehen hatte. »Sie muß in meinem Quartier sein, vielleicht in der Kleidertruhe. Ich bin sofort wieder da. Ich hoffe, ich muß nicht entdecken, daß man mich beraubt hat!«

»Stehenbleiben!« sagte der Beamte.

»Ja«, sagte Boots und drehte sich wieder um.

»Laut unseren Unterlagen hast du keine Erlaubnis«, sagte der Beamte. »Du hast nicht darum nachgesucht, und du hast auch keine bekommen.«

»Ich kann mich genau daran erinnern, mir eine Erlaubnis geholt zu haben«, sagte Boots.

Der Beamte sah ihn wütend an.

»Es ist aber durchaus möglich, daß es im letzten Jahr war«, sagte Boots. »Oder etwa im Jahr davor?«

Der Beamte schwieg.

»Sollte ich es vergessen haben?« fragte Boots entsetzt. »Das scheint unmöglich!«

»Das ist gar nicht so schwer zu glauben«, bemerkte

der Beamte. »Schließlich ist es drei Jahre hintereinander passiert.«

»Nein!« schrie Boots entsetzt auf.

»Es sind Leute wie du, die Schurken einen schlechten Ruf verleihen«, sagte der Beamte.

»Was schreibst du da?« fragte Boots besorgt.

»Einen Übergabebefehl.«

»Und wozu ist der gut, wenn ich fragen darf?« Boots ließ nicht locker.

»Dein Besitz, einschließlich deiner Schauspielerinnen, wird beschlagnahmt«, sagte der Beamte. »Die Staatsketten werden ihnen gut stehen. Du selbst wirst öffentlich auf dem Platz ausgepeitscht und für fünf Jahre aus Port Kar verbannt werden.«

»Es ist Karneval«, sagte ich zu dem Beamten.

»Kapitän?«

»Wieviel schuldet er?«

»Die Auftrittserlaubnis kostet einen Silbertarsk.«

»Deine Schauspieler haben doch bestimmt einen Silbertarsk eingenommen«, sagte ich zu Boots Tarskstück.

»Nein«, erwiderte er. »Wir haben heute abend nur siebenundneunzig Tarskstücke eingenommen, also nicht einmal zehn Kupfertarsk.« Auf Gor unterscheidet sich der Geldwert von Stadt zu Stadt. In Port Kar und ganz allgemein im Voskbecken sind zehn Tarskstücke ein Kupfertarsk und einhundert Kupfertarsk ein Silbertarsk.

»Du hast doch sicherlich etwas gespart«, meinte ich.

»Aber nicht genug«, erwiderte er. »Wir leben von der Hand in den Mund. Manchmal reicht es nicht einmal zum Essen.«

»Es geht um mehr als einen Silbertarsk, Kapitän«, sagte der Beamte. »Da sind die beiden vorherigen Jahre zu beachten sowie die Zinsen und die üblichen Nebeneinkünfte.«

»Ich bin ruiniert«, sagte Boots Tarskstück.

»Nicht so schnell, Beamter«, sagte ich. »Boots Tarsk-

stück ist ein alter Freund von mir, ein sehr alter Freund.«

Boots sah mich überrascht an. Dann nickte er ernst. Wir kannten uns schon lange, mindestens seit zehn Ehn.

»Wenn es dein Wunsch ist, Kapitän«, sagte der Beamte und lächelte. »Ich werde die Angelegenheit nicht weiter verfolgen.« Er kannte mich. Er war am 25. Se'Kara bei der Flotte gewesen.

»Man kennt Boots überall als einen ehrlichen Mann«, fuhr ich fort.

Boots sah überrascht aus.

»Er bezahlt immer seine Schulden«, versicherte ich dem Beamten.

»Ach ja?« fragte Boots. »Aber ja!« beeilte er sich dann dem Beamten zu versichern.

»Also bezahl den Mann«, sagte ich.

»Womit denn?« fragte Boots flüsternd.

»Mit deinem Gewinn.«

»Das sind nicht einmal zehn Tarsk«, zischte Boots.

»Sieh in den Schalen deiner Bina und Brigella nach«, schlug ich vor.

»Habe ich schon.«

»Dann sieh noch einmal nach.«

Er drehte sich um und ging, kam aber noch einmal zurück und wollte das Kupferkästchen aufheben, das neben dem Kaissa-Tisch stand.

»Laß es stehen«, sagte ich.

Er zuckte mit den Schultern, richtete sich wieder auf und verschwand.

»Er wird zweifellos zurückkommen«, lächelte der Beamte.

»Auf keinen Fall wird er aus der Stadt fliehen können«, sagte einer der Wächter.

Ich bückte mich, hob das Kästchen auf und steckte drei Silbertarsk in den Schlitz. »Das deckt die Gebühren für drei Jahre«, sagte ich. Dann schob ich noch

einen Silbertarsk hinein. »Das sollte reichen, um die anfallenden Zinsen zu bezahlen.«

»Das ist mehr als genug«, sagte der Beamte.

»Dieser Tarsk«, sagte ich und steckte die Münze in den Schlitz, »ist für den Herrn der Lustbarkeiten.«

»Du bist sehr großzügig, Kapitän«, sagte der Beamte beeindruckt. »Das ist weitaus mehr, als normalerweise erwartet wird.«

»Und dieser Tarsk ist für dich und deine Männer.«

»Das ist unnötig, Kapitän«, protestierte der Beamte.

Die Münze fiel in das Kästchen. »Es ist Karneval.« Ich lächelte.

»Vielen Dank, Kapitän.«

Ich stellte das Kästchen wieder neben den Kaissa-Tisch.

»Es hat keinen Zweck, meine Freunde«, sagte Boots Tarskstück, als er mit den beiden leeren Münzschrüppen zurückkehrte. »Sie sind leer.«

»Was ist mit dem Kästchen?« fragte der Beamte und deutete auf den Kaissa-Tisch. »Es enthält Geld, das du in deiner Kaissa-Bude eingenommen hast, das also auch deiner Truppe gehört, oder nicht?«

»Aber da sind nur drei Tarskstücke drin«, klagte Boots Tarskstück.

»Vertraust du ihm?« fragte der Beamte einen der Wächter.

»Auf keinen Fall«, erwiderte der Mann.

»Aufmachen«, befahl der Beamte.

»Also gut«, sagte Boots mit einem Schulterzucken. Als er das Kästchen aufhob, legte sich plötzlich ein seltamer Ausdruck auf sein Gesicht. Er schüttelte es. Das unmißverständliche Klappern mehrerer Münzen ertönte.

Mit fieberhafter Eile holte er einen Schlüssel aus dem Geldbeutel. Einen Augenblick später hatte er das Vorhängeschloß der Kette gelöst, hob den Kasten in die Höhe und klappte ihn auf.

»Du durchtriebener, dicker Schurke«, schalt ihn der Beamte. »Du hast uns zum Narren gehalten.«

Boots sortierte mit weitaufgerissenen Augen die Münzen.

»Wieviel ist es?« fragte der Beamte.

»Drei Tarskstücke«, sagte der Theaterdirektor, »und fünf Silbertarsk.«

»Drei Silbertarsk für die alte und neue Auftrittsgebühr, einen für die Zinsen und einen für den Herrn der Lustbarkeiten«, sagte der Beamte.

Boots zählte die Münzen ab und gab sie ihm.

»Und was ist mit einer Aufmerksamkeit für mich und meine Männer?«

Boots zog den letzten Silbertarsk aus dem Ärmel und reichte ihm dem Beamten mit einem peinlich berührten Gesichtsausdruck. Ich hatte nicht gesehen, daß er ihn dort versteckt hatte. Er mußte sehr geschickt sein.

Das Mädchen zu meinen Füßen hielt mittlerweile mein Bein umklammert und drückte unterdrückt schluchzend Küsse darauf.

»Es hat den Anschein, als sei eine Sklavin bereit«, grinste der Beamte.

»Schon möglich«, erwiderte ich unbeteiligt.

»Das Lustgestell, Herr«, jammerte sie. »Bitte bring mich zum Lustgestell!«

Ich zog sie auf die Füße.

»Einen fröhlichen Karneval!« wünschte ich den Männern.

Sie erwiderten den Gruß.

Ich stieß die Sklavin vor mir her, und wir bahnten uns einen Weg durch die Menschenmenge. In wenigen Ehn hatten wir den Platz überquert und waren bei den Gestellen angekommen. Es gab zwei Arten von ihnen; die einen waren raffinierte Gestelle mit verstellbaren Fesseln und einer Liegefäche aus flachen, weichen, gekreuzten Bändern, während die anderen einfache Netzgestelle darstellten, kaum mehr als stabile Holzrahmen

mit netzähnlich angebrachten Stricken. Bei diesen Gestellen bindet man die Frau mit einfachen Seilen. Ich brachte die Sklavin zu einem der Netzgestelle. Die anderen waren alle belegt.

Die Sklavin warf sich mit dem Bauch auf das Netz und drehte sich dann auf den Rücken. Sie schob Hände und Füße auf gewisse Weise in das Netz. Ich machte mir nicht die Mühe, sie zu fesseln. Ich legte mich zu ihr. Nur wenige Augenblicke später starrte sie mich wild und dankbar an, von den Zuckungen eines Orgasmus geschüttelt.

»Kauf mich«, sagte sie hinterher. »Du hast Geld. Bitte Kauf mich! Ich werde dir immer treu dienen!«

Ich küßte sie und zog mich aus ihr zurück; neben dem Gestell brachte ich meine Kleidung wieder in Ordnung.

Die Sklavin zog Hände und Füße aus dem Netz, löste sich aus dem Gestell und kniete vor mir nieder. Die Abdrücke der Seile zeichneten sich auf ihrer Haut ab. Sie sah zu mir hoch. »Ich wollte nicht unverschämt sein. Bitte verzeih mir.«

Ich zog sie auf die Füße und küßte sie. »Schon gut«, sagte ich.

Sie sah mich an.

»Geh zu deinem Herrn. Sieh zu, daß du ihm noch mehr Vergnügen bereitest, als du mir bereitet hast.«

»Ja, Herr«, lächelte sie, drehte sich um und verschwand in der Menge. Die erste Pflicht eines Sklaven gehört seinem Herrn.

Ich wandte mich ab. Es wurde spät, und ich überlegte, in mein Haus zurückzukehren. Da fiel mir meine Unterhaltung mit Henrius ein. Er hatte mir erzählt, daß mich jemand erwartete. Ich fragte mich, wer das wohl sein konnte. Vielleicht hatte es etwas mit Samos zu tun. Bei unserem letzten Beisammensein in seinem Haus war er sehr ausweichend gewesen. Der Unbekannte wollte mich in Pavillon siebzehn treffen. Ich drehte

mich und ging neugierig in Richtung der Roten Pavillons. Die Roten Pavillons werden normalerweise von Sklavenhändlern aufgestellt, in ihnen können gute Kunden oder ihre Mittelsmänner die teurere Ware in Augenschein nehmen und ausprobieren. Für gewöhnlich werden sie in den Höfen der Sklavenhändler aufgestellt; zu besonderen Zeiten findet man sie auch auf Festen. Die Roten Pavillons auf dem Platz waren anlässlich des Karnevals aufgestellt worden. Sie dienten im Prinzip Werbezwecken und wurden von den verschiedenen Häusern der Sklavenhändler gestiftet, damit sich freie Männer vergnügen konnten. Das Haus von Samos zum Beispiel hatte die ersten fünf Pavillons gestellt, jeder komplett mit Einrichtung und einer reizenden Bewohnerin. In dem fünften Pavillon befand sich die Sklavin Rowena, wie ich gehört hatte. Samos wollte sie schnell ausbilden, denn er wollte sie, wie ich mich erinnerte, beim Jahrmarkt von En'Kara zusammen mit anderen verkaufen.

Ich ging die Pavillons ab, bis ich zu Nummer siebzehn kam. Bei den meisten Pavillons waren die Vorhänge zugezogen; die Stoffwände und die Vorhänge sind meistens undurchsichtig. Bei zwei Pavillons standen die Vorhänge einen Spaltbreit offen. In dem einen sah ich eine Sklavin, die sich in Ketten langsam vor einem Mann wand.

Merkwürdigerweise hatte der Pavillon Nummer siebzehn ein Schild angesteckt, auf dem *Geschlossen* stand. Der Vorhang war vorgezogen, schien aber nicht von innen festgemacht worden zu sein. Ich sah mich um. Ein paar Männer waren in der Nähe, einige mit Karnevalsmasken, aber keiner schien sich um diesen Pavillon zu kümmern. Ich wartete ein paar Augenblicke lang. Niemand trat auf mich zu. Andererseits sollte ich mich mit dem Unbekannten hier treffen, zumindest demzufolge, was man Henrius gesagt hatte. Ich fragte mich, wer ihn angesprochen hatte. Ob die

Angelegenheit irgend etwas mit den Priesterkönigen zu tun hatte? Es schien alles sehr geheimnisvoll zu sein. Ein normales Treffen wäre doch sicher auf herkömmliche Weise in die Wege geleitet worden.

Ich schob den Vorhang beiseite und trat ein. Der Vorhang fiel hinter mir wieder zu. Eine kleine Tharlarionöl-Lampe erhellt das Innere des Pavillons. Er war von dem unbedeutenden Sklavenhändler Vart, dem ehemaligen Publius Quintus aus Ar, zur Verfügung gestellt worden. Vart war mir draußen nicht begegnet. Ich fragte mich, warum der Pavillon geschlossen war. Vielleicht hatte Vart ihn für eine Ahn oder länger vermietet. Vielleicht handelte es sich hier auch nur um ein Mißverständnis.

Auf dem großen weichen Kissen im hinteren Teil des Pavillons lag eine hübsche zierliche Frau, eine sinnliche Rothaarige. Sie lag ungewöhnlich reglos da. Ich trat zu ihr, kniete neben ihr nieder und legte die Fingerspitzen oberhalb des Sklavenkragens an ihren Hals. Sie lebte. Ich zog sie in eine sitzende Haltung, roch an ihrem Mund und berührte mit der Zungenspitze ganz vorsichtig ihre Lippen. Es war nichts zu schmecken. Am linken Mundwinkel war ein Fleck Ka-la-na-Wein. Zweifellos hatte man ihr Tassapulver verabreicht. Es hinterließ keine Spuren und wirkte schnell. Sie würde vermutlich noch Stunden schlafen. Die Lampe flackerte. Man hatte der Sklavin die Hände auf den Rücken gefesselt; ihre Fußgelenke waren ebenfalls über Kreuz gelegt und gefesselt worden. Die Riemen waren schmal, dunkel und saßen sehr straff. Ich legte das Mädchen wieder aufs Kissen.

Und warf mich zur Seite, um dem zupackenden linken Arm zu entgehen, der das Opfer für den kurzen, mit der rechten Hand niedrig geführten Messerstoß festhalten wollte – falls er nicht von oben nach dem Hals zielte, was allerdings kein Angreifer aus der Kaste der Attentäter oder Krieger getan hätte. Die kleine

Tharlarionöl-Lampe war so hingestellt worden, daß der durch den Vorhang Eintretende keinen Schatten warf. Einem Krieger entgeht eine solche Kleinigkeit nicht. Ich hatte darauf geachtet, daß sich der Vorhang hinter mir wieder schloß und den Pavillon von der Außenwelt abschottete. Es ist schwer, den schweren Vorhang zu bewegen, ohne daß der Stoff raschelt oder die Ringe über die Haltestange schaben. Außerdem gerät die Luft innerhalb des Pavillons in Bewegung, wenn der Vorhang bewegt wird. Die Flamme der Lampe hatte im Luftzug geflackert.

Arm und Messer verfehlten mich. Der von oben geführte Stoß hat einige Nachteile. Er erfordert ein weites Ausholen, wodurch dem linken Arm erschwert wird, das Ziel festzuhalten. Man kann ihn leichter abblocken. Er hat nicht dieselbe Kraft wie der kurz geführte Stoß. Eine Klinge, die nur fünfzehn Zentimeter Weg zurücklegen muß und hinter der das volle Körpergewicht liegt, dringt tiefer ein als eine Klinge, die eine viel weitere Distanz zurücklegen muß und in der Hauptsache von der Kraft der Schulter und des Arms angetrieben wird. Außerdem liegt der Stoß aus kurzer Entfernung aller Wahrscheinlichkeit nach wesentlich besser im Ziel. Dem Gegner bleibt, bedenkt man die Mathematik der Reflexe, nach dem empfangenen Stoß nur wenig Zeit, seine Position zu verändern, und das selbst dann noch, wenn man ihn nicht festhält. Mein Angreifer war vermutlich weder Attentäter noch Krieger.

Ich rollte mich ab und griff instinktiv nach der Klinge in meiner Messerscheide, aber die Scheide war leer, hatte ich doch die Waffe an dem Kontrollpunkt am Eingang zum Platz abgegeben. Der Mann, der eine Halbmaske trug, stellte sich verblüffend schnell auf die neuen Umstände ein. Die Klinge war in das Kissen eingedrungen. Bevor ich wieder auf den Füßen stand, war er über mir. Wir rangen miteinander. Ich packte sein Handgelenk und drehte die Klinge nach innen. Plötz-

lich erschlaffte er. Ich ließ das Messer in seinem Leib stecken und wartete, bis sich mein Atem wieder beruhigt hatte. Dann zog ich die Halbmaske weg. Es war der Kerl, den ich am Kontrollpunkt gesehen und mit dem ich später an der Bühne des Zauberers ein paar Worte gewechselt hatte.

Ich durchsuchte sein Gewand, konnte jedoch nichts finden, was über seine Identität Auskunft gegeben hätte. Vermutlich hatte er beobachtet, wie ich eine goldene Tarnmünze auf die Bühne geworfen hatte. Er hatte mich zweifellos berauben wollen. Aber ich hatte ihn auch an dem Kontrollpunkt gesehen. Das konnte allerdings durchaus ein Zufall gewesen sein. Ich öffnete seinen Geldbeutel. Er war voller goldener Stater aus Brundisium, einer Hafenstadt auf dem Festland an der Küste des Thassa, einhundert Pasang südlich des Voskeltas. Raub als Motiv schied nun aus.

Ich wußte nur wenig über Brundisium. Angeblich war es mit Ar verbündet. Ich fragte mich, ob dies der Mann gewesen war, der sich mit mir in Pavillon siebzehn verabredet hatte. Ich konnte mir eigentlich nicht vorstellen, daß Vart der Sklavenhändler etwas mit der Angelegenheit zu tun hatte. Vermutlich hatte er den Pavillon einfach vermietet. Falls er in das Attentat verstrickt war, wäre er sehr dumm gewesen, seinen eigenen Pavillon dafür zur Verfügung zu stellen. Außerdem hatte er sicher nur wenig für Ar übrig, was sich dann auch auf Brundisium erstreckte. Man hatte ihn wegen der Fälschung von Sklavenangaben aus Ar verbannt und um ein Haar gepfählt; er hatte den Ausbildungsstand und die Fähigkeiten seiner Handelsware falsch dargestellt.

Auch mir war einst in Ar Salz, Brot und Feuer verweigert worden, und man hatte mich aus der Stadt verbannt. Ich konnte mir jedoch nicht vorstellen, daß Ubar Marlenus aus Ar, der mich damals verbannt hatte, einen Attentäter aus Brundisium gegen mich aus-

sandte. Falls er mit mir abrechnen wollte, hätte er es vermutlich eigenhändig getan. Marlenus war zu geradlinig und zu stolz für derartige Hinterhältigkeiten. Außerdem waren wir keine richtigen Feinde. Und wenn er tatsächlich einen Attentäter gegen mich hätte aussenden wollen, so hätte er es schon vor langer Zeit getan.

Davon abgesehen mußte die Tatsache, daß die Stater in dem Geldbeutel des Mannes aus Brundisium stammten, nicht unbedingt bedeuten, daß er auch aus dieser Stadt kam. Jeder hätte ihn mit diesen Münzen bezahlen können. Aber welche Feinde hatte ich denn? Vielleicht hatte der Kerl mich ja doch nur berauben wollen.

Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter. Ich begriff nicht, was hier geschehen war, und es gefiel mir nicht.

»Tarl«, sagte da eine Stimme leise hinter dem Vorhang. Es war Samos.

»Komm herein«, bat ich.

»Ich habe dich schon überall gesucht«, sagte er.

»Henrius ist mir begegnet. Er meinte, du seist hier.«

Dann riß Samos die Augen auf. »Was geht hier vor? Wer ist das?«

»Kennst du ihn?«

»Nein«, sagte Samos und untersuchte die Leiche.

»Er wollte mich töten.«

»Warum? Wegen der Sklavin?«

»Nein«, sagte ich. »Vielleicht war es ein Raubüberfall.«

»Er ist gut gekleidet.«

»In seinem Geldbeutel waren goldene Stater aus Brundisium.«

»Das sind wertvolle Stater«, sagte Samos. »Sie haben ein gutes Gewicht.«

»Er wußte, daß ich Gold bei mir habe«, sagte ich.

»Ich habe einem Zauberer eine goldene Tarnmünze gegeben.«

»Trotzdem hat es den Anschein, daß er kein Geld brauchte.«

»Das glaube ich auch nicht«, sagte ich. »Aber ein Raubüberfall ist die einzige vernünftige Erklärung.«

»Ich weiß nicht«, meinte Samos. »Vielleicht hast du ja recht.«

»Du klingst nicht überzeugt«, bemerkte ich.

»Mein Freund, Diebe tragen selten Gold bei sich.«

»Vielleicht hat er es heute abend gestohlen«, wandte ich ein.

»Es ist kein größerer Diebstahl gemeldet worden«, sagte Samos. »Und er trägt nicht die Kleidung eines verstohlenen Diebes, der sich lautlos bewegen muß.«

»Dieser Pavillon war geschlossen. Ich nehme nicht an, daß du ihn gemietet hast.«

»Nein«, sagte Samos.

»Henrius teilte mir mit, daß mich jemand hier erwarten werde.«

»War das, bevor dieser Kerl dein Gold gesehen hat?«

»Nein«, sagte ich. »Danach.«

»Vielleicht ist das die Erklärung«, sagte Samos.

»Das glaube ich nicht. Ich bin Henrius sofort nach der Vorstellung des Zauberers begegnet. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Verabredung mit dem Pavillon in der kurzen Zeit getroffen werden konnte.«

»Ich verstehe«, sagte Samos.

»Was hältst du also von der Sache?«

»Alles zusammengenommen deutet sie auf einen geplanten Hinterhalt hin, an dem dein Freund hier vermutlich beteiligt war.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte ich. »Du sprichst also von einem sorgfältig geplanten Raubüberfall?«

»Eigentlich nicht«, meinte Samos. »Bedenkt man die Indizien wie die Münzen im Geldbeutel, erscheint mir ein Raubüberfall doch sehr unwahrscheinlich.«

»Welchen Grund könnte er dann gehabt haben?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, antwortete er. »Wer könnte deiner Meinung nach ein Attentat bestellt haben?«

»Keine Ahnung«, sagte ich. »Warum wolltest du mich eigentlich sehen?«

Sein Gesicht verfinsterte sich.

»Du willst mit mir sprechen«, stellte ich fest.

»Ja.«

»Dann laß uns den Pavillon verlassen.«

»Nein«, sagte er. »Noch nicht. Ich muß mit dir unter vier Augen sprechen. Dieser Ort ist so gut wie jeder andere. Danach werden wir den Pavillon nacheinander verlassen. Es wäre zur Zeit nicht gut für uns, zusammen gesehen zu werden.«

»Warum nicht?« fragte ich.

»Es könnte Spione geben.«

»Spione der Kuri?«

»Nein, Spione der Priesterkönige.«

»Ich verstehe nicht«, sagte ich überrascht.

»Ich glaube, die Sardar haben neue Herrscher«, sagte er.

»Das ist schon möglich«, meinte ich und erinnerte ihn an die Geschichte Yngvars des Weitgereisten.

»Es ist noch gar nicht so lange her, daß ich zwei Botschaften der Sardar bekommen habe«, sagte Samos.

»Die erste kam vor zehn Tagen, die zweite gestern.«

»Und worum ging es in diesen Botschaften?« wollte ich wissen.

»Sie befehlen die Festnahme eines Mannes, dem nachgesagt wird, er sei ein Feind der Priesterkönige.«

»Wer ist es? Vielleicht kann ich bei seiner Festnahme helfen«, sagte ich.

»Sein Name ist Tarl Cabot.«

»Das ist lächerlich!«

»Als vor ein paar Tagen die erste Botschaft eintraf, war ich davon überzeugt, daß es irgendwie einen ernsten Fehler gegeben hatte. Ich verlangte von den Sardar eine Bestätigung, und sei es nur, um Zeit zu gewinnen.«

»Kein Wunder, daß du bei meinem Besuch so verschlossen warst.«

»Ich wollte mit dir sprechen, wußte aber nicht, ob es richtig war. Schließlich kam ich dem Schluß, es sein zu lassen. Falls sich – wovon ich überzeugt war – die ganze Angelegenheit später als Irrtum herausstellen sollte, wäre kein Schaden entstanden, und wir hätten darüber lachen können.«

»Aber gestern«, sagte ich, »traf die Bestätigung ein.«

»Ja. Und der Befehl ist unmißverständlich.«

Ich sah ihn an. »Was wirst du tun? Ich bin unbewaffnet. Zweifellos warten draußen deine Männer.«

»Sei nicht albern«, sagte er. »Wir sind Freunde und haben gemeinsam mit blankgezogenen Klingen vor dem Feind gestanden. Ich verriete die Priesterkönige, bevor ich dich verriete.«

»Du bist ein tapferer Mann, wenn du das Risiko eingehst, den Zorn der Priesterkönige auf dich zu lenken.«

»Sie können mir schlimmstenfalls das Leben nehmen, und wenn ich meine Ehre verliere, wäre es sowieso nichts mehr wert.«

»Was wirst du tun?« fragte ich.

»Ich bin davon überzeugt, daß die ganze Angelegenheit auf einem Fehler beruht, daß sie aus der Welt geschafft werden kann, aber die Befehle sind eindeutig. Ich brauche Zeit.«

»Was wirst du tun?« wiederholte ich meine Frage.

»Ich werde den Sardar morgen einen Bericht schicken, der mit dem morgigen Datum versehen ist«, sagte Samos. »Ich werde die Sardar darüber informieren, daß ich ihren Befehl nicht ausführen kann, da ich dich nicht aufspüren kann, nachdem du anscheinend die Stadt verlassen hast.«

»Ich verstehe.«

»In der Zwischenzeit werde ich darauf drängen, daß die Angelegenheit genau untersucht wird, eine ausführliche Erklärung verlangen und dergleichen. Ich

werde versuchen, der Sache auf den Grund zu gehen. Da ist bestimmt ein schrecklicher Fehler begangen worden.«

»Wie lautet die Anklage?« fragte ich.

»Du sollst die Sache der Priesterkönige verraten haben«, sagte er.

»Wie kann ich ihre Sache verraten haben?« fragte ich. »Ich bin kein richtiger Agent der Priesterkönige. Ich habe ihnen nie mein Schwert versprochen, ich habe ihnen keinen Treueid geschworen. Ich bin mein eigener Herr, eine Art Söldner, der gelegentlich in ihrem Sinne gewirkt hat, wenn er es für richtig hielt.«

»Sich dem Dienst für die Priesterkönige zu entziehen, dürfte genauso schwierig sein, wie sich dem Dienst für die Kurii zu entziehen«, sagte Samos.

»Auf welche Weise soll ich denn ihrer Sache geschadet haben?« fragte ich. »Was soll ich Schlimmes getan haben, daß man mir einen heimtückischen Verrat vorwirft?«

»Du hast Zarendargar, dem Kriegsgeneral der Kurii, das Leben gerettet!«

»Vielleicht«, erwiderte ich. »Ich kann es nicht einmal mit Sicherheit sagen.«

»Aber genau mit dieser Absicht hast du dich auf die Suche nach ihm gemacht, oder nicht?«

»Ja, das schon«, gab ich zu. »Ich wollte ihn vor dem Todeskommando warnen, das nach ihm auf der Suche war. Wie sich allerdings herausstellte, hatte er die Ankunft einer solchen Gruppe bereits erwartet. Er hätte also auch so überleben können.«

»Außerdem hast du, so wie ich es verstanden habe, bei dieser Gelegenheit mit ihm gesprochen, hättest also ausreichend Gelegenheit, ihn gefangen zu nehmen oder zu töten.«

»Das schon«, stimmte ich zu.

»Aber du hast es nicht getan.«

»Das stimmt.«

»Und warum nicht?« fragte Samos.

»Wir haben einmal Paga geteilt«, sagte ich.

»Soll ich das den Sardar mitteilen?« fragte Samos ironisch.

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte ich.

»Es ist durchaus möglich, daß die Sardar dich mittlerweile für einen Agenten einer der verschiedenen Kurii-Gruppen halten, für einen Verräter, der vermutlich zuviel weiß.«

»Vielleicht sollte ich mich stellen«, lächelte ich.

»Das würde ich nicht empfehlen.« Samos lächelte ebenfalls. »Ich halte es für besser, wenn du eine Zeitlang aus Port Kar verschwindest, bis es mir gelungen ist, diese Mißverständnisse aufzuklären.«

»Wohin soll ich denn?« fragte ich.

»Ich will es nicht wissen«, sagte Samos.

»Glaubst du, du kannst diese Angelegenheit in meinem Sinn klären?«

»Ich hoffe es.«

»Ich glaube nicht, daß du Erfolg haben wirst«, sagte ich. »Ich glaube, die Sardar haben bereits gehandelt.«

»Ich verstehe nicht.«

»Die erste Nachricht kam vor zehn Tagen«, sagte ich.

»Ja.«

»Ich nehme an, sie war klar verständlich.«

Samos zuckte mit den Schultern. »Ich glaube schon.«

»Du könntest dich durch dein Zögern selbst in Gefahr gebracht haben.«

»Wie das?« fragte er.

»Die Sardar schicken eine klare Botschaft«, sagte ich. »Statt des Berichts, das alles in ihrem Sinne erledigt ist, erhalten sie die Bitte um Bestätigung und Erklärung, und das von einem überaus klugen Agenten, der seine Tatkraft oft unter Beweis gestellt hat. Daraus erkannten die Sardar, daß du zögerst, den Befehl auszuführen. Davon abgesehen bin ich davon überzeugt, daß den Sardar unsere Freundschaft bekannt ist. Es ist nicht

schwer, sich ihre Reaktion vorzustellen. Vermutlich wurde entschieden, daß man sich in dieser Angelegenheit nicht auf dich verlassen kann. Es ist sogar durchaus vorstellbar, daß du dich durch deine Antwort selbst verdächtig gemacht hast.«

»Ich habe die Bestätigung gestern erhalten«, sagte Samos leise.

»Vielleicht wollten die Sardar damit nur ihre Befürchtungen verbergen, die sie bezüglich deiner Loyalität haben.«

»Vielleicht«, flüsterte er.

»Auf jeden Fall hat die Spanne zwischen den beiden Botschaften unabhängigen Agenten der Priesterkönige die Zeit verschafft, nach Port Kar zu reisen. Vielleicht ist ihnen auch nicht entgangen, daß du nach Erhalt der Bestätigung nicht sofort gehandelt hast.«

»Was sagst du da?« fragte Samos entsetzt.

»Ich glaube, ich habe eine Erklärung, die dem Vorfall einen Sinn verleiht.«

»Nein!« rief Samos.

Ich sah auf den Mann in dem teuren Gewand hinab, aus dessen Brust ein Messer ragte.

»Ich glaube, ich habe gerade einen Agenten der Priesterkönige getötet«, sagte ich.

»Nein!« rief Samos. »Nein!«

Ich zuckte mit den Schultern. Draußen lärmte der Karneval.

»Wenn er ein Attentäter war, müssen ihn die Kurii geschickt haben«, sagte Samos. »Die Priesterkönige handeln nicht auf diese Weise.«

»Vielleicht.«

»Verlaß die Stadt«, sagte er.

»Wie werde ich erfahren, ob es sicher ist, nach Port Kar zurückzukehren?«

»Von Zeit zu Zeit könnte ein Agent, der in deinem Namen handelt, oder du selbst inkognito der Stadt einen Besuch abstatten. Kennst du die Sklavenketten,

die ich auf der linken Seite meiner Schwelle hinter dem Banner aufgehängt habe, die Ketten, die mit einem Stück scharlachroter Sklavenseide festgebunden sind?«

»Ja«, sagte ich.

»Wenn es für dich wieder sicher ist, dich öffentlich in Port Kar zu zeigen oder mit mir Kontakt aufzunehmen, wird die scharlachrote durch gelbe Sklavenseide ersetzt sein.«

»Ich verstehe.«

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte er. Wir reichten uns die Hände.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich.

Samos verließ den Pavillon. Ich blieb noch ein paar Ehn. Es wäre nicht gut gewesen, hätte man uns zusammen gesehen. Ich sah den Mann auf dem Teppich an, in dessen Herz sein eigenes, von meiner Hand geführte Messer steckte. Ich dachte an die Geschichte von Yngvar dem Weitgereisten. Es gab wohl eine neue Ordnung bei den Sardar. Ich bedauerte nicht, wie ich mich in Zarendargars Fall verhalten hatte. Wir hatten den Paga geteilt.

Ich lauschte der Fröhlichkeit der Menschen, die draußen den Karneval feierten, ihren Rufen, der Musik.

Ich mußte Port Kar noch in dieser Nacht verlassen. Ich würde zu meinem Haus gehen und die nötigen Vorbereitungen treffen; ich würde mir Waffen, Geld und Kreditbriefe holen. In zwei Ahn konnte man auf dem Rücken eines Tarn weit fort sein, bevor die Priesterkönige das Scheitern ihrer Pläne entdeckten.

Ich warf noch einen Blick auf die rothaarige kleine Sklavin, die an Händen und Füßen gefesselt auf dem großen Kissen lag. Sie war während der ganzen Geschehnisse nicht einmal aufgewacht. Tassapulver ist wirksam.

Ich verließ den Pavillon und mischte mich unter die Menge.

Ich war verbittert.

Ich würde allein gehen, denn ich wollte meine Gefolgsleute weder in Gefahr bringen noch sie in den dunklen Kampf zweier Welten verwickeln. Meine Abreise schien die beste Möglichkeit zu sein, Samos' Sicherheit zu garantieren. Er war mein Freund. Er hatte viel für mich riskiert. In zwei Ahn wäre ich auf dem Rücken eines Tarns verschwunden.

»Wie ich sehe, hast du die Gunst einer freien Frau gewonnen«, sagte ein Mann.

»Was?« Ich sah gedankenverloren auf.

»Das da!« Er zeigte auf das Seidentuch, das in der Kragenöse meines Gewandes steckte.

»Oh«, sagte ich. »Ja, sieht so aus.« Ich warf einen Blick auf das Tuch, das ich ganz vergessen hatte.

»Paga?« fragte er und hielt mir seinen Bota hin.

»Sicher«, sagte ich und trank einen Schluck.

»Es muß schön sein, die Gunst einer freien Frau gewonnen zu haben«, meinte er.

»Ich und ein paar hundert anderer Männer«, erwähnte ich.

»Die Gunst einer bestimmten Person.«

»Selbst da fürchte ich, bin ich nur einer von zehn«, sagte ich.

»Einer von fünfzehn!«

»Ach ja?«

»Ja.«

Ich zuckte mit den Schultern. Das Spiel der Gunstbezeugungen kann mit jeder Zahl von Tüchern gespielt werden, obwohl normalerweise nur zehn Stück verteilt werden.

»Einen schönen Karneval!« wünschte der Mann.

»Einen schönen Karneval!«

Ich wandte mich ab, um zu dem Kontrollpunkt zu kommen, wo ich mit meinem numerierten Zettel meine Waffen zurückhalten würde. Die Menge war kleiner geworden, obwohl der Platz noch immer gut besucht war.

Ich stolperte, richtete mich aber wieder auf. Sicherlich hatte ich nicht soviel Paga getrunken.

Ich machte noch zwei Schritte, dann fiel ich auf ein Knie. Der Platz schien sich unter mir zu bewegen. Ich kämpfte um mein Gleichgewicht. Masken und Kostüme wirbelten um mich herum.

»Was ist los?« fragte eine Stimme.

»Er hat zuviel Paga getrunken«, sagte eine andere Stimme.

Ich wollte aufstehen, fiel jedoch vornüber.

»Ist schon gut«, sagte eine Stimme.

Um mich herum wurde es dunkel. Ich kämpfte darum, das Bewußtsein nicht zu verlieren. Jede Bewegung fiel mir schwer. Ich konnte nicht mehr sprechen.

»Setzt ihm eine Maske auf«, flüsterte eine Stimme.

Ich fühlte, wie man mir eine Karnevalsmaske überstülpte.

»Nein«, schien ich zu sagen, aber in Wirklichkeit kam kein Laut über meine Lippen.

Ich fühlte, wie man mich auf die Füße zog und meine Arme über die Schultern zweier Männer legte.

»Was hat er?« fragte eine Stimme.

»Zuviel Paga«, wiederholte eine andere Stimme.

»Ist alles in Ordnung mit ihm?«

»Ja.«

»Nein!« Ich wollte es hinausschreien, konnte es aber nicht.

»Braucht ihr Hilfe?« fragte ein Mann.

»Nein.«

»Bestimmt nicht?«

»Nein, Bürger«, sagte einer der Männer, die mich stützten. »Wir schaffen es schon. Vielen Dank.«

Dann hatte ich den Eindruck, daß wir allein waren.

»Bringt ihn ins Boot zu den anderen«, sagte eine fremde Stimme. Sie gehörte einer Frau.

Dann verlor ich das Bewußtsein.

GOR

3

»Der da«, sagte sie. »Bringt ihn in mein Zelt.«

»Beweg dich!« befahl der Wächter.

Ich senkte den Kopf und betrat das Zelt. Die zu eng sitzenden Handfesseln hatten die Haut aufgescheuert und ich rieb mir die Handgelenke. Dann richtete ich mich zu meiner vollen Größe auf.

Das Zelt wurde von fünf Pfosten gestützt und bestand aus kostbaren Stoffen, die von ebenso kostbaren Wandbehängen geschmückt wurden. Das Innere war dazu passend ausgestattet; es gab Kissen, einen niedrigen intarsiengeschmückten Tisch, Truhen und Kisten. Die Einrichtungsgegenstände waren zusammen mit dem Zelt und den dazugehörigen Pfosten auf riesigen großräderigen Wagen transportiert worden. Ich hatte zusammen mit anderen Männern in Geschirren gesteckt, und wir hatten den Wagen zwei Tage lang gezogen.

Vor drei Tagen waren diese Männer und ich mit Stößen von Speerenden geweckt worden.

»Auf die Knie! Die Köpfe in den Staub. Ihr befindet euch in Gegenwart eurer Herrin!«

Wir hatten uns mühsam auf die Knie erhoben. Die Hände waren uns mit Ketten auf den Rücken gefesselt worden. Irgendwie stanken wir nach Fisch. Man hatte uns Sklavenkragen angelegt und am Hals zusammengekettet.

Jemand war vor mir stehengeblieben.

»Heb den Kopf!«

Ich hatte aufgesehen. Die Frau war verschleiert und trug das Gewand der Verhüllung, ein kostbares Kleid, das auf dem grasbewachsenen Feld, auf dem wir uns befanden, unpassend wirkte. Ich sah mich um und zählte fünf Wächter.

Eine Tharlaronpeitsche wurde mir gegen die Wange gedrückt, ein Hinweis, daß ich nach vorn schauen sollte. Dann drückte die Peitsche unter mein Kinn, und ich hob gehorsam den Kopf. Die Frau sah mich an. »Es scheint so, als hätte ich das Spiel der Gunstbeweisungen gewonnen«, sagte sie.

»Zumindest für den Augenblick«, erwiderte ich.

»Als ich in Port Kar meine Gunstbezeugungen verteilt habe«, sagte sie, »geschah das unter zwei Gesichtspunkten. Möchtest du wissen, welche beiden das waren?«

»Natürlich.«

»Erstens mußten die Männer groß und stark sein. Sie mußten für die Arbeit in einem Sklaventrupp geeignet sein. Sie mußten fähig sein, mit ihrer tierhaften Kraft die härtesten Arbeiten zu erledigen, und das für lange Zeiten.«

»Und was war der zweite Gesichtspunkt?« fragte ich. »Wie hat der ausgesehen?«

»Sie mußten mich körperlich anziehen.«

»Ich verstehe.«

»Wir werden bestens miteinander zurechtkommen, nicht wahr?« fragte sie.

»Zu wessen Bedingungen?«

»Zu meinen!«

»Ich weiß nicht«, sagte ich.

»Kannst du gehorchen?« wollte sie wissen.

»Ja.«

»Dann bin ich davon überzeugt, daß wir miteinander zurechtkommen werden – zu meinen Bedingungen!«

»Vielleicht«, sagte ich.

Sie nahm die Peitsche unter meinem Kinn weg.

»Runter mit deinem Kopf«, sagte sie. »In den Staub.«

Ich gehorchte. Einen Augenblick später schritt sie die Reihe weiter ab, blieb hier und da stehen, um einem anderen Mann zu befehlen, den Kopf zu heben, damit

er verhört werden und Befehle ausführen konnte, um schließlich in einer Pose erniedrigenden Gehorsams zu verharren.

»Komm näher!« befahl sie.

Innerhalb des Zeltes gab es einen Privatbereich, der von durchsichtigen weißen Stoffbahnen abgesperrt wurde. Er war wie ein kleines Zelt, das sich in einem großen Zelt befand. Sie befand sich in diesem Gemach, und ich sah sie undeutlich. Neben ihr stand eine kleine Lampe auf einem Ständer. Sie saß auf einem kurulischen Stuhl.

»Komm näher!« lud sie mich ein.

Ich schob den Stoff beiseite und ließ ihn hinter mir zurückfallen. Dann stand ich vor ihr in ihrem Privatgemach, nur ein paar Schritte von ihr entfernt. Auf dem Boden lagen Kissen und Seidenbahnen. Ich stand aufrecht da, mit verschränkten Armen, und betrachtete sie.

Die Luft roch eindeutig nach Parfüm.

»Du hast meine Erlaubnis zu knien«, sagte sie.

Ich sah sie bloß an.

»Draußen stehen genug Wachen«, erinnerte sie mich.

Ich kniete nieder und legte die Hände auf die Oberschenkel.

»Du hast breite Schultern«, sagte sie, »eine schmale Taille, kräftige Oberschenkel. Deine Hände sind groß und stark.«

Ich schwieg.

»Du bist ein großer, kräftiger, gutaussehender Burse«, sagte sie. »Du hast etwas von einem Tier an dir. Wenn du nicht unter meiner völligen Herrschaft ständest, würde ich mich vielleicht etwas unbehaglich fühlen.«

»Du siehst mich im Nachteil«, sagte ich, »da du verschleiert und vollständig bekleidet bist.«

»Wenigstens riechst du nicht mehr nach Fisch.«

»Das ist richtig«, sagte ich.

»So haben wir dich und deine Kameraden aus Port Kar herausgeschmuggelt«, sagte sie. »Wir haben euch einen nach dem anderen betäubt zum Boot gebracht. Dort haben wir euch ausgezogen und an die Kette gelegt. Dann wurde jeder von euch in ein Faß mit gesalzenem Parsifisch gesteckt; über euren Köpfen hatten die Fässer falsche Böden, die ebenfalls mit Parsits bedeckt wurden. Winzige Löcher in den Fässern sorgten für Atemluft. Dann wurden die Fässer versiegelt.«

»Die Entführung war schlau eingefädelt und ging schnell vonstatten«, bemerkte ich.

»Vielen Dank.«

»Bist du eine Sklavenhändlerin?«

»Nein«, lachte sie. »Obwohl ich mir vorstellen könnte, daß ich in diesem Beruf sehr erfolgreich gewesen wäre.«

Die meisten Sklavenhändlerinnen machen nicht bei der Sklavenjagd mit. Es ist einfach zu gefährlich für sie. Außerdem besteht immer die Gefahr, daß ihre Männer sie einfach zu dem Fang hinzufügen. Deshalb haben sich die meisten Sklavenhändlerinnen in den Städten niedergelassen, wo sie ihre eigenen Häuser führen. Hier kaufen und verkaufen sie Sklaven oder vermieten sie, bilden sie aus und dergleichen mehr. Statistisch gesehen gibt es auf Gor nur wenige Sklavenhändlerinnen. Die meisten goreanischen Frauen sind sehr attraktiv, und die meisten goreanischen Männer sind sehr stark. Deshalb ist es in einem Geschäft wie dem Sklavenhandel nicht ungewöhnlich, daß die Sklavenhändlerinnen früher oder später den Kragen am eigenen Hals spüren. Dann sind auch sie der Peitsche ausgeliefert.

»Ich bin nur die demütige Herrin eines kleinen Arbeitssklaventrupps«, sagte sie.

»Es ist doch sicherlich ungewöhnlich für eine Person in deinem Beruf, sich auf diese Weise Arbeitskräfte zu besorgen«, sagte ich.

»Das ist billiger, als sie zu kaufen.«

»Das ist zweifellos richtig«, mußte ich zugeben. Ich glaubte keinen Augenblick lang, daß diese Frau tatsächlich die Herrin eines Arbeitssklaventrupps war. Dafür gab es mehrere Gründe. Erstens üben nur sehr wenige Frauen eine derartige Tätigkeit aus. Zweitens schien sie nicht darin ausgebildet zu sein, mit Männern umzugehen. Zum Beispiel hätte ich sie in dieser Situation mühelos angreifen und töten oder zu meiner Gefangenen machen können, um sie als Faustpfand für eine Flucht zu benutzen. Drittens schien sie nicht die Härte einer Frau zu haben, die sich in einer solchen Stellung behauptet. Das Zelt zeigte in keiner Weise den Geschmack einer derartigen Frau. Ihre Kleider enthüllten Eitelkeit und eine Vorliebe für überschwenglichen Luxus, was auf einen Hang zur Zügellosigkeit und Prunksucht schließen ließ, ein ebenfalls unwahrscheinlicher Wesenzug für eine solche Frau. Es gab nur fünf Wächter, was eindeutig zu wenig war, um einen normalen Arbeitstrupp zu betreuen, allerdings nicht wegen des Zahlenverhältnisses, sondern der Notwendigkeit, Nachtwachen aufzustellen.

Eigentlich hatte sie auch gar keinen richtigen Arbeitstrupp, sondern nur fünfzehn Männer, die sie in Port Kar aufgegriffen hatte. Ein Arbeitssklaventrupp besteht gewöhnlich aus fünfzig bis hundert Männern; einige umfassen sogar fünfhundert bis tausend Männer. Wäre sie tatsächlich die Herrin eines solchen Trupps gewesen, hätten wir ihn nicht gebildet, sondern nur verstärkt. Wir hatten nicht einmal die nötige Ausrüstung, Dinge wie Schaufeln, Hämmer und Spitzhaken.

»Womit hat man uns betäubt?« fragte ich.

»Tassapulver«, sagte sie. »Ich habe genug davon in die Botas meiner Männer gefüllt, um damit ein Kaiiliauk zu betäuben.«

»Wie lange waren wir bewußtlos?«

»Fünf Tage, in denen wir euch mit Schläuchen künstlich ernährt haben – mit tassaversetzter Suppe.«

»Und wo sind wir?« fragte ich. Ich wußte es, aber ich wollte ihre Antwort hören.

»Ich finde es amüsanter, wenn ich dich darüber im Ungewissen lasse«, sagte sie.

»Wie du wünschst«, erwiderte ich. Von unserem Lager aus sah man in der Ferne das Sardargebirge. Es war unverwechselbar. Ich hielt diese Frau für eine Agentin der Priesterkönige. Doch anscheinend hatte sie mich nicht erkannt. Ich war nur einer von fünfzehn Gefangenen. Falls sie tatsächlich Agentin der Priesterkönige war, entbehzte es nicht der Ironie, daß sie nicht merkte, wer da an ihre Kette gefesselt war.

Daß wir uns so nahe bei den Sardar befanden, und das nach angeblichen fünf Tagen der Bewußtlosigkeit *und* zwei Tagen des Marsches, in denen wir ihren Wagen gezogen hatten, war ein weiteres Indiz dafür, daß sie bestimmt nicht die Herrin eines Arbeitstrupps war. In so kurzer Zeit wären wir von Port Kar aus niemals so weit gekommen, hätte man uns nicht den größten Teil des Weges mit Tarns transportiert, vermutlich in Tarnkörsen. Gewöhnliche Arbeiter werden nur selten auf solche Weise transportiert. Vermutlich hatte man uns vor zwei Tagen nur aus dem Grund geweckt, daß wir in der Nähe der Sardar tatsächlich den Anschein von Arbeitssklaven erwecken sollten. Diese Frau *mußte* für die Priesterkönige arbeiten. Andererseits schien sie nicht zu wissen, wer ich war.

Und wenn sie doch nicht in den Diensten der Priesterkönige stand? Vielleicht war sie ja tatsächlich eine Sklavenhändlerin und hatte vor, uns auf dem Jahrmarkt von En'Kara zu verkaufen.

Ich entschied, sie nicht zu überwältigen, zumindest im Augenblick noch nicht.

»Wie heißt du?« fragte sie.

»Man hat mich schon alles mögliche genannt zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten.«

»Ah ja«, sagte sie. »Ich kenne euch Kerle aus Port Kar. Ihr seid alle Schurken, Piraten, Diebe und Sklavenhändler. Ich glaube, ich werde dich... Brinlar nennen.«

»Und wie soll ich dich ansprechen?« fragte ich.

»Als ›Herrin!«

»Wie kommt es, daß du in Port Kar zugeschlagen hast?«

»Ich war geschäftlich in Port Kar«, sagte sie, »und daß gerade Karneval war, hat die Sache vereinfacht.«

»Ich hatte angenommen, du kämst aus Tyros oder Cos«, sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

Jetzt war ich sicherer als je zuvor, daß sie Agentin der Priesterkönige war.

»Damit keine Mißverständnisse aufkommen«, fuhr sie fort, »meine Sympathien liegen bei Cos und Tyros, den wichtigsten Metropolen der Aufklärung und Zivilisation des Thassas. Insofern ist die Wahl meines Jagdortes auf amüsante Weise sehr passend, eine Wahl, die der Fang wunderbarer Männer, den ich dort gemacht habe, eindeutig rechtfertigt.« Sie sah mich an. »Hättest du gern einen Lumpen, um deine Lenden zu bedecken?«

»Was immer du wünschst«, sagte ich.

Sie lachte,

»Werden ich und meine Mitgefangenen zu Sklaven gemacht?«

»Das wäre doch sicherlich richtig so, oder nicht?«

»Natürlich«, sagte ich.

»Das wird vermutlich geschehen, irgendwo, irgendwann; wenn ich den Augenblick für gekommen halte, an einem Ort meiner Wahl.«

»Natürlich.«

Sie lächelte.

»Und wie wird unser weiteres Schicksal aussehen?« fragte ich.

»Vielleicht werde ich euch verkaufen«, sagte sie, »vielleicht sogar auf dem Jahrmarkt von En'Kara.«

»Ich versteh«, erwiderte ich. Das bestätigte meine Vermutung, daß man keineswegs vorhatte, uns als Arbeitssklaven zu behalten. Mit ziemlicher Sicherheit würde meine Entführerin auf dem Jahrmarkt jemanden treffen. Wenn ihre Zusammenkunft vorüber und ihre Tarnung noch intakt war, aber nicht länger gebraucht wurde, konnte sie uns auf den Sklavenmärkten von En'Kara verkaufen.

»Du und deine Kameraden bleiben natürlich freie Männer, legal gesehen«, erklärte sie, »obwohl ihr als Gefangene völlig in meiner Macht seid, bis man ein Sklavenmal in eure hübsche Haut brennt oder ihr den Kragen bekommt und damit legal versklavt werdet.«

Ich nickte.

»Erinnerst du dich an die Hauptkriterien, nach denen ich die Männer auf dem Platz ausgesucht habe?« fragte sie.

»Du wolltest kräftige große Burschen«, sagte ich, »dazu geeignet, als Arbeitssklaven zu dienen.«

»Richtig«, sagte sie. »Erinnerst du dich an das zweite Kriterium?«

Ich schwieg.

»Es ging darum, daß ich sie körperlich anziehend fand«, sagte sie.

»Ja.«

»Spreiz die Beine«, befahl sie.

Ich gehorchte.

»Ausgezeichnet, Brinlar, wirklich ausgezeichnet.«

Ich sagte kein Wort.

»Wie ist es, ein freier Mann zu sein, der sich in der Gewalt einer Frau befindet?«

Ich zuckte mit den Schultern. Ich fühlte mich nicht so, als befände ich mich völlig in ihrer Hand.

»Bin ich schön?« fragte sie.

»Ich weiß nicht.«

»Aber sicher unterhaltet ihr Männer euch über solche Dinge«, sagte sie.

»Ich nehme an, man könnte dich als schön bezeichnen«, sagte ich. »Unter deinem Gewand scheinen sich die Rundungen einer schönen Frau abzuzeichnen, vor allem da du sie dementsprechend geschnürt hast.«

»Ich mag hübsche Kleider«, sagte sie. »Außerdem trage ich sie vorteilhaft.«

»Zweifellos sähst du in einem Sklavenkittel oder nackt mit einem Kragen noch schöner aus.«

»Frecher Bursche«, sagte sie. Aber ich sah, daß sie erfreut war. Alle Frauen möchten wissen, wie schön sie als Sklavin aussähen.

Sie betrachtete mich eine Zeitlang schweigend. Ich kniete mit gespreizten Beinen. Sie schien es nicht eilig zu haben, ihre Befehle zu geben; sie ließ die Blicke über meinen Körper wandern, und ihre Augen leuchteten dabei.

»Bist du nicht neugierig, warum du in mein Zelt gebracht wurdest?« fragte sie schließlich.

»Die Herrin hat es mir noch nicht erklärt«, sagte ich. Mein Herz fing an zu hämmern. Jetzt würde sie mir verkünden, daß sie meine wahre Identität kannte, daß sie mich ihrem Vergnügen unterwerfen und mich gegen meinen Willen benutzen würde, bis sie mich den Sardar übergab – gefangengenommen von einer Frau. Es schien nicht angemessen zu sein, sie als vermutliche Agentin der Priesterkönige anzugreifen und zu töten. Und vielleicht waren ihre Männer ebenfalls Agenten. Mir fiel wieder der Kerl in dem Pavillon ein, in dem ich mein eigenes Messer hatte stecken lassen.

»Aber du kannst es dir sicherlich denken«, sagte sie.

»Vielleicht.«

»Spreiz die Beine noch weiter«, sagte sie kalt.

Ich gehorchte.

»Jetzt kannst du es dir doch bestimmt denken.«

»Allerdings.«

»Du scheinst erleichtert zu sein«, bemerkte sie verblüfft.

Ich zuckte mit den Schultern. Ich war in der Tat erleichtert. Sie hatte wieder nur mit mir gespielt. Ich war jetzt davon überzeugt, daß sie wirklich nicht wußte, wer ich war. Der Mann im Pavillon hatte versucht, mich zu töten. Hätte sie also meine wahre Identität gekannt, hätte sie schon längst meinen Tod befohlen. Während meiner Bewußtlosigkeit wäre das ein Kinder-spiel gewesen. Davon abgesehen war die Art meiner Gefangennahme nichts Besonderes gewesen. Ich war nur einer von fünfzehn Männern gewesen, den sie an die Kette gelegt hatte.

»Da ist noch etwas«, sagte sie.

»Ja?« fragte ich.

»Ich möchte gern geschätzt werden.«

»Geschätzt werden?«

»Ja, und zwar ganz sachlich«, sagte sie. »Das möchte ich schon lange wissen. Dein kostbares Gewand, das du auf dem Platz getragen hast, und die Dicke deines Geldbeutels haben mich auf den Gedanken gebracht, daß du Erfahrung in solchen Dingen hast, daß du die Mittel besitzt, um mit den Geschehnissen auf einem Markt eng vertraut zu sein.«

Ich schwieg.

»Laß mich dich daran erinnern, daß du es bist, der vor mir kniet, mit gespreizten Beinen wie ein gekettetes Mädchen!«

»Ich verstehe.«

Ihre Hand griff nach den Befestigungsnadeln der linken Seite ihres Schleiers.

»Ich glaube, du wirst mich außerordentlich schön finden«, sagte sie. »Vielleicht sogar so schön wie eine Sklavin.«

»Vielleicht.«

Sie löste den Schleier auf der linken Seite und ließ ihn fallen, dann strich sie die Seidenkapuze ihres Zeltgewands zurück, schüttelte den Kopf und befreite eine Kaskade langen dunklen Haars. Sie sah mich belustigt an. »Wie ich sehe, findest du mich schön.«

»Ja.«

Sie erhob sich von dem Stuhl. »Bist du mit den Pflichten eines Seidensklaven vertraut?« Während sie sprach, entkleidete sie sich zwanglos.

»Ich bin ein freier Mann«, erwiderte ich.

»Aber du hast doch eine Vorstellung ihrer Pflichten, oder?«

»Ja.«

»Diese Pflichten – und andere – werden ab jetzt die deinen sein.«

»Ich verstehe«, sagte ich, und dann stockte mir der Atem. Ihr Gewand, das lautlos zu Boden gefallen war, lag wie ein Teich aus Seide zu ihren Füßen, aus dem sie nun hinausstieg. Sie war von einer atemberaubenden Schönheit und hätte einen hohen Preis gebracht.

Meine Entführerin ließ sich auf die Kissen und Seidenlaken sinken, die im rückwärtigen Teil des kleinen Privatgemachs in unmittelbarer Nähe der weißen Stoffbahnen lagen, die seine hintere Wand bildeten. Sie sah mich an, in ihren Augen funkelte es belustigt. Dann stützte sie sich auf einen Ellbogen.

»Und?« fragte sie.

»Du bist sehr schön«, sagte ich.

»Glaubst du, man könnte mich leicht verkaufen?«

»Nein.«

»Nein?« fragte sie,

»Dein Preis wäre zu hoch«, sagte ich. »Die meisten Männer könnten es sich nicht leisten, dich zu kaufen.«

»Und wenn ich erschwinglich wäre?«

»Dann würdest du zweifellos sofort verkauft.«

»Also hältst du mich, sachlich gesehen, für eine Schönheit?«

»Ja.«

»Komm näher, auf allen vieren«, befahl sie.

Ich gehorchte.

»Jetzt siehst du mich besser«, sagte sie. »Hast du schon einmal eine freie Frau geschätzt?«

»Ja.«

»Dann schätzt mich.«

»Als eine freie Frau?« fragte ich.

»Natürlich, denn das bin ich.«

»Du bist eine unglaublich schöne freie Frau.«

»Offensichtlich teilt dein Körper diese Meinung.«

»In der Tat«, mußte ich zugeben.

»Und freie Frauen«, sagte sie, »stehen tausendmal und mehr über einer bloßen Sklavin.«

»Ja«, sagte ich. »Das kann man nicht vergleichen. Eine freie Frau ist etwas übermäßig Kostbares.«

»Dein Status hier ist der eines Dieners, eines rechtlosen Dieners, bis ich dich dann versklave.«

»Ich verstehe.«

»Ich glaube, es wird Spaß machen, einen freien Mann mit den Pflichten eines Seidensklaven vertraut zu machen.«

»Zweifellos.«

»Vielleicht werde ich mir – falls ich dazu Lust habe – Zeit lassen, dich zum Sklaven zu machen.«

Ich schwieg.

»Und vielleicht, wenn ich mit dir zufrieden bin, nachdem du und deine Gefährten zu Sklaven gemacht worden sind, verkaufe ich dich doch nicht auf dem Jahrmarkt von En'Kara. Ich könnte dich behalten – als meinen Seidensklaven.«

Ich hielt mich noch immer zurück.

»Du wirst mich nur dann berühren, wenn ich es dir befehle, und zwar so – und nur so –, wie ich es dir befehle! Ich bin die Herrin. Du wirst mich zu meiner vollen Sättigung befriedigen, und du wirst die Erfüllung nur dann erreichen, wenn es mir gefällt.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Auf die Seide, mein starker, hilfloser Diener!« rief sie, griff mit den zierlichen Händen nach meinem Haar und zog mich an sich. »Erfreue mich!« befahl sie.

Ich fing an, ihr Freude zu bereiten, und vergrub mich in dem großartigen, überwältigenden Duft ihrer Erregung.

»Oh, Brinlar«, keuchte sie plötzlich auf, »du bist ein erstklassiger Diener!«

Ich packte ihre Handgelenke, zog ihre Hände aus meinem Haar und hielt sie an den Seiten fest, während ich zugleich hart und zärtlich meinen Pflichten nachkam.

Sie drückte sich an mich, fing an sich zu winden und zu stöhnen. »Oh, Brinlar«, flüsterte sie. »Ja, Brinlar! Das ist großartig, Brinlar! Hör nicht auf! Ja, ja!«

Ich hielt es für unnötig, sie daran zu erinnern, daß sie sich jetzt in meiner Macht befand.

»Brinlar!« schrie sie auf.

»Wie heißt du?« fragte ich.

»Yanina!« schrie sie »Ich bin Lady Yanina!«

»Aus welcher Stadt?«

»Brundisium!« schrie sie. »Brundisium!«

»Etwas zu trinken, Herrin?« fragte ich.

»Ja, Brinlar«, sagte Lady Yanina, hob anmutig den Schleier und trank beinahe kokett einen Schluck. Dann sah sie den Mann an, der ihr gegenüber saß.

»Etwas zu trinken, Herr?«

»Nein«, sagte er. Ich zog mich ein Stück zurück, kniete mich ins Gras und hielt den Krug mit schwachem Ka-la-na fest. Ich trug eine Tunika aus weißer Seide.

Yanina tupfte sich unter dem Schleier die Lippen ab. »Das ist ein schöner Platz«, hatte sie gesagt. »Breite die Decke aus und pack den Korb aus, Brinlar!«

In der Ferne erhob sich das Sardargebirge. Ich war seit drei Tagen ihr Diener. Nach der ersten Nacht hatte sie die persönlichen Dienstleistungen nicht mehr in Anspruch genommen.

Dann war ein Reiter auf einem hohen Tharlarion gekommen, der von zwei Männern zu Fuß flankiert wurde.

Der mit einem dunklen Gewand bekleidete Mann saß jetzt mit untergeschlagenen Beinen am Rand der Decke; Yanina kniete vor ihm. Sie warf mir einen Blick zu, ich sah weg und senkte den Kopf.

»Ich spreche nicht in seiner Gegenwart«, sagte der Fremde. Seine beiden Männer standen im Hintergrund, wo das Tharlarion angezurrt stand. Zwei von Lady Yaninas Männern waren ebenfalls in der Nähe, nur daß sie sich hinter uns befanden. Sie saßen mit untergeschlagenen Beinen im Gras und spielten das Steine-Spiel.

»Kümmere dich nicht um ihn«, sagte Yanina. »Er ist nur ein Diener.«

»Welche Art von Diener?« wollte er wissen.

»Ein ganz normaler Diener. Er bedient mich, kämmt mir das Haar, räumt das Zelt auf.«

»Ich verstehe«, sagte er.

»Stört es dich, daß ich solch einen Diener habe?«

»Nein«, sagte er, »Natürlich nicht.«

»Du hast zwei Mädchen, die dich hinten und vorn bedienen.«

»Ich spräche trotzdem lieber nicht in seiner Gegenwart«, sagte er.

»Wir haben des öfteren offen vor deinen Sklavinnen gesprochen«, erinnerte sie ihn.

»Das ist etwas anderes. Es sind nur Sklavinnen.«

»Würdest du dich wohler fühlen, wenn ich ihm einen Kragen anlege?« wollte sie wissen. »Das habe ich sowieso vor.«

»Ich verabscheue solche Diener!«

»Ich werde mich zurückziehen, Herrin«, sagte ich und tat so, als wollte ich aufstehen.

»Brinlar, du bleibst«, sagte sie herrschüchtig und kalt.

»Ja, Herrin.« Im Inneren lächelte ich. Mein Trick hatte Erfolg gehabt. Ich war ziemlich sicher gewesen, daß sie ihre Autorität auf diese Weise zum Ausdruck bringen würde. Offensichtlich stand sie mit dem Fremden in Konkurrenz. Zwischen den beiden herrschten eine gewisse Anspannung und Verkrampftheit. Sie schien auf ihn und seine Macht eifersüchtig zu sein und war sehr zurückhaltend, was ihre Stellung ihm gegenüber anging. Ich nahm an, daß sie sich beide auf der gleichen – oder zumindest fast gleichen – Ebene befanden, vielleicht demselben Vorgesetzten berichteten, möglicherweise sogar den Priesterkönigen.

»Du hast das Material mitgebracht?« fragte er. Ich war erleichtert, daß er darauf verzichtete, seine Meinungsverschiedenheiten mit ihr auszutragen. Das war unter seiner Würde, schließlich war sie nur eine Frau.

»Sie befinden sich in meinem Zelt«, sagte Yanina geziert. »Ich habe sie jetzt natürlich nicht bei mir. Ich wollte erst sichergehen, daß der Richtige kommt.«

»Natürlich«, sagte er. Ich fragte mich, was sich hinter dem Begriff ›Material‹ verbarg. Der Fremde schien sich sehr vorsichtig ausgedrückt zu haben, vermutlich wegen meiner Anwesenheit.

»Sie sind zur Ablieferung bereit«, sagte Yanina.
»Wann immer und wo immer du willst.«

Als ich in ihrem Zelt aufgeräumt hatte, hatte ich die Gelegenheit benutzt, mich umzusehen, soweit das möglich war. Einige der Truhen waren verschlossen gewesen. Vermutlich lag in ihnen das bewußte ›Material‹. Ich wußte nicht, wo sich die Schlüssel für die Truhen befanden. Vermutlich waren sie in einer der anderen Truhen eingeschlossen, und den Schlüssel dafür trug Yanina vermutlich am Körper, irgendwo im Gewand verborgen. Mir blieb es verwehrt, dies in der Nacht näher zu untersuchen, da man mir eine Haube aufsetzte und mich direkt hinter dem Zelteingang an einen Pflock ankettete. Auf diese Weise hielt mich Yanina in ihrer Nähe. Zudem mußte ich nicht bei den anderen Gefangenen schlafen. Man befürchtete, daß die Männer in ihrer Wut über meine vergleichsweise leichten und angenehmen Pflichten über mich herfallen könnten.

»Ich glaube, es war ein Fehler, sie über Port Kar zu transportieren«, sagte der Fremde.

Diese Bemerkung hatte ihren Ursprung bestimmt in der kürzlich zu Tage getretenen Unzufriedenheit der Priesterkönige, was Samos' Loyalität anging.

»Das stimmt nicht«, sagte Yanina. »Dour Babinius ist zusammen mit mir gereist. Ich mußte ihn nach Port Kar bringen, damit er dort seine versiegelten Befehle ausführen konnte.«

Sie hatte mir erzählt, daß sie geschäftlich in Port Kar zu tun gehabt habe. Also war das vermutlich das be-

treffende Geschäft gewesen. Einmal in der Stadt, hatte sie prompt den Karneval genutzt um an ihre Gefangenen zu kommen, zu denen man auch mich Narr zählen mußte.

»Kennst du die Befehle?« fragte der Fremde.

»Nein.«

»Ich aber.«

»Ach ja?« erwiderte sie gereizt. Also stand er in der Hierarchie doch höher als sie.

»Er war in Port Kar, um ein Attentat auszuführen.«

»Wer war das Opfer?«

»Ein Admiral namens Bosk«, sagte er.

»Ich habe von ihm gehört.«

»Babinius hat versagt. Er wurde in einem der Roten Pavillons gefunden, das eigene Messer im Herzen.«

»Hat das dieser Bosk getan?« fragte Yanina.

»Vermutlich.«

»Und wo steckt dieser Bosk jetzt?«

»Das ist unbekannt. Man vermutet sogar, daß er aus Port Kar geflohen ist.«

»Also war alles umsonst?« fragte sie verächtlich.

»Ja.«

»Es wäre besser gewesen, Belnar hätte die ganze Angelegenheit mir anvertraut«, sagte sie. Ich vermutete, daß dieser Belnar ihr Vorgesetzter war.

»Dir?« fragte der Fremde skeptisch.

»Ja.«

»Wie hättest du Erfolg haben sollen, wenn schon Babinius gescheitert ist? Mit einem Knüppel? Oder einem schnellen Dolch?«

»Doch nicht auf so grobe Weise.«

»Wie denn?«

»Ich bin eine Frau«, sagte Yanina, drückte den Rücken durch und ließ klar erkennen, daß die Seide eine beträchtliche Schönheit verhüllte. »Ich könnte mich ihm vorstellen und ihn ködern. Ich könnte seine Aufmerksamkeit und sein Vertrauen erringen. Ich

könnte ihn dazu bringen, daß er sich nach einer Berührung oder einem Kuß verzehrt. Dann, wenn ich ihn im Grunde genommen um den kleinen Finger wickeln kann, könnte ich ihn vergiften oder betäuben.«

»Zweifellos ist es ein Fehler von Belnar«, sagte der Fremde trocken, »dir keine größeren Aufgaben anzutrauen.«

»In Port Kar habe ich auf eigene Initiative und nach meinem eigenen Plan fünfzehn Männer gefangengenommen!«

»Zweifellos hattest du dabei Hilfe.«

»Ich befehle meine Untergebenen, wie du deinen Untergebenen befiehlst«, sagte sie wütend.

»Du bist eine Frau«, sagte er.

»Brinlar, bedien uns!« sagte Yanina noch immer wütend und hob ihren Pokal, ohne mich anzusehen.

»Ja, Herrin«, sagte ich und kam mit dem Krug Ka-la-na.

»Ist das einer der ›Männer‹, die du gefangen hast?« fragte der Fremde.

Ich schenkte Ka-la-na nach.

»Zumindest vierzehn von ihnen sind wahre Männer«, sagte sie zornig. »Du darfst dich zurückziehen, Brinlar.«

»Ja, Herrin«, sagte ich und kehrte an meinen Platz zurück.

»Weißt du, wo Ragnars Gasthaus an der alten Weststraße liegt?« fragte der Fremde.

»Ja. Ist es nicht geschlossen?«

»Es wird zur Zeit nicht benutzt, obwohl man es hin und wieder öffnet, wenn zu viele Menschen aus Tormaldsland zum Jahrmarkt kommen.«

Vor zwei Jahren hatten die Kaufleute und die Hausbauer die Straße des Cyprianus eröffnet, die nach dem Baumeister des Projektes benannt worden war. Sie führte aus Südwesten zu den Jahrmärkten, was den Verkehr auf der Straße des Clearchus, die aus dem

Nordwesten kam, beträchtlich verringert hatte. Das hatte dazu geführt, daß einige der Gasthäuser entweder geschlossen oder umgesiedelt worden waren. Ein Vorteil der südlicheren Strecke lag darin, daß sie durch weniger beschwerliches Gelände führte, das kaum Deckungsmöglichkeiten für Straßenräuber bot. Vor allen Dingen führt sie nicht mehrere Pasang lang durch die Clearchuswälder.

Legenden zufolge war Clearchus ein berühmter Brigant gewesen, der vor etwa zwei Jahrhunderten entschieden hatte, sein Brigantentum zu legitimieren und es in geregelte Bahnen zu lenken. Er erklärte sein Einflußgebiet zum Ubarat, rief sich zu seinem Ubar aus und verlangte Steuern und Wegzölle. Interessanterweise wurde dieses Ubarat nach einiger Zeit von einigen Städten diplomatisch anerkannt, denen im Gegenzug dann Steuern und Zölle ermäßigt wurden. Schließlich machte ein großes Söldnerheer, das von der Kaufmannskaste bezahlt wurde, der Pseudoherrschaft des Clearchus ein Ende, vertrieb ihn in einem monatelang dauernden Feldzug aus dem Wald und zerstreute seine Männer in alle Himmelsrichtungen. Es herrscht allgemein die Auffassung, daß Clearchus, hätte er mehr Männer gehabt, möglicherweise einen neuen Staat gegründet hätte.

Es ist ungewiß, wie es mit Clearchus weitergegangen ist, aber einige Historiker setzten ihn mit Clearchus von Durra gleich, einem Einwanderer, der sich mit einigen seiner Anhänger in Durra niederließ. Heute erinnert man sich an ihn hauptsächlich als Patron der Künste und Philanthropen. Der Clearchuswald wird bis zum heutigen Tage von Straßenräubern heimgesucht.

In der Vergangenheit nannte man die Straße des Clearchus oft ›Weststraße‹. Diese Bezeichnung war nach der erst kürzlich erfolgten Inbetriebnahme der Straße des Cyprianus nicht mehr ganz richtig. Daher ist es nicht ungewöhnlich, daß die Straße des Clearchus

›alte Weststraße‹ und die Straße des Cyprianus ›neue Weststraße‹ genannt wird. Übrigens gehören beide Straßen nicht zur Kategorie der ›Großen Straßen‹; ihr Fundament liegt nicht mehrere Meter tief in der Erde, so daß sie wie eine versenkte Wand auf Stein gebaut sind. Es sind keine Straßen, die oftmals tausend Jahre halten sollen und die man typischerweise in der Nähe großer Städte findet; die Art von Straßen, die zum Aufmarsch dienen sollen und direkt in das Herz traditionell umstrittener Territorien führen oder strategisch wichtige Punkte miteinander verbinden. Sowohl die ›alte‹ als auch die ›neue‹ Weststraße sind Straßen der zweiten Kategorie, die im allgemeinen nur über ein Schotterbett verfügen; gelegentlich sind sie mit Materialien wie Holzblöcken und Steinfliesen gepflastert. Bei Regen sind sie oftmals unpassierbar, und bei trockenem warmen Wetter sind sie meistens sehr staubig. Straßen der dritten Kategorie sind häufig nur selten benutzte Pfade. Es ist immer wieder die Rede davon, die Straßen der zweiten Kategorie zu verbessern, und manchmal geschieht es sogar, aber im allgemeinen wird nur wenig zustande gebracht. Das liegt natürlich hauptsächlich am Geld. Zu viele Straßen verlaufen für den größten Teil ihrer Länge außerhalb der Rechtsprechung der betreffenden Städte. In goreanischen Städten hängt die Macht von der Macht des Heimsteins ab, die durch den aktuellen Stand militärischer und wirtschaftlicher Erfolge meistens Schwankungen unterworfen ist. Die Vorstellung von einer feststehenden und endgültigen Grenze ist auf Gor nicht besonders weit verbreitet.

»Ich versteh«, sagte Yanina.

»Triff mich dort morgen abend mit dem Material«, sagte der Fremde. »Zur fünfzehnten Ahn.«

Sie hob geziert den Schleier und trank dahinter Kala-na. »Das ist ziemlich früh. Die Zeit erscheint mir unpassend.«

»Das versteh ich nicht«, sagte er.

»Ich muß mich vorbereiten, muß das Material ordnen. Ich habe viel zu tun.«

»Welche Zeit würde dir passen?« fragte er mit spöttischer Nachsicht.

»Das kann ich noch nicht sagen«, meinte sie. »Ich bin eine vielbeschäftigte Frau.«

»Du weißt, wo ich während des Jahrmarkts wohne?«

»Ja.«

»Dann sei doch so nett, mir eine Nachricht zukommen zu lassen, wann du es für angemessen hältst, diese dringende Angelegenheit zu erledigen.«

»Natürlich.«

Der Fremde stand verärgert auf. Er drehte sich ohne ein weiteres Wort um und ging mit wirbelndem Umhang und weitausholenden Schritten auf sein Tharlarion zu. Einen Moment später brachen er und seine Männer auf.

»Ich habe es ihm gezeigt, nicht wahr, Brinlar?« fragte Yanina, als sie ihm nachsah.

»Ja, Herrin«, sagte ich.

»Ich werde ihn so lange warten lassen, wie es mir gefällt.«

»Ja, Herrin.«

»Ich werde dafür sorgen, daß er endlich begreift, wie wichtig ich bin.«

»Ja, Herrin.« Ich war zu dem Schluß gekommen, daß sie tatsächlich in gewisser Weise eine wichtige Person sein mußte, denn der Fremde hatte ihr nicht die Kleider vom Leib gerissen und sie fortgeführt, mit Handfesseln an den Steigbügel gekettet.

»Es ist etwas kühl geworden, Brinlar«, sagte sie. »Du darfst mir den Umhang bringen.«

»Ja, Herrin.« Ich legte ihr den leichten Umhang über die Schultern, und sie band die Schnur unter dem Schleier am Hals zusammen. Ich beherrschte mich und verzichtete darauf, ihr den Umhang von hinten über

den Kopf zu werfen, ihn an ihrer Taille festzubinden und ihr auf diese Weise Arme und Hände zu fesseln.

»Wir kehren ins Lager zurück«, befahl sie. »Du darfst zusammenpacken.«

»Ja, Herrin«, sagte ich, kniete neben ihren Füßen nieder und packte die Dinge in den Korb.

»Darf ich sprechen, Herrin?« fragte ich.

»Natürlich, Brinlar.«

»Der kürzlich geführten Unterhaltung entnehme ich, daß die Leute eurer Gruppe – wer auch immer das sein mag – Interesse an dem Mann namens Bosk aus Port Kar haben.«

»Vielleicht«, sagte sie.

»Ich weiß, wie er aussieht«, sagte ich.

»Ja?« fragte sie, plötzlich hellwach.

»Außerdem habe ich Grund zu der Annahme, daß er sich in diesem Augenblick auf dem Jahrmarkt oder zumindest in seiner Nähe aufhält.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ich habe so ein Gefühl«, sagte ich. »Vielleicht gründet es sich auf etwas, das ich in Port Kar gehört habe. Wie dem auch sei, er stattet dem Jahrmarkt manchmal einen Besuch ab.«

»Das ist eine gute Nachricht«, sagte sie. »Bist du in der Lage, ihn für uns ausfindig zu machen?«

»Das dürfte nicht schwierig sein.«

»Heb den Kopf, Brinlar!« befahl sie.

Ich gehorchte und blickte Lady Yanina in die Augen. Es war deutlich zu sehen, wie ihre Gedanken rasten.

»Morgen wirst du unter Bewachung auf den Jahrmarkt gehen. Wenn du diesen Bosk siehst, sagst du meinen Männern Bescheid.«

»Aber ich kenne ihn«, sagte ich. »Könnte er nicht mißtrauisch werden, wenn er mich unter Bewachung sieht? Falls du ihn außerdem in einen Hinterhalt locken willst, kannst du das unmöglich auf dem Jahrmarkt tun. Das ist neutraler Boden, dort darf es keine Händel

geben. Und was ist, wenn er in Begleitung seiner Gefolgsleute erscheint?«

»Ich verstehe«, sagte sie ärgerlich. »Das alles ist bloß ein Plan, der dir die Flucht ermöglichen soll.«

»Ragnars Gasthaus befindet sich außerhalb des Jahrmarkts«, sagte ich. »Wie wäre es damit, wenn ich ihn dazu bringen könnte, dorthin zu kommen, allein?«

»Wie soll das geschehen?« fragte Yanina begierig.

»Ich würde deine Hilfe brauchen.«

»Ja, und?«

»Man sagt, daß er Frauen sehr begehrenswert findet.«

»Ja«, sagte sie. »Ja!«

»Ich könnte zu ihm gehen und ihm sagen, daß ich als Bote einer reichen freien Frau komme, die sich sehr von ihm angezogen fühlt und das Verlangen hat, ihm zu dienen, sogar als Sklavin.«

»Ich verstehe.«

»Glaubst du, du würdest es schaffen, dich als einfache Sklavin zu verkleiden?«

»Ich lege keinen Kragen an!«

»Natürlich nicht«, sagte ich. »Mein Plan beruht ja darauf, daß die Herrin eine freie Frau ist.«

»Du würdest ihn also in Ragnars Gasthaus locken«, sagte sie, »angeblich zu einem geheimen Stelldichein.«

»Meine Herrin begreift den Plan schnell.«

»Am besten könnte man ihn in einem Alkoven überwältigen, in dem ich als Köder liege«, sagte Yanina nachdenklich.

»Eine glänzende Idee«, gestand ich ihr zu.

»Er betritt den Alkoven, legt seine Waffen beiseite«, dachte sie weiter laut nach. »Dann kommen meine Männer und stürzen sich in dem engen Raum auf ihn.«

»Ich beglückwünsche meine Herrin zu ihrer Klugheit«, sagte ich.

Yanina ballte die kleinen Fäuste. »Welch ein Triumph!« rief sie. »Welch ein Sieg! Bosk aus Port Kar in

meine Ketten zu legen! Und ihn dann fast beiläufig, ohne Aufhebens, Flaminius zu übergeben!«

Flaminius war, vermutete ich, der Name des Fremden, der uns eben verlassen hatte. Bei dem Namen dachte ich sofort an die Stadt Ar oder einen ihrer Verbündeten. Ich hatte einmal einen Arzt namens Flaminius gekannt, der in Ar gelebt hatte. Natürlich hatten die beiden nichts miteinander gemeinsam. Es gibt auf Gor viele Namen, die weit verbreitet sind, wie vermutlich in den meisten Zivilisation. Mein Name Tarl kommt auf Gor häufig vor, vor allen in den nördlichen Gebieten wie Torvaldsland und seiner Umgebung. Bei Sklavennamen findet man dieselben Namen noch häufiger. Gewöhnliche Sklavennamen auf Gor sind zum Beispiel Tuka, Lana und Lita. Es gibt möglicherweise Hunderte von Mädchen, die auf diese und andere Namen hören, die genauso süß klingen. Übrigens werden auf Gor irdische Mädchennamen oft als Sklavennamen benutzt, wie wohl bekannt ist.

»Warum sollte er auf dich hören?« fragte Yanina plötzlich und sah auf mich herab.

»Ich bin davon überzeugt, daß er mir vertraut«, sagte ich.

»Wirst du es schaffen?«

»Du darfst nicht vergessen, daß sich Bosk möglicherweise gar nicht auf dem Jahrmarkt aufhält.«

»Das ist wahr«, bemerkte sie ärgerlich. »Oder er ist dort, und du verpaßt ihn.«

»Wenn er dort ist, werde ich ihn finden«, sagte ich.

»Wieso?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich kenne ihn. Außerdem kenne ich ein paar seiner Lieblingsorte.«

»Ausgezeichnet!« sagte Yanina. »Es könnte gelingen!« Sie musterte mich. »Wenn ich dich aus meiner Sichtweite lasse, dann besser in kurzen Ketten. Dann wird es leichter sein, dich wieder einzufangen.«

»In solchen Ketten könnte ich mich kaum bewegen«,

sagte ich. »Es würde meine Nachforschungen auf dem Jahrmarkt ziemlich unmöglich machen.«

»Dann müssen dich zwei meiner Männer im Auge behalten«, sagte sie.

»Ich versichere dir, dieser Bosk ist ein aufmerksamer Bursche. Ihm entginge es bestimmt nicht, wenn zwei Männer in meiner Umgebung herumlungern.«

»Dann gehst du eben in Ketten, Brinlar!« sagte Yanina ärgerlich.

»Wie du wünschst, aber würde es Bosk nicht verdächtig vorkommen, daß sich ihm ein mit guten Absichten kommender Gefährte aus Port Kar in Ketten nähert?«

»Vermutlich«, stimmte sie mir gereizt zu.

»Außerdem wäre es sicher schwierig, einige der Orte, wo sich Bosk aufhält, in Ketten zu betreten. Man ließe mich als Sklaven gar nicht hinein.«

»Wenn ich dir diesen Dienst erlaube«, fragte Yanina, »wie soll deine Belohnung aussehen?«

»Vielleicht könnte meine Herrin darüber nachdenken, mir die Freiheit zu schenken.«

Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Nein, ich habe mir fest vorgenommen, dich zusammen mit den anderen zu versklaven. Aber wenn du mir diesen Dienst erfüllst, könntest du vielleicht Gefallen in meinen Augen finden. Möglicherweise wäre ich sogar versucht, dir größere Nachsicht entgegenzubringen, als du sonst verdient hättest. Unter Umständen behalte ich dich sogar als persönlichen Zeltsklaven. Vielleicht gebe ich dir sogar etwas Hübsches zum Anziehen.«

»Meine Herrin ist großzügig«, sagte ich.

»Wie kann ich sicher sein, daß du, gleichgültig, ob du nun erfolgreich warst oder nicht, auch zurückkommst?«

»Ich gebe dir mein Wort als freier Mann!«

»Ich glaube, da fällt mir etwas Besseres ein«, sagte Yanina. »Falls du nicht zurückkehrst, werden deine

vierzehn Gefährten einer nach dem anderen getötet, in jeder Ahn einer.«

»Ich kehre zurück«, sagte ich.

»Die Kunde von deinem Verrat wird Port Kar erreichen«, fügte sie hinzu. »Man wird dich jagen. Man wird Sleen auf deine Spur hetzen. Auf dem Jahrmarkt wird deine Beschreibung zirkulieren, und zwar als entflohener Sklave.«

»Meine Herrin hat mir viele Gründe gegeben, um zurückzukehren.«

»Das ist richtig.«

»Aber in ihrer Bescheidenheit hat sie einen bedeutsamen Anreiz übersehen«, sagte ich.

»Was denn?«

»Daß ich noch einmal ihre Schönheit sehen möchte.«

»Brinlar, du bist ein Schmeichler!« lachte sie. »Aber du bist nicht der erste Mann, der sich im Netz meiner Schönheit verfangen hat. Ich habe viele in den Untergang gelockt, wenn mir der Sinn danach stand.«

»Meine Herrin ist so schön, daß sie beinahe eine Sklavin sein könnte.«

»Das stimmt.«

»Ich werde morgen früh zum Jahrmarkt gehen und zusehen, daß ich Bosk aus Port Kar finde.«

»Solltest du ihn aufspüren, dann mach mit ihm aus, daß er zur achtzehnten Ahn in Ragnars Gasthaus eintrifft. In der Zwischenzeit werde ich Flaminius eine Nachricht schicken, daß er mich dort in der neunzehnten Ahn treffen soll. Das läßt mir genug Zeit, daß ich Bosk gefangennehmen, ihn ausziehen, in Ketten legen und mein schönstes Gewand anlegen kann, um Flaminius willkommen zu heißen, als wäre nichts geschehen.«

Ich pochte an die Tür von Ragnars Gasthaus an der alten Weststraße, das nicht länger geöffnet war. Es war eines von mehreren Gebäuden, die nun ebenfalls verlassen und dunkel waren. Hinter einem der mit Brettern verrammelten Fenster regte sich etwas. Es war kurz nach der siebzehnten Ahn. Die Tür öffnete sich einen Spalt.

»Es ist Brinlar«, sagte eine Stimme, die einem von Lady Yaninas Männern gehörte. »Ich hätte nicht gedacht, daß du zurückkommst«, meinte er.

»Er ist ein Narr«, sagte ein zweiter Mann.

»Er fürchtet die Sleen«, sagte ein dritter.

»Laßt ihn herein! Laßt ihn herein!« rief Lady Yanina.

Man ließ mich in die dunkle Eingangshalle des Gasterhauses eintreten, und die Tür schloß sich hinter mir.

»Hattest du Erfolg?« fragte Yanina begierig.

»Ja.«

»Wunderbar!« flüsterte sie.

»Er fühlt sich geschmeichelt«, berichtete ich. »Er kann es kaum erwarten, sich mit dir zu treffen. Ihn hat besonders beeindruckt, daß du ihn so anziehend findest und ihm, obwohl du eine freie Frau bist, als Sklavin dienen willst!«

»Ausgezeichnet!« sagte sie. »Dieser einfältige Narr!«

»Er wird zur achtzehnten Ahn hier sein.«

»Ausgezeichnet, Brinlar«, sagte sie. »Ausgezeichnet. Alles läuft nach Plan!« Als sich meine Augen der Dunkelheit angepaßt hatten, sah ich, daß sich Yaninas fünf Wächter um sie versammelt hatten – wie ich es vermutet hatte. Auf dem Rückweg vom Jahrmarkt hatte ich in unserem Lager Halt gemacht, um ein paar Dinge mitzunehmen, und da waren die Wächter fort gewesen.

Man hatte die Arbeitssklaven mit schweren Ketten an zwei Bäume gefesselt. Die Gefangenen waren für Yanina unwichtig geworden; sie wollte alle ihre Kämpfer um sich haben. Wie ich sah, trug sie einen Morgenmantel. Auf den Schleier hatte sie verzichtet.

»Was hast du da mitgebracht?« wollte sie wissen.

»Etwas Wein und ein paar andere Sachen«, sagte ich. »Ich habe mir die Freiheit genommen, auf dem Rückweg vom Jahrmarkt an unserem Lager Halt zu machen. Ich dachte mir, daß du vielleicht ein paar Erfrischungen zu schätzen wüßtest. Das Warten bis zur neunzehnten Ahn und zum Eintreffen deines Kameraden Flaminius könnte sehr lang werden. Du könntest hungrig werden.«

»Du bist ein Traum, Brinlar!« sagte Lady Yanina.

»Ein echter Schatz!«

»Darf ich einen Vorschlag machen, Herrin?« fragte ich.

»Aber natürlich!«

»Ich an deiner Stelle würde ein paar kleine Lampen entzünden und den großen Saal und vielleicht noch den bewußten Alkoven erhellen. Das dürfte Bosk aus Port Kar eine Atmosphäre prickelnder Offenheit vermitteln, den Eindruck verstärken, daß er sehnsgütig erwartet wird. Die Dunkelheit eines scheinbar verlassenen Gasthauses könnte unter Umständen bedrohlich wirken, wie eine Falle aussehen.«

»Entzünde zwei Lampen«, befahl Yanina einem ihrer Männer. »Eine im großen Saal und eine im ersten Alkoven.«

Der Wächter setzte sich sofort in Bewegung.

»Du bist sehr schlau, Brinlar«, meinte sie.

»Außerdem schlage ich vor, daß du die Eingangstür offenstehen läßt, deine Männer jedoch nicht verbirgst.«

Sie sah mich verständnislos an.

»Ich habe Bosk gesagt, daß du vielleicht deine Wachen bei dir hast. Schließlich ist es für eine freie Frau

nicht zumutbar, daß sie ohne Begleitung über die alte Weststraße reist. Sie könnte einem Sklavenjäger und seinem Brandeisen in die Hände fallen. Die Wachen werden sich natürlich nicht verstecken, aber man wird von ihnen erwarten, daß sie sich unauffällig im Hintergrund halten. Darum läßt man die Tür taktvollerweise einen Spaltbreit geöffnet. Auf diese Weise brauchen wir für die Männer keine Verstecke zu suchen und vermeiden das Risiko eines Zeitverlustes, wenn sie eingreifen; außerdem könnte der Lärm, den sie dabei machen würden, Bosk unter Umständen alarmieren.«

»Oh, großartig, Brinlar!« sagte sie. »Einfach großartig!«

Der Mann hatte die zweite Lampe entzündet und trat aus dem Alkoven hervor.

»Ich würde meinen Leuten jetzt befehlen, sich an den Tisch zu setzen«, sagte ich und zeigte auf einen der großen, sperrigen Tische, die zusammen mit langen Bänken im großen Saal standen. »Ich würde sie des weiteren ermuntern, dort so natürlich wie möglich zu sitzen, vielleicht sogar von dem Mitgebrachten zu essen und zu trinken.«

»Tut, was er sagt.«

»Gut«, erwiderte einer der Wächter und nahm mir den Sack ab, den ich im Lager vollgestopft hatte.

»Wünscht die Lady Yanina, sich zu uns zu setzen?« fragte einer der Männer.

»Jetzt nicht!«

Die Wächter setzten sich an einen der Tische, griffen in den Sack und holten den Wein, die Pokale und den Proviant heraus.

»Ich glaube, da gibt es noch etwas zu tun«, meinte ich.

»Was denn?«

»Darf ich mir meine Herrin ansehen?«

»Wozu denn das?«

»Bosk ist kein Dummkopf. Er könnte enttäuscht sein

oder sogar mißtrauisch werden, wenn er in deiner Verkleidung die geringste Unstimmigkeit entdeckt.«

»Wendet euch ab!« befahl Yanina ihren Wachen.

Sie gehorchten.

»Sieh her«, sagte sie zu mir und öffnete den Mantel. Ihr in Sklavenseide gehüllter Körper war unglaublich verführerisch. Auf dem Sklavenmarkt hätte sie einen hohen Preis erzielt.

»Wie ich es befürchtet habe«, sagte ich.

»Was stimmt denn nicht?« fragte sie.

»Du trägst ein Mieder unter der Seide.«

»Natürlich!«

»Zieh es aus.«

»Brinlar!« protestierte sie.

»Glaubst du, ein Herr würde einer Sklavin gestatten, so ein Ding zu tragen?«

»Aber ich bin keine Sklavin. Ich bin eine freie Frau!«

»Aber angeblich erwartest du Bosk, um ihm, wie eine Sklavin zu dienen.«

Sie starre mich an.

»Glaubst du, er übersähe einen solchen Fehler einfach?« fragte ich.

»Wende dich ab«, verlangte sie.

Ich gehorchte und sah, daß die Männer den Wein, den ich mitgebracht hatte, in die Pokale füllten.

»Du darfst wieder hinsehen«, sagte Yanina.

»Ah!« sagte ich.

»Ich bin nackter als nackt«, beschwerte sie sich.

»Die Herrin ist wunderschön«, widersprach ich.

»Aber wir dürften bald die achtzehnte Ahn haben. Es wird Zeit für die Herrin, sich in den Alkoven zurückzuziehen.« Ich drehte sie um und führte sie in den Alkoven. »Leg dich hin«, sagte ich und zeigte auf die Felle. Yanina gehorchte. Sie machte sich gut zu meinen Füßen.

»Zweifellos hat die Herrin ein Signal mit den Wachen ausgemacht.«

»Es ist ganz einfach«, sagte sie. »Ich werde einfach aufschreien. Dann werden sie angestürzt kommen und Bosk ergreifen. Augenblicke später wird er nackt in Ketten daliegen, als mein hilfloser Gefangener.«

»Ich verstehe.«

»Bist du auch sicher, daß er kommt?«

»Keine Sorge, er wird kommen.«

»Aber vielleicht wird er mißtrauisch sein.«

»Keine Angst, er vertraut mir«, sagte ich. »Er vertraut mir, wie er sich selbst vertrauen würde.«

»Was tust du da?« fragte Yanina und versuchte, sich zurückzuziehen. Ich hatte die linke Hand um ihr linkes Fußgelenk gelegt.

»Ich vollende deine Tarnung«, erwiderte ich. Ich nahm mit der Rechten die Fußfessel von dem Sims in dem Alkoven, legte sie um den Fuß und ließ sie zuschnappen.

Yanina riß an dem Eisen. »Ich bin angekettet!«

»Richtig.«

»Und wo ist der Schlüssel?«

»Draußen, auf seinem Haken.« Ich hatte dem Gasthaus bereits früher am Tag einen Besuch abgestattet, lange bevor Yanina mit ihren Wachen eingetroffen war, und einige Vorbereitungen getroffen.

»Komme ich denn von hier an den Schlüssel heran?« wollte sie wissen.

»Nein.«

Sie sah mich plötzlich ängstlich an.

»Keine Angst«, sagte ich. »Deine Männer sitzen doch gleich da vorn.«

»Ja«, sagte sie. »Das stimmt.« Sie sah sich die Fessel und die Kette näher an, ängstlich und fasziniert zugleich. Dann blickte sie zu mir hoch. »Ich bin angekettet.«

Ich nickte. »Willst du Bosk so empfangen?« fragte ich.

»Was meinst du?«

»Die ersten Augenblicke könnten von entscheidender Bedeutung sein«, erklärte ich. »Du wirst sein Mißtrauen zerstreuen wollen. Was ist, wenn er nicht sofort die Warfen ablegt?«

»Ich verstehe nicht.«

»Leg dich verführerischer hin, Lady Yanina.«

»Brinlar!«

»So ist das schon besser!«

»Nimm die Hände da weg!«

»Öffne die Lippen«, sagte ich. »Sieh den Mann wie eine Sklavin an.«

»Wie spät ist es?«

Ich erhob mich. »So ungefähr um die achtzehnte Ahnherum.«

»Und was tust du jetzt?«

»Ich werde mich aus dem Alkoven zurückziehen und die Vorhänge schließen.«

»Dann muß ich jetzt warten. Auf einen Mann warten!«

»Ja, so sieht es aus.«

Yanina zerrte wütend an der Kette.

»Das haben schon viele Frauen versucht«, sagte ich. »Vor allem Frauen, die an solchen Orten und in solchen Posen warteten.«

»Natürlich«, erwiderte sie ärgerlich.

»Und viele von ihnen wußten nicht, wer da durch den Vorhang kommen würde, sie wußten nur, daß sie ihm dienen mußten.«

»Das ist mir klar!« fauchte sie wütend.

»Du bist sehr schön. Sklavenseide und Kette stehen dir.«

»Oh!« stieß sie hervor. »Du hast recht«, sagte sie dann. »Ich könnte eine Sklavin sein, aber alle Männer können verzweifeln, denn ich werde niemals eine Sklavin sein!«

Ich zog mich aus dem Alkoven zurück und schloß die Vorhänge.

Es mußte etwa die achtzehnte Ahn sein. Flaminius, der vermutlich sein Gefolge mitbrachte, würde um die neunzehnte Ahn hier eintreffen. Das ließ mir nur wenig Zeit, um meine Pläne auszuführen. Ich sah mich um.

Das Tassapulver, das ich in den Wein geschüttet hatte, zeigte bereits seine erste Wirkung. Einer von Lady Yaninas Wächtern hob den Kopf von der Tischplatte, sah mich benommen an und wollte aufstehen. Die Beine versagten ihm den Dienst, er kippte zurück und rutschte auf die Fliesen des Saalbodens. Es war nicht schwer gewesen, das Tassapulver zu finden. Es hatte sich unter Yaninas Besitztümern befunden, und ich hatte es bereits am ersten Tag als ihr Diener beim Aufräumen entdeckt. Es war in einer kleinen Truhe voller Jagdutensilien gewesen, unter Dingen wie beschwerten Sklavennetzen, Seilen, Hauben, Knebeln und Handfesseln. Man hatte mir den Zugang zu den Vorräten des Lagers gewährt, damit ich Yanina und ihre Männer ohne Schwierigkeiten bedienen konnte. Mit Hilfe der Lampe, die ich von dem Tisch nahm, unter dem nun die Wächter lagen, entdeckte ich in einem weiter entfernten Alkoven die Dinge, die ich gesucht hatte.

Dann kehrte ich zum Tisch zurück und stellte die kleine Lampe wieder ab; die bewußten Objekte legte ich daneben. Ich begab mich zu dem Alkoven, in dem Lady Yanina wartete, und riß den Vorhang beiseite.

»Brinlar!« stieß sie hervor und wich überrascht auf den Fellen zurück, bis sie die Wand erreicht hatte.

Ich musterte sie.

»Du hast mich erschreckt.«

Ich sagte kein Wort.

»Ist er da?« fragte sie flüsternd.

»Ja, er steht neben mir. Du solltest dich für ihn vorbereiten. Ich schlage vor, du heißt ihn in deinen Armen willkommen.«

»Ja«, flüsterte sie. »Ja.«

Ich trat ein Stück zur Seite, als wollte ich einer anderen Person den Zugang freigeben.

Lady Yanina lag nun verführerisch auf der Seite. Sie sah wunderschön aus in der Sklavenseide. Sie konzentrierte sich, dann streckte sie eine Hand aus. »Ich liebe dich, Bosk aus Port Kar«, rief sie leise. »Ich habe dich von dem Augenblick an geliebt, da ich dich das erste Mal gesehen habe. Allein der Gedanke an dich macht mich schwach und willenlos. Sei nicht überrascht, daß jemand, den du nicht kennst und den du vermutlich noch nie in deinem Leben gesehen hast, dich wie verrückt liebt! Ich habe meine Leidenschaft für dich bekämpft! Aber sie hat mich besiegt! Ich bin dein!«

Sie sah mich an. »Sehr gut«, sagte ich mit einem Nicken.

»Erlaube mir, dir meine Liebe zu gestehen!« rief sie. »Erlaube mir als freie Frau die Ehre, deinen Namen zu benutzen, bevor du mich, wenn du willst, in den Disziplinen einer Sklavin unterweist.«

Ich nickte.

»Ich liebe dich, Bosk aus Port Kar!« rief sie. »Ich liebe dich!«

Es herrschte Schweigen.

»Was ist los?« flüsterte sie mir zu.

Ich zuckte mit den Schultern. »Vielleicht will er dich warten lassen?«

Yanina rutschte ungeduldig ein Stück nach vorn.

Ich runzelte die Stirn.

Sie nahm wieder die verführerische Pose ein.

»Komm schnell zu mir, Bosk aus Port Kar!« rief sie. »Ich sehne mich nach deiner Berührung! Ich will dir dienen! Hab Mitleid mit mir! Foltere mich nicht so! Laß mich nicht länger warten! Komm zu mir, Bosk, mein Geliebter, mein Herr!«

»Gut!« sagte ich und trat in den Alkoven. Mir blieb nicht mehr viel Zeit.

»Brinlar!« rief Yanina und zog die Beine unter den Körper. »Was soll das?«

»Wie meinst du das?«

»Wo ist Bosk?«

»Er ist hier.«

»Wo?«

»Hier«, sagte ich und wies mit dem Daumen auf meine Brust. »Ich bin es.«

»Mach dich nicht lächerlich!«

»Knie dich hin«, befahl ich.

»Was soll das sein, Brinlar, eine Art verrückter Scherz?« fragte Yanina. »Hast du den Verstand verloren?«

»Ich glaube, ich habe dir einen Befehl gegeben.«

»Wachen!« schrie sie und sprang auf die Füße. »Wachen! Wachen!«

Ich ließ sie bis zur Schwelle des Alkoven laufen, wo die Kette um ihr Fußgelenk sie aufhielt. Sie sah sich mit wildem Blick um und entdeckte die zusammengesunkenen, zu Boden gefallenen Männer ihrer Wache.

»Tassapulver«, erklärte ich. »Es war deines. Ich glaube, du bist vertraut mit seiner Wirkung.«

Dann packte ich Yanina bei den Oberarmen und warf sie zurück in den Alkoven, wo sie mit klirrender Kette auf den Fellen landete.

Sie drehte sich um und starre mich entsetzt an. »Du bist nicht Bosk aus Port Kar!« schrie sie. »Du kannst nicht Bosk sein!«

»Ich bin Bosk aus Port Kar!« versicherte ich ihr.

»Du bist verrückt geworden, Brinlar!« brüllte sie. »Das ist eine Ungeheuerlichkeit! Befreie mich auf der Stelle!«

Ich lächelte.

»Sleen!« schluchzte sie.

»Du bist eine Frau«, sagte ich. »Du trägst Sklavenseide und bist angekettet. Ich schlage vor, daß du dich eines höflichen Tonfalls befleißigst, wenn du deine Zunge behalten willst.«

Sie starre mich furchtsam an.

»Erinnerst du dich? Ich habe dir eben einen Befehl gegeben.«

Yanina kniete sich hin.

»Wie ist das, vor einem Mann zu knien?«

Sie ballte die Fäuste.

»Du trägst Sklavenseide?«

»Ja«, sagte sie.

»Zieh sie aus.«

»Nein.«

Ich streckte den Arm aus und nahm eine Peitsche vom Haken an der Wand. In den meisten goreanischen Gasthäusern hängen solche Dinge in den Alkoven.

»Sofort.«

Sie riß sich wütend die Seide vom Leib.

»Du bist sehr schön«, sagte ich. »Für eine freie Frau.«

Sie warf wütend den Kopf in den Nacken. »Danke.«

»Und jetzt drehst du dich um, beugst dich nach vorn und stützt dich auf die Unterarme.«

»Niemals!« schrie sie.

Ich hob die Peitsche.

Yanina gehorchte.

Dann befreite ich sie von der Fußkette, zerrte sie am rechten Arm aus dem Alkoven und brachte sie zu dem Tisch, an dem ihre Männer lagen. Ihr wunderschönes dunkles Haar fiel ihr ins Gesicht. Ich zwang sie wieder auf die Knie und schob sie über den Eisenring, der mit samt den dazugehörigen Ketten unter dem Tisch in den Boden eingelassen worden war. Zuerst legte ich ihr die Fußfesseln an. Dann zog ich die kurze, an der einen Fußfessel befestigte Kette mit den dazugehörigen Handgelenksfesseln zwischen Yaninas Beinen durch, fädelte sie durch den Ring und ließ die Eisenmanschetten um ihre Handgelenke zuschnappen.

Ich hob die Dinge in die Höhe, die ich aus dem Alkoven geholt hatte, und zeigte sie ihr. Ihre Augen weiteten sich plötzlich, und sie starre mich entsetzt an.

»Diesen Schlüssel hier«, sagte ich, »habe ich in deinem Gewand verborgen gefunden. Wie ich vermute, ist es der Schlüssel für eine der Truhen, in der sich zweifellos weitere Schlüssel befinden, wie zum Beispiel die für die Ketten der Arbeitssklaven. Sollte ich mich da irren, werde ich wohl die Werkzeuge benutzen müssen.«

Yanina fing am ganzen Körper an zu zittern.

»Unter deinen Besitztümern befinden sich zweifellos noch andere lohnenswerte Dinge wie Schmuck und Geld, die deinen Gefangenen gestohlen wurden. Ich zum Beispiel vermisste einen prallgefüllten Geldbeutel. Außerdem kann ich vermutlich darauf zählen, daß bei deinem offen zur Schau gestellten Reichtum und deiner Eleganz außer Geld eine beträchtliche Anzahl teurer Gewänder, Edelsteine und Juwelen zu finden ist. Die werde ich unter den Männern Port Kars verteilen, um sie wenigstens etwas für ihre Unannehmlichkeiten und die verschwendete Zeit zu entschädigen. Die Waffen, die ich nicht für den eigenen Gebrauch benötige, werde ich den Männern überlassen, die damit umgehen können. Dann werden wir als freie Männer den Jahrmarkt besuchen. Dort sind, wie du weißt, Kämpfe, Versklavung und ähnliche Hinterhältigkeiten verboten. Nach ein paar Tagen der Erholung werden wir, falls wir möchten, Tarns mieten, um nach Port Kar zu fliegen, zweifellos ein teures Unternehmen, aber ein Unternehmen, wofür deine Reichtümer zweifellos reichen werden. Wenn du später ein Licht am Horizont siehst, wird es vermutlich dein brennendes Lager sein.«

»Tu, was du willst«, flehte mich Yanina in ihren Ketten an. »Befreie die Männer, nimm das Gold, zünde das Lager an, aber laß mir diese Tasche da!«

»O ja, die hier«, sagte ich und hob die Ledertasche hoch, die ich aus dem Alkoven geholt hatte. »Die enthält doch bestimmt das Material, das du deinem lieben Freund Flaminius übergeben solltest.«

»Laß sie in Ruhe!«

»Warum?« fragte ich,

»Ich bin Kurierin«, erwiderte Yanina. »Ich muß das Flaminius übergeben!«

»Das dürfte dir sicher schwerfallen, angekettet, wie du bist.«

»Bitte«, sagte sie. »Denk nicht einmal daran, die Tasche mitzunehmen! Laß sie liegen! Ich bitte dich!«

»Sie muß sehr wichtig sein«, meinte ich.

»Nein«, stieß sie plötzlich hervor. »Nein. Nein.«

»Dann wird der Verlust leicht zu verschmerzen sein«, sagte ich.

»Du wirst mit dem Inhalt der Tasche nichts anfangen können!« rief Yanina. »Bestimmt nicht!«

»Woher kommen diese Papiere?« fragte ich.

»Aus Brundisium.«

»Und wer schickt sie?«

»Mein Ubar Belnar«, sagte sie. Das war mit Sicherheit eine Lüge. Vermutlich gab es überhaupt keinen Belnar, der Ubar in Brundisium war. Doch ich erinnerte mich, daß sie bei der gestrigen Begegnung mit Flaminius den Namen Belnar erwähnt hatte.

»Und du solltest die Tasche Flaminius übergeben.«

»Ja. Ja!«

»Und was soll er damit tun?« fragte ich.

»Er soll sie an bestimmte Leute in Ar weitergeben«, sagte sie.

»In Ar?«

»Ja.«

Das überraschte mich, und ich fragte mich, ob sie den wahren Bestimmungsort des Materials überhaupt kannte. Ich ging von der Annahme aus, daß es sich in Wahrheit um Botschaften für die Sardar handelte. Vermutlich wollte mich Yanina auf die falsche Fährte locken.

»Das sind Staatsdokumente«, sagte sie. »Sie dürfen nicht in die falschen Hände fallen!« Ich konnte mir

beim besten Willen nicht vorstellen, daß es sich tatsächlich um Staatsdokumente handelte. Andererseits war es durchaus möglich, daß der Ursprungsort der Papiere Brundisium war, und daß ein Mann namens Belnar etwas damit zu tun hatte. Er war vermutlich ein Agent der Priesterkönige. Ich war neugierig. Einen Augenblick lang erwog ich die Möglichkeit, auf Flaminius und seine Leute zu warten. Doch ich wollte sie nicht unbedingt töten, vor allen Dingen dann nicht, wenn sie in den Diensten der Priesterkönige standen. Ich hatte bereits einen Mann getötet, den ich für einen Agenten der Sardar hielt, und zwar Babinius in Port Kar. Ich hatte den Priesterkönigen einst gedient und wollte es mir nicht zur Gewohnheit machen, ihre Leute zu töten, und dabei spielte es überhaupt keine Rolle, wie sie im Moment zu mir standen.

Andererseits war es durchaus möglich, daß dieser Belnar, Flaminius und Lady Yanina für die Kurii arbeiteten.

»Dienst du den Priesterkönigen?« fragte ich Lady Yanina.

»Ich verstehe nicht«, antwortete sie.

»Dienst du den Bestien?«

»Ich verstehe nicht.«

»In wessen Diensten stehst du?« fragte ich.

»Ich arbeite für Belnar, meinen Ubar, den Ubar von Brundisium.«

»Aus welchem Grund sollte dieser Belnar, der mir unbekannt ist und der angeblich der Ubar von Brundisium ist – einer Stadt, mit der ich nie etwas zu schaffen hatte – ein solches Interesse an meiner Person haben? Warum sollte er mir einen Attentäter schicken oder mich gefangennehmen?«

»Das weiß ich nicht«, sagte sie.

Ich lächelte.

»Ich weiß es nicht!« wiederholte sie.

Es konnte natürlich durchaus möglich sein, daß sie

trotz ihrer Schönheit nur eine Nebenfigur in einem komplizierten Spiel darstellte, das weit über ihren Horizont ging. Vielleicht wußte sie letztlich nicht einmal, ob sie den Priesterkönigen oder den Kurii diente. Ein interessanter Gedanke.

»Ich werde jetzt gehen«, verkündete ich.

»Nein!« schrie sie.

»Und ich schlage vor, daß du bleibst, wo du bist, und auf Flaminius wartest.«

Sie zerrte in hilfloser Wut an ihren Ketten.

»Er wird bald da sein«, versicherte ich ihr.

»Laß die Tasche da«, flehte sie mich an.

»Nein.«

Sie riß noch einmal an den Ketten, dann sah sie auf.

»Warte!« sagte sie.

»Ja?«

»Was werden sie mit mir anstellen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Belnar wird nicht erfreut sein«, sagte sie. »In Brundisium werden Fehler streng bestraft. Zumindest wird man mich beträchtlich im Rang hinunterstufen. Man wird mir das Tragen von Schuhen verbieten. Man wird mir meine hübschen Gewänder nehmen. Ich werde nur noch einfache Tuniken tragen dürfen, deren Säume so kurz sind, daß Männer meine Waden sehen können. Vielleicht zwingt man mich sogar dazu, in der Öffentlichkeit ohne Schleier zu gehen. Vielleicht werde ich sogar aus dem Palast verbannt. Oder man legt mir den Sklavenkragen an.«

Ich fragte mich, ob sie tatsächlich dem Hof angehörte. Dann war es möglich, daß dieser Belnar ein Mitglied der Regierung Brundisiums war, ein Beamter oder Minister. Es erschien mir sehr unwahrscheinlich, daß er der Ubar sein sollte. Eine so wichtige Person würde sich kaum für einen Kapitän aus Port Kar interessieren. Es sei denn, er arbeitete als Ubar für die Priesterkönige oder die Kurii. In einer so herausragenden

Stellung stünde er allerdings eher in Diensten der Kurii. Die Priesterkönige machten nur selten prominente, auffällige Männer zu ihren Agenten. Samos hatte in ihren Diensten gestanden, bevor er der erste Kapitän des Kapitänrates wurde.

»Wie ich sehe, wirst du viel zum Nachdenken haben, während du auf Flaminius' Ankunft wartest.«

»Flaminius!« lachte Yanina bitter. »Der gute Flaminius! Ich kann dir versichern, daß er nur wenige Tränen über meine Lage vergießen wird.«

»Den Eindruck hatte ich auch.«

»Er wird meinen Sturz äußerst amüsant finden und ihn genießen«, sagte sie.

»Sollte man dich zur Strafe zur Sklavin machen, kannst du ja versuchen, eines seiner Mädchen zu werden.«

»O ja«, erwiderte sie bitter. »Warte! Warte!«

Aber da hatte ich Ragnars Gasthaus schon verlassen und war unterwegs zum Lager.

GOR

»Widerwärtig! Widerwärtig!« rief die freie Frau im Publikum, die das Gewand der Schriftgelehrten mit-
sammt Schleier trug. »Zieh den Rock herunter, du Skla-
vin, du schamlose Dirne!«

»Bitte, entferne dich, edler Kaufmann, denn du triffst mich unvorbereitet an, und es ist notwendig, daß ich etwas Verhüllendes finde, wäre doch sonst mein Körper entblößt!« rief das Mädchen auf der Bühne, Boots Tarskstücks derzeitige Brigella. Ich hatte sie ein paar Tage zuvor in Port Kar gesehen.

»Zieh den Rock herunter, Schlampe!« rief die freie Frau im Publikum.

»Sei still«, sagte ein freier Mann zu ihr. »Es ist doch nur ein Theaterstück.«

»Sei doch selbst still!« entgegnete sie ihm wütend.

»Wärst du eine Sklavin, würdest du teuer für deine Impertinenz bezahlen«, knurrte er.

»Ich bin aber keine Sklavin«, entgegnete sie.

»Offensichtlich.«

»Und ich werde niemals eine Sklavin sein.«

»Sei dir da mal nicht zu sicher, Frau«, sagte der Mann.

»Bestie.«

»Ich frage mich, ob du angekettet im Zelt etwas tau-
gen würdest.«

»Du Ungeheuer!«

»Wir wollen das Stück sehen«, meinte ein anderer
Zuschauer.

»Auch wenn ich Hunger leide und in Lumpen ge-
kleidet gehe, in kaum mehr als schäbigen Fetzen«,
sagte Brigella zu Boots Tarskstück, der in der Rolle des
schnaufenden, lüsternen Kaufmanns neben ihr auf der

Bühne stand, »so wisse, Bürger, daß ich, Phoebe, eine freie Frau bin!«

Diese Verkündung rief beim Publikum wie erwartet schallendes Gelächter hervor.

»Nimm ihr den Schal um den Hals ab!« brüllte ein Mann. »Wir wollen sehen, ob sich da nicht doch ein Eisenkragen darunter findet!« Wie bereits erwähnt sind auf Gor die meisten Schauspielerinnen Sklavinnen. Wenn ein Mädchen auf der Bühne steht, wird ihr Brandmal selbst dann nicht verhüllt, wenn sie nackt ist. Wenn sie die Rolle der ›freien Frau‹ spielt, wird davon ausgegangen, daß das Publikum das Brandmal eben übersieht. Wird besonders viel Aufhebens über die Freiheit der Frau der Bühne gemacht, was in vielen Dramen und Farcen nicht ungewöhnlich ist, verdeckt man das Brandmal gelegentlich mit kleinen runden Pflastern, ein stillschweigend anerkannter goreanischer Theaterbrauch.

Es gibt viele solcher Bräuche – das Tragen eines Tarnstachels in Verbindung mit einem bestimmten Herumgehopse auf der Bühne symbolisiert einen Tarnritt; benutzt man einen Kaiilastachel, reitet man auf einem Kaiila; ein Ast auf der Bühne ist ein Wald, ein paar Steine eine Stadt. Steht der Held auf einer Kiste oder einem kleinen Tisch, wird damit dargestellt, daß er von einem Berggipfel oder den Zinnen der Stadtmauer hinunterschaut; ein bißchen Konfetti ist ein Schneesturm, der Gang über die Bühne eine lange Reise von tausend Pasang; ein paar gekreuzte Stangen mit einem daranhängenden Stück Seidenstoff deutet auf einen Thronsaal oder das Zelt eines Generals hin. Die hinter dem General hergetragene Flagge ist ein Hinweis, daß ihm tausend Mann folgen; ein schwarzer Umhang bedeutet, daß die Figur unsichtbar ist, und dergleichen mehr.

»Bist du wirklich frei?« fragte Boots Tarskstück seine Brigella mit übertriebener Ungläubigkeit.

»Ja!« rief sie und hielt sich den Rocksauv vors Ge-

sicht, um ihn als Schleier zu benutzen. Es gab erneut Gelächter, das zweifellos nicht allein von der Absurdität der Situation hervorgerufen wurde, sondern auch von der Widersinnigkeit, daß eine so eindeutige Sklavin wie die Brigella derartiges behauptete.

Boots stapfte über die Bühne, als wolle er eine günstigere Stellung einnehmen.

»Tal, Kaufmann«, sagte sie.

»Tal, Lady Phoebe«, sagte er.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte sie.

»Ich würde sagen, alles ist in Ordnung«, erwiederte er.

»Hast du noch nie zuvor eine freie Frau gesehen?« fragte sie.

»Diese Farce ist eine Beleidigung für alle freien Frauen!« rief die Schriftgelehrte im Publikum.

»Hast du noch nie zuvor eine freie Frau gesehen?« wiederholte Brigella, die heute einmal in eine andere Rolle geschlüpft war, ihren Satz.

»Für gewöhnlich sehe ich nicht soviel von ihnen«, gab Boots zu.

»Ich verstehe«, sagte Brigella.

»Nicht annähernd soviel«, sagte Boots.

»Das ist beleidigend!« rief die freie Frau.

»Aber ich nehme an, ich sehe mehr von dir als die meisten«, sagte Boots.

»Das ist beleidigend!« rief die freie Frau.

»Bist du entsetzt, daß ich dich auf so unschickliche Weise empfange?« wollte Brigella wissen.

»Ich wäre erfreut, hättest du die Absicht, mich zu empfangen, ob nun schicklich oder unschicklich.«

»Welche Lady könnte sich anders verhalten?«

»In der Tat!« rief Boots begeistert.

»Ich spreche natürlich davon, daß ich mich dafür entschuldigen will, mich so hastig zu verschleiern, mußte ich doch auf die Dinge zurückgreifen, die gerade bei der Hand waren.«

»Ich will dich nicht tadeln«, versicherte Boots ihr.

»Dann denkst du nicht schlecht von mir?«

»Nein, ich bewundere dich! Ich bewundere dich!« sagte er und bewunderte sie.

»Und so zeigen wir freien Frauen den Männern unsere Sittsamkeit«, verkündete Brigella.

»Und das ist eine wirklich schöne Sittsamkeit«, bestätigte Boots voller Bewunderung.

»Oh!« rief Brigella plötzlich aus, als sei sie peinlich berührt, ging in die Hocke und zog den Rocksaum bis zu den Knöcheln.

»Ich dachte, du seist eine freie Frau«, sagte Boots.

»Das bin ich auch!« rief Brigella.

»Und dann präsentierst du dich einem fremden Mann mit entblößtem Gesicht?«

»Oh!« stieß sie entsetzt hervor, sprang wieder auf, riß den Rock hoch und benutzte ihn erneut, um die Gesichtszüge zu verbergen.

»Ah!« rief Boots anerkennend.

»Oh!« rief sie gequält und zog entsetzt den Rock nach unten.

»Ein nacktes Gesicht!« rief Boots empört

Der Rock flog in die Höhe.

»Ah!« rief Boots.

Der Rock sauste nach unten.

»Ein nacktes Gesicht!« sagte Boots tadelnd.

»Was soll ein armes Mädchen nur tun?« rief Brigella.

Der Rocksaum, den sie in den kleinen Händen hielt, während sie vor Not und Verzweiflung jammerte, fuhr in die Höhe und wieder hinunter, bis sie ihn zwischen Brust und Hals hielt. Auf diese Weise verhüllte er zum Vergnügen der meisten Zuschauer weder ihre »Sittsamkeit« noch ihr Gesicht.

Um den Sinn der Szene zu verstehen, muß man wissen, daß in der goreanischen Gesellschaft die öffentliche Zurschaustellung des Gesichts einer freien Frau – vor allem einer hochgestellten Persönlichkeit – als ern-

stes Vergehen betrachtet wird. In manchen Städten muß eine unverschleierte freie Frau damit rechnen, von den Ordnungshütern in Gewahrsam genommen zu werden. Dort erhält sie einen Schleier, falls nötig mit Gewalt, und wird dann in aller Öffentlichkeit zu ihrem Haus zurückgebracht. In einigen Städten schreibt der Brauch sogar vor, daß sie bis auf den Gesichtsschleier nackt gehen muß. In solchen Fällen folgt ihr für gewöhnlich eine Menschenmenge, die sehen will, zu welchem Haus sie zurückgebracht wird. Bei mehreren Verstößen dieser Art macht man die Übeltäterin normalerweise zur Sklavin. Natürlich werden derartig drastische Maßnahmen nur selten gebraucht, um solche allgemeingültigen Sitten aufrechtzuerhalten.

Gesellschaftlicher Druck trägt ebenfalls zur Aufrechterhaltung dieser Sitten, bei. So kann es unverschleierten Frauen zum Beispiel widerfahren, daß sich auf dem Markt andere Frauen mit Gesten des Abscheus von ihr abwenden. Es kann ihr widerfahren, daß eine freie Frau sie nicht bedient, bevor sie niederkniet. Es wäre nicht ungewöhnlich, daß sie an einem bevölkerten Ort hämisch geflüsterte Bemerkungen wie »Schamlose Schlampe« oder »Schamlos wie eine Sklavin« oder »Legt ihr einen Kragen an!« zu hören bekommt. Und sollte sie dann versuchen, die Spötter zur Rede zu stellen, kann sie davon ausgehen, daß man ihr derartige Dinge offen ins Gesicht sagt.

Sklavinnen ist das Tragen eines Schleiers verboten. Ihre Gesichter bleiben unverhüllt und dem Blick der Öffentlichkeit ausgesetzt. So können Männer sie immer ansehen, wenn sie Lust dazu haben.

»Was soll ich tun?« wandte sich die wunderschöne Brigella dem Publikum zu, den Rocksäum in Höhe des Halses haltend. Ihre schön geschwungenen Lippen waren geschrürzt. Scheinbar stand sie kurz davor, in Tränen auszubrechen. Wie verzweifelt sie war, wie entsetzt über ihre aussichtlose Lage.

»Knie nieder!« rief ein Mann.

»Zieh dich ganz aus!« rief ein anderer.

»Sklavin!« sagte die Schriftgelehrte kalt und gebieterisch, und es war eindeutig, daß sie Brigella ansprach.

»Herrin!« erwiderte das Mädchen sofort ängstlich, vergaß seine Rolle und kniete nieder. Eine freie Frau hatte sie angesprochen.

»Den Kopf auf die Bretter!« fauchte die Schriftgelehrte.

Das Mädchen gehorchte augenblicklich. Sie zitterte in dem Wissen, daß sie freien Menschen völlig ausgeliefert war.

»Bist du der Besitzer dieser Sklavin?« wandte sich die Frau an Boots Tarskstück.

»Ja, Lady«, antwortete er.

»Dann laß sie auspeitschen.«

»Ein möglicherweise ausgezeichneter Vorschlag«, sagte der Theaterdirektor. »Aber gibt es einen bestimmten Grund?«

»Mir gefällt ihre Schauspielkunst nicht«, erklärte die Schriftgelehrte.

»Es ist schwierig, es allen recht zu machen«, gab Boots zu. »Aber ich versichere dir, sollte ich, ihr Herr, mit ihrer Darstellung nicht zufrieden sein, werde ich sie höchstpersönlich binden und dafür sorgen, daß sie ordentlich ausgepeitscht wird.«

»Ich finde ihre Rolle widerlich«, sagte die Frau.

»Ja, Lady.«

»Und ich halte sie für eine Beleidigung aller freien Frauen!«

»Ja, Lady.«

»Wir wollen den Rest der Vorstellung sehen«, sagte ein Mann.

»Also peitsche sie!« verlangte die freie Frau.

»Ich sehe dafür aber keinen Grund«, sagte Boots. »Sie tut genau das, was sie tun soll. Sie ist gehorsam. Wäre sie ungehorsam, wäre das etwas anderes, aber so...«

»Du sollst sie auspeitschen!« verlangte die Frau.

»Soll ich das tun?« wandte sich Boots ans Publikum.

»Nein!« rief ein Mann.

»Macht weiter«, rief ein anderer.

»Hast du eine Erlaubnis für diese Vorstellung?« fragte die Schriftgelehrte.

»Habt Gnade mit mir, Lady«, sagte Boots. »Es sind harte Zeiten für mich. Erst gestern mußte ich meine schöne Kurtisane verkaufen, nur um die Rechnungen bezahlen zu können.«

Es ist schwierig, eine derartige goreanische Theatertruppe ohne schöne Kurtisane zu führen. In dieser Art von Theater stellt sie einen der wichtigsten Charaktere dar; sie tritt in etwa fünfzig bis sechzig Prozent der Farcen auf, die das Repertoire einer solchen Truppe ausmachen. Es wäre genauso, wie ohne komischen Kaufmann, Brigella, Bina, Lecchio oder Chino auskommen zu wollen. Boots' Schwierigkeiten waren mir ja hinreichend bekannt.

»Hast du eine Erlaubnis?« Die Schriftgelehrte ließ nicht locker.

»Letztes Jahr hatte ich zugegebenermaßen keine Erlaubnis«, sagte Boots. »Aber das würde ich auf dem Jahrmarkt von Sardar kein zweites Mal wagen. Ich habe meine Schulden bezahlt. Tatsächlich kam es mir so vor, als hätten sich, kaum hatte ich die erste Schuld bezahlt, tausend Gläubiger mit ihren Wächtern im Rücken auf mich gestürzt, wie Jards auf einen Braten. Vor den Spitzen ihrer Schwerter lernte ich die Befriedigung kennen und schätzen, die das Streben nach peinlich genauer Ehrlichkeit mit sich bringt. Und wenn alles gesagt und getan ist, ist die Armut ein zweifellos geringer Preis für eine so wunderbare Sache wie die Läuterung des Charakters.«

»Also hast du eine Erlaubnis?« beharrte die Frau.

»Ich mußte meine schöne Kurtisane verkaufen, um eine zu erwerben«, sagte Boots.

»Dann werde ich veranlassen, daß man sie dir entzieht«, sagte die Frau.

»Gut«, meinte einer der Zuschauer. »Geh und kümmere dich darum.«

»Spielt endlich weiter«, rief ein anderer.

»Habt Mitleid, meine Lady«, bettelte Boots.

»Zieht die Schriftgelehrte aus und gebt ihr die Peitsche zu schmecken!« sagte ein Mann.

»Macht sie zur Sklavin!« knurrte ein dritter.

»Ruhe, ihr Abschaum!« rief die Frau und wandte sich der Menge zu.

»Abschaum?« wiederholte ein Mann. Das Publikum bestand offensichtlich hauptsächlich aus freien Männern.

»Besorgt ihr einen Kragen«, sagte jemand. »Dann wird sie sich schnell ändern.«

»Ich bin Telitsia, eine Lady aus Asperiche«, sagte die Schriftgelehrte. »Ich bin eine freie Frau! Ich habe keine Angst vor euch!«

Ich mußte lächeln. Natürlich konnte ihr nichts geschehen, da sie sich auf dem Gebiet des Sardar-Jahrmärkts aufhielt. Wie mutig Frauen unter solchen Bedingungen sein können! Ich fragte mich, ob ihnen eigentlich bewußt war, wie künstlich, zerbrechlich und widerrufbar solche Regeln waren. Verwechselten sie sie tatsächlich mit Mauern aus Stein und Reihen aus Stahl? Begriffen sie den Unterschied zwischen den Linien und Farben auf Landkarten und der Realität des tatsächlichen Geländes? Bis zu welchem Ausmaß verstanden sie die theoretische und mythische Natur jener Festungen, in denen sie Schutz suchten, von dessen Mauern aus sie versuchten, der Welt ihren Willen aufzuzwingen? Begriffen sie nicht, daß eines Tages ein Mann vielleicht sagen würde: »Diese Festung existiert nicht wirklich? Dann würden sie, nachdem die Geduld der Männer erschöpft und das Spiel vorüber war, sich auf dem Platz in der Natur wiederfinden, der ihnen

zukam, nämlich zu Knieen ihres Herrn! Asperiche ist eine freie Insel im Thassa. Sie liegt südlich von Teletus und Tabor und wird von Kaufleuten regiert.

»Wir wollen die Vorstellung zu Ende sehen«, sagte ein Mann gereizt.

»Ja!« riefen andere.

»Mit deiner Erlaubnis, Lady Telitsia?« fragte Boots höflich die hochmütige, stolze, eitle, verschleierte, in Blau gekleidete Frau, die in der ersten Reihe am Bühnenrand stand.

»Du darfst weitermachen«, sagte sie.

»Aber du könntest das folgende anstößig finden«, warnte Boote.

»Das wird ohne jeden Zweifel so sein«, sagte Lady Telitsia. »Und keine Angst, ich werde das bei meiner Beschwerde vor dem zuständigen Magistrat zur Sprache bringen.«

»Du willst bleiben?« fragte Boots verblüfft.

»Ja«, antwortete sie. »Aber erwarte keine Münze von mir.«

Ich lächelte. Lady Telitsia war offensichtlich genauso interessiert daran, den Rest des Stücks zu sehen, wie der Rest von uns. Ich fand das bemerkenswert.

»Allein die Ehre deiner Anwesenheit, die Anwesenheit einer freien Dame von Adel, ist schon ein weitaus größerer Lohn, als wir ihn verdienen«, versicherte Boots ihr.

»Was hat er gesagt?« fragte ein Mann.

»Er sagt, daß sie mehr ist, als wir verdienen«, knurrte ein anderer Zuschauer.

»Das stimmt«, lachte der Mann.

»Du darfst weitermachen«, sagte Lady Telitsia von oben herab.

»Vielen Dank, ehrenwerte Lady«, sagte Boots. Dann wandte er sich der Brigella zu. »Mädchen!« fauchte er sie an. Sein Benehmen ihr gegenüber unterschied sich von der Art, wie er die freie Frau behandelt hatte, aber

sie war ja auch eine Sklavin. Sie sprang auf die Füße und hielt den Rocksaum wieder bis zum Hals hoch.

»Schamlos!« sagte die Schriftgelehrte.

Brigella sah sich nervös das Publikum an und versuchte herauszufinden, wer an ihr Interesse zeigte. Das hätte jeder der Männer sein können. Dann lächelte sie niedlich und wippte in den Knien. Das machte sie sehr geschickt. Ich glaube, sie hatte in jedem Mann im Publikum den Wunsch entfacht, sie zu besitzen. Sie nahm wieder den Ausdruck köstlicher, damenhafter Bestürzung an.

Boots Tarskstück gab ihr das Zeichen zum Weitermachen und wurde wieder zum lusternen Kaufmann.

»Wenn ich den Rock hebe, muß ich wohl meine Sittsamkeit einem Fremden enthüllen«, jammerte Brigella ans Publikum gewandt. »Senke ich ihn jedoch, zeige ich ihm das nackte Gesicht, so schamlos wie eine Dirne! Oh, was soll ein armes Mädchen da nur nun?«

»Hör zu, du vermeintlich liebliche Dame«, verkündete Boots. »In meinem Rucksack trage ich die Lösung für dein Problem bei mir.«

»Sagt schon, edler Kaufmann, wie sieht sie aus?« rief Brigella.

»Es ist ein Schleier«, erwiderte er.

»Genau, was ich brauche!« jubelte sie.

»Aber es ist kein gewöhnlicher Schleier.«

»Zeig ihn mir«, bettelte sie.

»Ich weiß nicht, ob du ihn wirst sehen können.«

»Was meinst du damit?«

»Aber nein, natürlich wirst du ihn sehen können, du bist ja schließlich eine freie Frau!«

»Ich verstehe nicht.«

»Der Schleier wurde von den Magiern von Anango gewebt«, verkündete Boots.

»Nicht die Magier von Anango!« rief Brigella entsetzt.

»Doch«, sagte Boots ernst. Wie Asperiche ist Anango

eine freie Insel im Thassa, die von Kaufleuten beherrscht wird. Allerdings liegt sie in weiter Ferne, südlich des Äquators, so weit südlich, daß sie für die meisten Goreaner ein entfernter und exotischer Ort ist. Die Dschungel von Anango dienen als Schauplatz verschiedener phantastischer Geschichten, in denen seltsame Völker, geheimnisvolle Pflanzen und Fabeltiere die Hauptrolle spielen. Die Magier von Anango scheinen auf ganz Gor bekannt zu sein – außer auf Anango. Dort hat anscheinend noch niemand von ihnen gehört.

»Das Besondere an diesem Schleier ist folgendes«, erklärte Boots dem Mädchen mit gebührendem Ernst. »Nur freie Personen können ihn sehen.«

»Es wäre also nicht schicklich, ihn vor Sklaven zu tragen.«

»Vielleicht nicht, aber wer stört sich schon daran, was Sklaven denken?«

»Das ist wahr«, sagte sie. »Zeig ihn mir! Zeig ihn mir!«

»Aber ich habe ihn hier, in meiner Hand!«

»Wie schön er ist!« Schallendes Gelächter ertönte. Das unsichtbare Tuch oder der unsichtbare Gegenstand, der alles von einem Stein bis zu einem Schiff sein kann und der nur von Leuten mit bestimmten Fähigkeiten gesehen werden kann, ist ein fester Bestandteil der goreanischen Folklore. Von dieser Geschichte gibt es viele Spielarten.

Boots hielt den vermeintlichen Schleier in die Höhe, drehte ihn um und führte ihn allen vor.

»Hast du je etwas so Schönes gesehen?« fragte er.

»Nein!«

»Er ist so leicht, das man ihn kaum fühlen kann. Es heißt, daß Sklaven ihn sogar überhaupt nicht fühlen können.«

»Ich muß ihn haben!«

»Er ist aber schrecklich teuer«, warnte Boots das Mädchen.

»Oh, weh mir!« rief sie.

»Nennst du zehntausend Goldstücke dein eigen?«

»Nein!« rief sie. »Ich bin ein armes Mädchen, das nicht einmal ein Tarskstück besitzt.«

»Tja, dann...«, sagte Boots düster und tat so, als falte er den Schleier wieder zusammen. Dabei bot er eine geschickte Pantomime. »Ich hatte so gehofft, einen Verkauf zu tätigen.«

»Könntest du mir nicht ein kleines Stück abschneiden?« fragte sie.

»Ein Stück im Wert für tausend Goldstücke?«

»O weh«, schluchzte sie. »Ich kann mir nicht einmal das leisten.«

»Nun ja«, sagte Boots. »Der Schleier ist ziemlich groß, er bietet genug Stoff, um einen ganzen Körper zu verhüllen.«

»Das sehe ich.«

»Es ist den Magiern von Anango verboten, nur halbe Arbeit zu leisten.«

»Das weiß jeder.«

»Wie dem auch sei, du wärst sicherlich nicht so gemein, so herzlos und gefühllos sein, mir vorzuschlagen, ein so wunderbares Tuch mit der Schere zu bearbeiten, diesem schrecklichen, unbeholfenen Instrument.«

»Nein!« rief sie aus.

»Ich wünsche dir alles Gute, Lady«, sagte Boots traurig und tat so, als wollte er den Schleier wieder in seinen Rucksack packen.

»Ich muß ihn haben!«

»So?« fragte Boots.

»Ich werde alles tun, um ihn zu bekommen!«

»Alles?« fragte Boots hoffnungsvoll.

»Alles!«

»Vielleicht...«, sagte Boots nachdenklich.

»Ja? Was?«

»Nein. Es ist undenkbar!«

»Was denn?« bettelte sie begierig.

»Es ist undenkbar!« verkündete Boots.

»Was denn?« drängte sie ihn.

»Denn du bist eine freie Frau.«

»Was?«

»Es ist allgemein bekannt, daß Männer Bedürfnisse haben«, sagte er. »Sie sind von tierhafter Lust getrieben.«

»Ich frage mich, was er vorhat«, sagte das Mädchen, ans Publikum gewandt.

»Und ich bin schon lange unterwegs«, fuhr er fort.

»Ich werde mißtrauisch«, sagte sie.

»Und ich weiß, daß du eine freie Frau bist.«

»Mein Mißtrauen wird mit jedem Augenblick größer.«

»Und daß die Schönheit einer freien Frau ein gar unbelzahlbares Gut ist.«

»Meine Gedanken rasen«, ließ sie die Zuschauer wissen. Alles lachte. Auf gewisse Weise entsprach das, was Boots da gesagt hatte, der Wahrheit. Die Schönheit einer freien Frau war ein unbelzahlbares Gut. Nicht etwa deshalb, weil sie etwas Besonderes darstellte, sondern weil sie nicht zu kaufen war.

»Und so frage ich mich«, sagte Boots, »ob ich im Tausch gegen diesen wunderbaren Schleier einen winzigen Blick auf deine unbelzahlbare Schönheit erhaschen darf.«

»Es ist noch schlimmer, als ich gedacht habe!« rief Brigella entsetzt dem Publikum zu.

»Vergib mir, meine Dame!« rief Boots erschrocken über die Ungeheuerlichkeit dessen, was er gerade vorgeschlagen hatte.

»Und doch wünsche ich mir von ganzem Herzen, den Schleier zu besitzen«, erzählte das Mädchen dem Publikum.

»Ich muß weiterziehen«, verkündete Boots enttäuscht.

»Bleibt, edler Kaufmann. Nur noch einen kurzen Augenblick«, sagte sie.

»Ja?«

»Würde ein Blick auf ein Handgelenk oder einen Knöchel reichen?«

»Ich zögere, euch das zu sagen«, sagte Boots, »aber vielleicht habt ihr noch nicht bemerkt daß ihr weder Hosen noch Handschuhe tragt. Solche kecken Blicke habe ich bereits genommen.«

»Da meine Schönheit die einer freien Frau ist, ist sie doch unbezahlbar, nicht wahr?« fragte sie.

»Natürlich.«

»Und einmal angenommen, du gibst mir für einen flüchtigen Blick die zehntausend Goldstücke, die du erwähnt hast, natürlich als bloße Geste der Dankbarkeit da die Dinge, um die es hier geht, nicht mit Geld zu bezahlen sind – und den Schleier obendrein...«

»Deine Großzügigkeit ist überwältigend!« rief Boots. »Hätte ich die zehntausend Goldstücke, gäbe ich sie zweifellos begeistert für solch einen Blick her, aber ich besitze keine zehntausend Goldstücke!« Boots wandte sich dem Publikum zu. »So nahe dran«, sagte er, »und doch so weit vom Ziel entfernt!«

Die Menge brach in Gelächter aus.

Lady Telitsia wandte sich mir zu. »Das war ein überzeugend gesprochener Satz.«

Ich nickte.

»Kannst du denn den Schleier sehen?« wollte einer der Männer von ihr wissen.

»Aber natürlich«, sagte sie. Diese Frau war schlagfertig; sie war nicht in seine Falle getappt. Die Männer lachten. Wie ich bemerkte, hatte Boots dieses kleine Wortgefecht von der Bühne aus verfolgt.

»Dann neuntausend Goldstücke«, rief Brigella.

Boots wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Bühne zu.

»Achttausend?« fragte sie hoffnungsvoll.

Boots schüttelte den magischen Schleier mit einer großartigen Geste aus und präsentierte ihn schamlos, um das Mädchen mit seiner Pracht zu beeindrucken.

»O wie wunderbar er doch ist! Ich muß ihn haben«, jammerte Brigella ans Publikum gewandt. »Was soll ich nur tun?«

Aus dem Publikum kamen viele Vorschläge, die nicht alle unbedingt geschmackvoll waren. Beim volkstümlichen goreanischen Theater ist die Beteiligung der Zuschauer eine ganz normale Sache. Sie ist höchst willkommen. Eine Farce ist etwas, dem die Schauspieler und das Publikum gemeinsam Leben einhauchen. Sie arbeiten zusammen, um die Theatererfahrung überhaupt erst zustande kommen zu lassen. Ist die Darbietung schlecht, wird das Publikum die Schauspieler es wissen lassen. Manchmal wird ein Stück ausgebuht und muß dann schnell von einem anderen ersetzt werden. Es ist nicht ungewöhnlich, daß es im Publikum zwischen jenen, die von der Darbietung angetan sind, und jenen, die sie schrecklich finden, zu handfesten Prügeleien kommt. Genauso wie es nicht ungewöhnlich ist, daß die Bühne mit Apfelkernen und allem möglichen Abfall übersät ist, der mit oder ohne Erfolg als Wurfgeschoß diente. Es ist sogar schon vorgekommen, daß ein Schauspieler von einem solchen Geschoß bewußtlos geschlagen wird. Ich beneide den Schauspieler nicht um seinen Beruf. Meine eigene Kaste, die Kriegerkaste, ist mir wesentlich lieber.

»Darf ich einen Vorschlag machen?« fragte Boots.

»Aber natürlich, edler Kaufmann«, rief Brigella, als heiße sie jede Lösung ihres Konflikts willkommen.

»Zieh dich an einem abgeschiedenen Ort aus, dabei überdenkst du die Angelegenheit. Wenn du dich dann in deiner Erhabenheit entscheidest, mir selbst den winzigsten aller Blicke zu verweigern, welcher Schaden könnte dann entstanden sein?«

»Ein großartiger Vorschlag«, sagte sie. »Aber wo auf dieser schönen Wiese neben der Landstraße soll ich die nötige Abgeschiedenheit finden?«

»Hier!« sagte Boots und hielt den Schleier hoch.

»Was?«

»Wie du siehst, ist er so undurchsichtig, wie er schön ist«

»Aber natürlich!«

»Und?«

»Halte den Schleier hoch«, sagte sie.

Boots gehorchte. »Entkleidest du dich?« fragte er.

Die Männer im Publikum gaben lautstark ihrem Beifall Ausdruck. Einige schlugen sich nach goreanischer Sitte heftig auf die linke Schulter.

»Ja«, rief Brigella.

Sie war wirklich hübsch.

»Das werde ich bei meiner Beschwerde dem zuständigen Magistrat gegenüber nicht vergessen«, sagte Lady Telitsia.

»Bist du jetzt völlig nackt?« fragte Boots, als könnte er sie tatsächlich nicht sehen.

»Gänzlich«, verkündete das Mädchen. »Hier stehe ich neben der Landstraße, so nackt wie eine Sklavin«, sagte sie zum Publikum gewandt, »und doch werde ich von diesem wunderbaren Schleier verhüllt.«

»Bist du wirklich nackt?« fragte Boots.

»Ja doch.«

»Aber wie soll ich wissen, daß du tatsächlich nackt bist?« fragte Boots und ließ die Blicke genüßlich über ihren Körper schweifen.

»Dafür mußt du schon mein Wort nehmen«, sagte sie schnippisch. »Schließlich bin ich eine freie Frau.«

»Mit allem nötigen Respekt, meine Lady«, sagte Boots. »Bei einem solch folgenschweren Handel ist es nur gerecht, daß man mir gewichtigere Versicherungen gewährt.«

»Was also wünschst du?«

»Wie wäre es mit einem Beweis deiner angeblichen Nacktheit?«

»Aber Kaufmann, ich habe mich noch nicht entschieden, ob ich dir deinen flüchtigen Blick gestatte oder nicht, diesen Augenblick unaussprechlicher Wonne, für den du mir aus freiem Willen den wunderbaren Schleier überlassen wirst.«

»Bitte mißversteh mich nicht!« rief Boots entsetzt.

»Ich dachte da an einen Beweis der indirekten Art.«

»Und was könnte das sein?« fragte sie verzweifelt.

»Ich wage es nicht, darüber nachzudenken«, lamentierte der Theaterdirektor.

»Ich weiß es!« rief sie.

»Was denn?« fragte er und blinzelte dem Publikum zu.

»Ich könnte dir meine Kleidung zeigen!«

»Und was bewiese dies?« fragte Boots unschuldig.

»Wenn du entdeckst, daß ich nicht darin stecke, könntest du dir dann nicht mit etwas Wagemut vorstellen, daß ich nackt bin?«

»Oh, Welch eine Idee, Welch kühner Streich!« rief er.

»Wer hätte je gedacht, daß unser Problem auf so geschickte Weise gelöst würde?«

»Ich werde meine Kleidung zu einem Bündel schnüren und unter dem Schleier hindurchschieben, damit du sie sehen kannst.«

Dieses scheinbar so unschuldige Vorhaben erntete wieder lautes Gelächter, denn wenn auf Gor eine Frau ihre Kleidung zu Füßen eines Mannes niederlegt, dann verkündet sie damit, daß sie sich ihm unterwirft. Dabei spielt es keine Rolle, ob sie die Kleidung trägt, etwas anderes angezogen hat oder gar nackt ist. Boots hatte das Mädchen trickreich dazu gebracht, die Kleidung zu seinen Füßen abzulegen.

»Halt den Schleier fest«, sagte er.

»Warum denn das?«

»Ich muß die Kleidungsstücke zählen«, verkündete er mit gewichtiger Stimme.

»Also gut«, erwiderte sie. »Oh, der Schleier ist aber leicht!«

»Es fühlt sich tatsächlich an, als hielte man gar nichts in der Hand«, gab Boots ihr recht.

»Genau.«

Boots tat so, als würde er gewissenhaft die Kleidungsstücke zählen. Brigella wandte sich dem Publikum zu, wobei sie sich den unsichtbaren Schleier vor den Körper hielt.

»Er ist so mißtrauisch und hat einen solch logischen Verstand«, klagte sie. In der Zwischenzeit packte Boots die Kleider in seinen Rucksack.

»Ich gehe davon aus, daß alles in Ordnung ist«, meinte das Mädchen.

»So scheint es«, erwiderte Boots. »Es sei denn, es gibt ein zweites Gewand, das geschickterweise unter dem ersten verborgen lag.«

»Ich versichere dir, das ist nicht der Fall!«

»Ich nehme an, daß selbst bei solch gewichtigen Dingen die Zeit kommt, da Vertrauen angebracht ist.«

»Genau!« sagte Brigella. Sie wandte sich wieder dem Publikum zu. »Ich sehe meine Kleider nicht, aber zweifellos verbirgt der Schleier sie.«

»Also ist es nun soweit!« rief Boots.

»Ja«, erwiderte sie, »Wenn es dein Wunsch ist, kannst du dir vorstellen, daß ich hinter diesem undurchsichtigen Tuch völlig nackt bin.«

»Oh, beherztes Vorstellungsvermögen!« rief Boots. »Ich kann kaum an mich halten!«

»Dann mußt du darum kämpfen, die Beherrschung nicht zu verlieren.«

»Halt den Schleier ein Stück höher«, sagte Boots. »Noch höher, damit ich nicht in Versuchung komme, einen Blick über den wogenden, schimmernden Rand zu werfen, einen Blick auf die Freuden wage, die dahinter verborgen liegen. Höher, sage ich!«

»Ist es so gut?«

»Ausgezeichnet!« sagte Boots.

Sie stand jetzt mit weit ausgestreckten Armen da, den Schleier hoch über den Kopf gehalten. Diese Pose brachte die Vollkommenheit ihrer Brüste noch mehr zur Geltung.

»Ah!« rief Boots. »Ah!«

»Die Laute, die du von dir gibst, edler Herr, könnten mich beinahe glauben machen – wenn ich sie sehen könnte, was mir ja verwehrt ist –, daß deine Züge und gewisse Körperteile die eines Mannes sind, der mich mit Blicken auffrißt.«

»Ja«, rief Boots, »es ist meine lebhafte Vorstellungskraft, die das Bild der unverhüllten Schönheit heraufbeschwört, die sich hinter der undurchdringlichen Barriere des herzlosen Schleiers befinden muß.«

»Dabei bin ich eine freie Frau«, sagte das Mädchen ans Publikum gewandt, »und nicht einmal eine Sklavin.« Alles lachte. Sie trug jetzt nur noch ihren Sklavenkragen, der von einem durchsichtigen Tuch verhüllt wurde.

»Ah!« rief Boots.

»Ich sollte ihm nur einen ganz kurzen Blick erlauben«, sagte das Mädchen zum Publikum. »Sonst verliert er vor Verzückung noch die Sinne.«

Boots schlug sich auf die Schenkel.

»Stellt euch vor, was wäre, wenn er mich tatsächlich sehen könnte!«

»Meine Lady, laß mich wieder den Schleier halten«, sagte Boots. »Auch wenn er so gut wie nichts wiegt, müssen deine Arme doch langsam müde werden, und sei es nur durch ihre Haltung.«

»Vielen Dank, edler Kaufmann«, erwiederte sie. »Hast du ihn?«

»Aber natürlich«, antwortete Boots und tat so, als wäre er über die Frage erstaunt. Dann starnte er plötzlich entsetzt in Richtung Straße, riß den Schleier weg und stopfte ihn sich im Rücken hinter den Gürtel.

»Oh!« kreischte Brigella, kauerte sich zusammen und versuchte in mädchenhafter Bedrägnis, sich so gut wie möglich zu bedecken. »Was hast du da getan? Erklär es mir, sofort!«

»Ich fürchte, da nähern sich Straßenräuber«, sagte er und starrte mit wildem Blick die Straße entlang. »Sieh nicht hin! Sie dürfen den wunderbaren Schleier nicht entdecken! Sicher würden sie ihn mir rauben!«

»Aber ich bin nackt!« rief sie.

»Tu so, als wärst du eine Sklavin«, meinte Boots.

»Ich soll so tun, als wäre ich eine Sklavin?« keuchte sie entsetzt.

»Ja!«

»Aber ich weiß nicht, was man als Sklavin zu tun hat«, sagte Brigella, in völliger Unschuld ans Publikum gewandt.

Die Zuschauer lachten.

»Du weißt höchstens nichts darüber, wie es ist, eine freie Frau zu sein, du Schlampe!«, sagte Lady Telitsia.

»Möchtest du lieber von den Räubern belästigt werden?« wandte sich Boots an das Mädchen. »Vermutlich wären sie ganz begeistert, eine freie Frau in Fesseln zu legen.«

»Nein!« schrie sie.

»Dann knei nieder, schnell, und den Kopf in den Staub!«

Brigella gehorchte aufstöhnend.

»So halten sie dich vielleicht für eine einfache Sklavin, nicht der Mühe wert, ihr eine Schlinge um den Hals zu legen und zur nächsten Auktion zu bringen; und mich für einen armen Kaufmann, der nichts Stehlenswertes hat. Da kommen sie. Es sind wilde Kerle.«

»Oh«, jammerte sie.

»Sieh nicht auf«, warnte er.

»Nein.«

»Nein und weiter, Sklavin?« fragte er streng.

»Nein, Herr.«

Gelächter ertönte. Er hatte sie dazu gebracht, nackt zu seinen Füßen zu knien und ihn als Herr anzusprechen. In der goreanischen Kultur ist das eine bedeutsame Angelegenheit. In einigen Städten ist das bereits die legale Voraussetzung für die Versklavung.

Das Gelächter wurde lauter, als Tarskstücks Lecchio und Chino in der Kleidung von Wissenden auf die Bühne kamen, etwas vor sich himmurmelten, was wohl archaisches Goreanisch darstellen sollte, und einen Augenblick später die Bühne auf der anderen Seite wieder verließen.

»Das waren ja gar keine Räuber«, rief Brigella wütend und sah auf. »Das waren Wissende!«

»Es tut mir leid«, entschuldigte Boots sich. »Ich habe sie für Briganten gehalten.«

Das Mädchen sprang auf, wobei es sich wieder so gut wie möglich mit den Händen bedeckte. »Gib mir den Schleier zurück!«

»Aber du hast mir noch keinen Blick gestattet«, protestierte Boots.

»Oh!« fauchte sie empört.

»Überleg einmal, wie du dasteht«, sagte Boots. »Halb von mir abgewendet, zusammengekrümmt, die Beine so verdreht, Hände und Arme dort, wo sie nun sind, das erscheint mir nun wirklich nicht gerecht. Du wirst doch sicher begreifen, daß eine solche Haltung Hindernisse schafft, die einen vernünftigen Blick in Frage stellen.«

»Oh!«

»Es handelt sich um die einfache Angelegenheit eines im guten Willen abgeschlossenen Handels.«

»Sleen!« schrie sie.

»Vielleicht sollten wir die Angelegenheit einem Praetor vortragen und ein Urteil erwirken«, schlug Boots vor.

»Du Sleen!«

»Ich sehe, ich muß gehen.«

»Nein!« rief sie. »Ich muß diesen wunderbaren Schleier haben!«

»Nicht ohne Blick«, sagte Boots.

»Also gut. Was muß ich tun, damit du deinen Blick bekommst?«

»Leg dich auf den Rücken«, sagte er. »Winkle das rechte Knie an, leg die Hände an die Seiten, etwa zwanzig Zentimeter von den Oberschenkeln entfernt, die Handflächen nach oben gedreht.« Er betrachtete sie. »Nein, das ist es noch nicht. Setz dich auf, stütz dich mit den Händen ab und sieh über die Schulter. Nicht schlecht. Aber ich bin mir noch immer nicht sicher. Knie dich jetzt hin, halt dich gerade, leg den Kopf in den Nacken, verschränk die Hände hinter dem Kopf. Das könnte es sein.«

»Ich hoffe!«

»Nein, das ist noch nicht ganz.«

»Oh!« rief sie bestürzt.

»Manchmal muß man hart arbeiten und proben, um den richtigen Blick zu finden«, verkündete Boots.

»Offensichtlich.«

In der Folge schien Boots der Erfolg immer gerade so eben verwehrt zu bleiben, und er fuhr unerschrocken fort, nach dem richtigen Blick zu suchen. Dabei bekam das Publikum Brigellas Anatomie ausführlich zu Gesicht.

Sie war unglaublich schön. Die Zuschauer stießen Begeisterungsrufe aus; einige von ihnen schlugen sich auf die Schenkel.

»Das ist widerwärtig!« rief Lady Telitsia.

»Du bist es, die widerwärtig ist«, sagte einer der Männer neben ihr.

»Ich?«

»Ja, du!«

Die Lady wandte sich ab.

»Sieh!« rief Boots plötzlich. »Da kommt jemand!«

»Du wirst mich nicht zweimal hereinlegen, du Schurke«, rief Brigella auf Knien.

»Ich glaube, es ist eine Frau.«

»Was?« Sie drehte sich um, wollte sich erheben und ging dann ratlos und entsetzt wieder in die Knie. Sie starre Boots an. »Das ist Lady Tipa, meine Rivalin aus dem Dorf. Sie darf mich nicht so sehen. Was soll ich nur tun?«

»Schnell!« rief Boots. »Komm her, kriech unter mein Gewand.«

Das Mädchen wußte keinen anderen Ausweg, als das Angebot anzunehmen. Einen Augenblick später war sie unter seinem Gewand verschwunden, nur die Waden und Füße schauten unter dem Saum hervor.

»Wie ich sehe, weißt du, wie man eine Sklavin behandeln muß«, sagte Lady Tipa, die von Boots' Bina dargestellt wurde, sonst üblicherweise Gefährtin und Vertraute der Brigella.

»Vielen Dank, meine Lady«, erwiderte Boots.

»Ich habe sie beim Näherkommen nicht gut sehen können«, sagte Bina. »Ist sie hübsch?«

»Manche könnten sie für ganz ansehnlich halten«, sagte Boots. »Aber verglichen mit dir ist ihre Schönheit nicht mehr als die eines Urts im Vergleich zu der Lieblingssklavin eines Ubars.«

Das Mädchen unter Boots' Gewand bebte vor Empörung, wagte es aber nicht, hervorzukommen.

»Was hat deine Sklavin denn?« fragte Bina.

»Sie brennt vor Leidenschaft.«

»Wie schwach Sklaven doch sind.«

»Ja.«

»Ich suche nach einem Mädchen aus meinem Dorf«, sagte Bina. »Zwei Reisende, meines Erachtens wohl Kaufleute, meinten, sie habe wohl diesen Weg hier genommen.«

»Kannst du sie beschreiben?« fragte Boots.

»Ihr Name ist Phoebe«, sagte Bina. »Trüge sie keinen Schleier, würdest du sie aufgrund meiner Beschreibung leicht erkennen, denn sie ist schrecklich häßlich.«

Das Gewand geriet wieder in Bewegung.

»Vielleicht hast du sie trotzdem erkannt. Sie ist zu klein, hat zu breite Hüften und fette Knöchel.«

Der Stoff beulte sich wild aus.

»Was hat deine Sklavin denn, und was tut sie überhaupt da unten?« fragte Bina.

»Sie hat so mitleiderregend darum gebettelt, mir den Sklavenkuß zu geben, daß ich in meiner Schwäche ihrem Drängen nachgegeben habe«, erklärte Boots.

Die Bewegungen unter dem Gewand nahmen an Heftigkeit zu.

»Wie verständig du doch bist«, sagte Bina.

»Vielen Dank«, erwiderte Boots.

Ein wütender Protestschrei ertönte, den der Stoff des Gewandes dämpfte.

»Hat sie etwas gesagt?« fragte Bina.

»Sie fleht mich um die Erlaubnis an, endlich beginnen zu dürfen«, sagte Boots,

Das Gewand erzitterte.

»Offensichtlich ist mit ihr etwas nicht in Ordnung«, meinte Bina.

»Es liegt nur daran, daß sie vor Begierde zittert.«

»Auch wenn sie nur eine Sklavin ist, so ist sie doch eine Frau wie ich auch. Behandle sie gut. Erlaube, daß sie dich erfreut.«

»Wie verständnisvoll du bist, Lady Tipa«, staunte Boots. »Du darfst anfangen«, sagte er zu der verborgenen Brigella.

Das Gewand geriet wieder in heftige – diesmal verneinende – Bewegung.

»Was ist los?« fragte Bina.

»Sie ist schüchtern«, erklärte Boots.

»Aber sie braucht doch meinetwegen nicht schüchtern zu sein«, meinte Bina. »Sie soll anfangen.«

»Fang an«, befahl Boots,

Wieder schien unter dem Gewand alles in Bewegung zu geraten.

Boots schlug einmal mit gedämpfter Kraft zu. Sofort kniete sich das Mädchen gehorsam hin. »Du faule Sklavin«, tadelte Boots. Ihre Zehenspitzen, die unter dem Saum hervorragten, trommelten in hilfloser Wut auf den Boden. »Ich sehe schon kommen, daß ich dich dort unten hervorholen und bestrafen muß«, sagte Boots.

»Sieh nur!« rief Bina. »Sie fängt an!«

»O ja, sie fängt tatsächlich an«, bestätigte Boots. »O ja!«

»Wie aufregend!« rief Bina.

»Allerdings!« stieß Boots hervor. »O ja! Ah! Ja, ja, ja! O ja!« Boots wischte sich die Stirn ab.

»Ist sie weg?« fragte Brigella ein paar Augenblicke später.

»Ja«, sagte Boots.

Brigella kroch auf allen vieren unter dem Gewand von Boots Tarskstück hervor und drehte sich um.

»Tipa!« schrie sie voller Entsetzen.

»Ich dachte, sie sei schon weg«, meinte Boots unschuldig.

»Phoebe!« rief Bina.

»Tipa!« stöhnte Brigella jammervoll.

»Phoebe!« rief Bina erfreut.

»Tipa!« flehte Brigella.

»Phoebe auf den Knien, nackt wie eine Sklavin, auf einer Landstraße, wie sie unter dem Gewand eines Mannes hervorkriecht!« lachte Bina und zeigte verächtlich auf Brigella. »Wie peinlich, wie unglaublich, wie wunderbar!«

»Bitte, Tipa!« flehte Brigella.

»Du gehörst zu den Mädchen, denen man schon in frühesten Jugend einen Sklavenkragen hätte anlegen sollen«, sagte Bina. »Du bist schon immer eine Sklavin gewesen.«

»Ich bin eine freie Frau«, schluchzte Brigella.

»Sklavin, Sklavin, Sklavin«, lachte Bina. »Diese Geschichte wird sich in Windeseile im Dorf herumsprechen«, lachte sie und eilte von der Bühne.

»Ich bin entstellt«, schluchzte Brigella und stand händeringend auf. »Ich könnte es nicht ertragen, ins Dorf zurückzukehren, außerdem würden sie mich in Ketten legen und verkaufen.«

»Vielleicht auch nicht«, sagte Boots tröstend.

»Glaubst du das wirklich, Kaufmann?«

»Vielleicht nehmen sie auch einen Strick.«

»Oohh!« jammerte sie. »Wo kann ich denn hin? Was soll ich tun?«

»Nun«, sagte Boots. »Ich muß weiter.«

»Aber was soll ich tun?« flehte Brigella.

»Laß dich nicht von einem Sleen fressen«, riet Boots.

»Es wird allmählich dunkel.«

»Wo sind meine Kleider?« flehte sie.

»Ich kann sie nirgends entdecken. Der Wind muß sie fortgeweht haben.«

»Nimm mich mit!« bettelte Brigella.

»Wenn du auf die Knie gehst und mich um den Kragen bittest...«

»Ich bin eine freie Frau!« rief sie empört.

»Viel Glück bei den Sleen.«

»Nehmt mich als Reisebegleiterin mit«, drängte sie ihn.

»Und was willst du tun, um mich dafür zu bezahlen?«

»Ich könnte dir einmal am Tag einen Kuß auf die Wange geben«, sagte sie. »Sicher wirst du von einer freien Frau nicht mehr erwarten.«

»Viel Glück mit den Sleen«, erwiderte er.

»Geh nicht!« bettelte sie. »Ich bin sogar dazu bereit, eine freie Gefährtenchaft mit dir einzugehen!«

Boots taumelte zurück, als wäre er überwältigt. »Es fielet mir im Traum nicht ein, ein solches Opfer von dir anzunehmen!«

»Ich werde es tun! Bestimmt!«

»Wie dem auch sei, du kannst doch nicht im Ernst von mir erwarten, eine freie Gefährtenchaft mit dir einzugehen.«

»Warum denn nicht?« fragte sie verblüfft.

»Eine nackte Frau«, gab er zu bedenken, »die am Rand der Landstraße steht.«

»Oh!« rief sie verzweifelt aus.

»Hast du eine ordentliche Mitgift? Eine große Garderobe, Reichtum? Ist deine Familie einflußreich?«

»Nein«, sagte sie.

»Und wenn du in dein Dorf zurückkehren würdest, fändest du nichts als den Kragen und die Reise in einem Sack zum nächsten Sklavenmarkt.«

»Weh mir!« klagte sie.

»Ich glaube, du bist doch eine Sklavin.«

»Nein!«

»Ich glaube, du hast in Wirklichkeit den erstaunlichen Schleier gar nicht gesehen.«

»Doch, ich habe ihn gesehen!«

»Wie war die Farbe?« fragte er in scharfem Tonfall.

»Gelb.«

»Nein.«

»Rot!«

»Nein.«

»Blau, Rosarot, Orange, Grün!« schluchzte sie.

»Offensichtlich bist du doch eine Sklavin«, sagte Boots. »Du hättest nicht versuchen sollen, dich als freie Frau zu maskieren. Darauf stehen strenge Strafen.«

Sie legte schluchzend das Gesicht in die Hände.

»Vielleicht sollte ich dich den Magistraten übergeben«, sagte er.

»Bitte nicht!«

»Es gibt noch eine Möglichkeit«, sagte er und griff nach hinten, zu der Stelle, wo er beim Herannahen der angeblichen Räuber den Schleier versteckt hatte. »Also?« fragte er und stieß die Hände nach vorn. »In welcher Hand halte ich ihn?«

»Rechts!« schluchzte Brigella.

»Nein!«

»Dann links.«

»Nein, ich halte ihn in keiner Hand. Ich habe ihn im Gürtel stecken lassen!«

»Weh mir«, schluchzte sie wieder.

»Auf die Knie, Sklavin!« befahl er streng.

Sie gehorchte weinend.

»Sei nicht traurig, Mädchen«, sagte Boots. »Du bist viel zu schön, um eine freie Gefährtin zu sein.«

»Tatsächlich?« fragte sie.

»Ja.«

»Ist das dein Ernst?« fragte sie und lachte plötzlich.

»Ja«, sagte Boots und kämpfte darum, keine Miene zu verziehen.

»Gut!« lachte Brigella. »Wenn ich denn nun eine Sklavin sein soll, dann sei es! Aber Herr, wenn ich nun deine Sklavin bin, möchte ich auch den Schleier haben! Bitte gib ihn mir!«

»Meine Gutmütigkeit wird noch einmal mein Untergang sein!« sagte Boots und griff nach hinten. »Hier ist er, aber da du jetzt eine Sklavin bist, wirst du ihn nicht sehen können.«

»Ich will ganz ehrlich sein, Herr«, erwiderte Brigella, »denn da ich jetzt deine Sklavin bin, wage ich nicht länger zu lügen: ich konnte ihn schon vorher nicht sehen.«

»Nein!« rief Boots erstaunt. »Trotzdem sehnst du dich noch immer nach dem Schleier?«

»Ja, Herr.« Brigella wandte sich wieder dem Publikum zu. »Und so komme ich doch noch zu meinem Willen. Am Ende bin ich es, die den Sieg davonträgt. Welche Rolle spielt es da, daß ich jetzt eine Sklavin bin? Ich erhalte den wunderbaren Schleier!«

»Hier«, sagte Boots.

Sie griff, noch immer auf den Knien, begierig nach dem Schleier. Doch Boots riß im letzten Augenblick die Hand zurück.

»Ich vergaß, daß ich dir den Schleier nicht geben kann.«

»Aber warum denn nicht?« jammerte sie,
»Du bist eine Sklavin. Du darfst nichts besitzen.«
»Oh!« rief sie wütend aus.
»Und jetzt komm, nimm meinen Rucksack und folge mir.«

Brigella gehorchte. Sie stolperte unter dem Gewicht des Rucksacks und schloß sich Boots an, der die Bühne verließ. Da blieb sie noch einmal stehen und wandte sich ans Publikum. »Ich frage mich, ob ich hereingelegt wurde«, sagte sie. Dann wandte sie sich um und verließ die Bühne.

Einen Augenblick später erschien der lächelnde Boots wieder auf der Bühne; hinter ihm kamen Chino, Lecchio und Brigella. »Edle freie Frauen und edle Bürger im Publikum«, sagte Boots. »Die Spieler von Boots Tarskstück, dem großen Theaterdirektor, präsentierten das Stück ›Der magische Schleier von Anango! Wir danken euch für eure Beteiligung!« Es gab lautstarken Applaus. Boots und die Männer verneigten sich lächelnd immer wieder. Brigella kniete sich auf ein Zeichen von Boots auf die Bühne. Sie nahm ihren Applaus auf den Knien entgegen, denn schließlich war sie eine Sklavin.

»Bina!« rief Boots und machte ein Zeichen in Richtung Bühnenrand. Bina kam ebenfalls auf die Bühne, noch immer im Gewand der Lady Tipa. »Zieh diese absurd Kleider aus, die deine Schönheit verhüllen!« befahl Boots überschwenglich. Sie entfernte den Schleier, schlug die Kapuze zurück und schüttelte ihr dunkles Haar frei. Sie war eine attraktive kleine Sklavin, konnte Brigella in bezug auf Schönheit jedoch nicht das Wasser reichen.

»Komm schon«, sagte Boots, ihr Herr. Sie zog das Gewand über die Schulter und dann weiter zur Taille hinunter. Sie hatte wohlgeformte kleine Brüste. Um ihren Hals lag ein Stahlkragen. »Zieh dich ganz aus«, sagte Boots und zeigte auf das Gewand, das jetzt an

ihren Hüften festhing. »Knie nieder.« Sie schob das Gewand hinunter und kniete neben Brigella nieder.

»Unsere kleine Bina!« verkündete Boots. »Vielen Dank, edle freie Frauen und Männer! Seid großzügig zu dem armen Boots und seiner Truppe!« Ein paar Münzen regneten auf die Bühne herab, hauptsächlich Kupfermünzen. Ich gab ein paar Tarnscheiben aus Kupfer. Ich besaß wesentlich mehr Geld, das sich aus meinem ursprünglichen Kapital und dem zusammensetzte, was ich mir in Lady Yaninas Lager angeeignet hatte, bevor ich ihre Gefangenen befreit und das Lager in Brand gesetzt hatte, aber ich wollte das wahre Gewicht meines Geldbeutels nicht auf dem Jahrmarkt zur Schau stellen. Es ist eine Sache, dies in einer Stadt zu tun, in der man mitsamt seiner finanziellen Verhältnisse wohlbekannt ist, aber eine ganz andere, an einem fremden Ort vor Fremden so zu handeln.

»Danke, edle Leute, großzügige Förderer der Kunst«, rief Boots. »Vielen Dank!« Chino und Lecchio sammelten die Münzen auf und gaben sie Boots, der sie in seinem Gewand verschwinden ließ, vermutlich im Saum oder einer verborgenen Tasche. Hier auf dem Jahrmarkt gingen die Mädchen nicht mit Kupferschalen durch die Menge, vermutlich deshalb, weil sie beide in dem Stück aufgetreten waren.

»Schuft!« rief Lady Telitsia.

»Ja, edle Dame?« sagte Boots und trat vor.

»Deine Stücke beleidigen alle freie Frauen!« rief sie. »Ich bin in meinem ganzen Leben noch nie derartig beleidigt worden!«

»Hast du sie alle gesehen?« fragte Boots. »Es sind mehr als fünfzig.«

»Nein, ich habe sie nicht alle gesehen!«

»Ohne vollständiges Ensemble können wir sie natürlich nicht aufführen«, sagte Boots. »Ich bin zur Zeit knapp an Personal. Ich habe nicht einmal mehr eine schöne Kurtisane. Natürlich ist unser Repertoire stän-

digen Veränderungen unterworfen. Wir lassen uns neue Stücke einfallen, und manchmal halten wir es für angebracht, alte Stücke auszumustern, Stücke, die nicht länger gut zu sein scheinen oder die das Publikum nicht länger schätzt. Zuerst ist da die Idee, dann improvisiert man, und Vorstellung für Vorstellung entsteht ein neues Stück. Natürlich bleibt vieles für neue Ideen, ständige Verbesserungen, Improvisationen und so weiter offen. Man muß selbstverständlich auch immer dazu bereit sein, sich örtliche Eigenheiten zunutze zu machen, an kürzlichen Geschehnissen anzuknüpfen, der derzeitigen politischen Situation, populären oder bekannten Leuten, den Vorurteilen eines Distrikts. Örtliche Anspielungen sind immer beliebt. Natürlich können sie einen gelegentlich in Schwierigkeiten bringen. Man muß vorsichtig sein. Es wäre wenig angenehm, gepfählt zu werden. Du scheinst sehr klug zu sein. Vielleicht könntest du uns helfen.«

»Glaubst du ernsthaft, daß alle freie Frauen nicht viel besser als Sklavinnen sind?«

»Ich würde sagen, daß alle Frauen letztlich ziemlich gleich sind«, erwiderte Boots.

»Ich bin eine freie Frau«, sagte sie eisig.

»Vergib mir, meine Lady.«

»Ich werde noch vor Einbruch der Dunkelheit meine Beschwerde beim Magistrat vorgebracht haben, darauf kannst du dich verlassen«, sagte sie. »Außerdem werde ich veranlassen, daß du eine Strafe zahlen mußt und öffentlich ausgepeitscht wirst. Und wenn du das Gelände des Jahrmarkts nicht bis morgen abend verlassen hast, werde ich außerdem dafür sorgen, daß man deine Truppe auflöst und deine Wagen, deine Gewänder, deine Schlamphen – eben alles konfisziert!«

»Du willst also meinen Ruin?« fragte Boots.

»Ja!«

»Vielen Dank, gnädige Lady.«

Sie drehte sich auf dem Absatz um, hob das Gewand

ein Stück an, damit der Saum nicht durch den Staub schleifte, und ging.

»Es hat den Anschein, als wäre ich ruiniert«, sagte Boots Tarskstück zu mir.

«Vielleicht auch nicht», erwiderte ich.

»Wie soll ich genug Geld aufbringen, um überhaupt den Jahrmarkt verlassen zu können?« fragte er.

»Verkauf mich, Herr«, sagte Brigella, die noch immer auf der Bühne kniete. Fünf oder sechs Männer standen vor ihr und starrten sie hingerissen an.

»Was wird geboten?« fragte Boots resigniert.

»Zwei Silbertarsk«, sagte ein Mann.

»Zwei?« wiederholte Boots angenehm überrascht.

Das Mädchen stieß einen leisen Freudenschrei aus. Das war ein hoher Preis für eine Frau.

Augenblicke später hatte Brigella in Ketten die Bühne verlassen und eilte begierig ihrem neuen Herrn hinterher, einem breitschultrigen blonden Mann. Sie war für fünf Silbertarsk verkauft worden.

»Ein großartiger Erlös«, gratulierte ich Boots.

Er stand da, ihren Kragen in der Hand. »Ich bin ruiniert«, sagte er mürrisch. »Was soll ich ohne Brigella machen?«

»Davon versteh ich nichts«, sagte ich. »Aber ich glaube, bei einem anderen deiner Probleme könnte ich dir helfen.«

»Kenne ich dich von irgendwoher?« fragte Boots.

»Wir haben uns vor ein paar Tagen in Port Kar kennengelernt.«

»Ja«, sagte er. »Der Karneval! Aber natürlich! Du bist ein Kapitän, nicht wahr?«

»Manchmal mag das schon zutreffen.«

»Was willst du von mir?« fragte Boots mißtrauisch,

»Keine Angst.« Ich lächelte. »Ich habe keinen Auftrag, dich zu verfolgen, ich treibe auch keine Schulden ein.«

»Ich fürchte«, sagte Boots, »ich stehe tatsächlich in

deiner Schuld, und zwar was die fünf Silbertarsk angeht, die du in Port Kar für mich bezahlt hast. Hier sind sie.« Er streckte die Hand mit den fünf Silbertarsk aus, die er eben für Brigella bekommen hatte.

»Es waren sechs, nicht fünf.«

»Oh.«

»Falls ich etwas damit zu tun hatte – das heißt nicht, daß ich es zugebe –, so laß uns einfach von der Annahme ausgehen, daß sie in der Kupferschale lagen. Wie die Münzen, die du nach deinen üblichen Auftritten einsammelst.«

»Aber sechs Silbertarsk!«

»Sieh sie doch einfach als eine großzügige Spende für die Künste an, wenn dir das leichter fällt.«

»Dann nehme ich sie im Namen der Kunst an.«

»Gut.«

»Du hast ja keine Vorstellung, wie diese Übereinkunft die Gewissensqualen mildert, die mich sonst gepeinigt hätten«, sagte Boots.

»Davon bin ich überzeugt.«

»Übrigens«, fragte er dann, »hat dir die Vorstellung gefallen?«

»Ja.«

»Ich frage mich, ob du daran gedacht hast, deiner Begeisterung Ausdruck zu verleihen«, fuhr der Theaterdirektor eher kleinlaut fort.

»Das habe ich.«

»Es war eine ausgezeichnete Vorstellung.«

»Hier ist noch ein Kupfertarsk. Das sind dann drei.«

»Ich danke dir«, sagte er artig.

»Keine Ursache«, erwiderte ich und sah zu, wie die Münze irgendwo in seinem Gewand verschwand.

»Nun, wenn ich mich recht erinnere, sagtest du etwas darüber, daß du mir bei der Lösung eines Problems behilflich sein könntest.«

»Richtig«, erwiderte ich. »Wie ich schon sagte, werde ich dir wohl nicht bei deinem Problem mit der fehlen-

den Brigella helfen können, aber ich weiß, wo du eine ideale Verkörperung der schönen Kurtisane findest.«

»Eine Sklavin?« fragte Boots sofort.

»Selbstverständlich.«

»Kann sie schauspielern?«

»Das weiß ich nicht«, mußte ich zugeben.

»Meine Mädchen müssen auch als Zeltmädchen arbeiten.«

»Was ihre Talente als Zeltmädchen angeht, da habe ich keinen Zweifel«, sagte ich.

»Du mußt wissen, meine Mädchen sind keine gewöhnlichen Mädchen. Sie müssen außerordentlich vielseitig sein.«

»Sie ist blond und üppig gebaut.«

»Das könnte angehen.«

»Und was die Schauspielkunst angeht, so könntest du ihr alles beibringen.«

»Das stimmt allerdings«, meinte Boots. »Glücklicherweise bin ich ein ausgezeichneter Lehrer. Wo finde ich sie?«

»Sie steht hier auf dem Jahrmarkt zum Verkauf«, sagte ich lächelnd.

»Das hier ist der Jahrmarkt von En'Kara«, erwidert er. »Hier stehen Tausende von Mädchen zum Verkauf, die von Hunderten von Besitzern angeboten werden.«

»Ich weiß, auf welcher Auktion sie auf ihren Käufer wartet.«

»Vielleicht wärst du so nett und ließest mich an diesem Wissen teilhaben«, meinte Boots.

»Ich könnte mir durchaus vorstellen, daß du Probleme hättest, sie zu finden, da du den Jahrmarkt doch morgen abend verlassen willst.«

»Besonders«, fuhr Boots fort, »wenn wir versuchen, bis dahin noch eine oder zwei Vorstellungen auf die Bühne zu bringen.«

»Genau.«

»Was willst du?« fragte Boots.

»Du folgst auf deinen Reisen doch sicher einer gewissen Route, oder nicht?« fragte ich.

»Manchmal schon«, antwortete Boots mißtrauisch.
»Manchmal auch nicht. Warum?«

»Du hast doch sicherlich schon einen Plan, was die nächsten paar Monate angeht.«

»Inwiefern?«

»Du weißt, welchen Dörfern und Städten du einen Besuch abstatten willst«, mutmaßte ich.

»Vielleicht.«

»Ich bin besonders an einer Stadt interessiert«, sagte ich. »Einer Hafenstadt an der Küste des Thassa, südlich des Voskeltas.«

»Ja?«

»Brundisium...«

»Das ist ein treuer Verbündeter von Ar«, sagte er.
»Dort wollen wir Ende des Sommers Halt machen.«

»Gut«, sagte ich.

»Warum?«

»Ich möchte Mitglied deiner Theatertruppe werden.«

»Was könntest du tun?«

»Alles mögliche, die schweren Arbeiten.«

»In Brundisium wird sehr auf die Sicherheit geachtet«, sagte er. »Aus irgendeinem Grund ist man in den letzten beiden Jahren sehr mißtrauisch geworden, was Fremde angeht. Es ist schwierig, in die Stadt hineinzukommen, sieht man einmal von dem abgeschlossenen Hafenbezirk und den Handelsplätzen ab.«

»Eine Truppe wie die deine könnte es jedoch schaffen«, spekulierte ich.

»Wir haben auf dem Platz in der Stadtmitte gespielt«, gab er zu. »Einmal sogar auf dem Hof des Palastes.«

»Nimm mich in deine Truppe auf«, bat ich ihn.

»Du bist bloß daran interessiert, dich nach Brundisium einzuschleichen«, sagte er.

»Vielleicht.«

»Wo kann ich die Frau finden, die deiner Mei-

nung nach die Rolle der schönen Kurtisane spielen könnte?«

»Sie befindet sich bei den hundert neuen Sklavinnen des Samos aus *Port Kar*«, sagte ich. »Sie ist auf der Plattform Sh-27 im südwestlichen Teil des Pavillons der Schönheit angekettet.«

»Hat sie einen Namen?«

»Vermutlich nicht«, erwiderte ich. »Aber im Haus von Samos hatte sie zumindest einen Hausnamen; man rief sie Rowena.«

»Vielen Dank«, sagte Boots. »Du warst sehr hilfreich.«

»Und was ist mit meinem Vorschlag?«

»Welchem Vorschlag?«

»Mitglied bei deiner Theatertruppe zu werden.«

»Ach das?«

Ich nickte.

»Das kommt überhaupt nicht in Frage.«

»Bitte, mach weiter!« flüsterte sie. »Ich bitte dich, Herr!«

Ich sah ihr in die Augen, bewegte mich aber nicht. Sie starrte mich mit wildem Blick an.

»Nein.«

Sie stöhnte, versuchte, ihre Atmung zu beherrschen. Ihr ganzer Körper war gespannt wie eine Bogensehne.

Wir lagerten zweihundert Pasang westlich des Jahrmarktes von En'Kara am Rande der Straße des Clearchus – und damit direkt am Waldrand. Ich war die letzten Tage bei Boots' Theatertruppe mitgereist, ohne eigentlich dazuzugehören. Wir hatten den Clearchuswald ohne Zwischenfall zügig durchquert; an diesem Nachmittag hatte Boots am Waldrand für die Menschen der umliegenden Dörfer eine Vorstellung gegeben. Es war die erste Vorstellung seit dem Verlassen des Jahrmarkts gewesen, von dem die Truppe wie erwartet ausgeschlossen worden war; die Jahrmarkts-Verwaltung hatte auf verschiedene Beschwerden einer gewissen freien Frau, der Lady Telitsia aus Asperiche, reagieren müssen. Boots mußte wegen der angeblichen Schwere seiner Untaten drei Silbertarsk zahlen; außerdem war er öffentlich ausgepeitscht worden.

An jenem Abend war der Theaterdirektor nicht gerade guter Laune gewesen. Natürlich sind im Leben eines Schauspielers derartige Vorkommnisse nichts Ungewöhnliches. Viel schlimmer war vielleicht noch die Tatsache gewesen, daß zwei Mitglieder seines Ensembles – die beiden Männer, die gewöhnlich die Rollen des lächerlichen Vaters und des lächerlichen Pedanten gespielt hatten – die sich auf dem Jahrmarkt bietenden

Gelegenheiten beim Schopfe ergriffen und sich bei einer anderen Truppe verdingt hatten. Boots versuchte nun, mit dem Chino, dem Lecchio, Bina, der neuen schönen Kurtisane und zwei anderen Männern auszukommen. Die Dinge standen so schlecht, daß er die Nachmittagsvorstellung mit Gauklerkunststücken gestreckt hatte. Manchmal muß man die Dinge eben nehmen, wie sie kommen.

Glücklicherweise waren sein Chino ein geschickter Jongleur und der Lecchio ein ausgezeichneter Seiltänzer. Boots selbst beherrschte die Kunst der Taschenspieler und Zauberer. Sein mit einem ovalen Dach ausgestatteter Wagen schien ein richtiges Lager aller Arten wunderbarer Gerätschaften zu sein, von denen viele der Illusion und der Täuschung dienten. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Schauspieler über derart viele Talente verfügen. Die meisten von ihnen beherrschen das Flöten- oder Kalikaspiel, können singen, tanzen, Witze erzählen und dergleichen mehr. Es sind im allgemeinen vielseitige und talentierte Menschen.

Boots' Kaissa-Spieler, der mürrische maskierte Burse, den man im Lager gewöhnlich »das Ungeheuer« nannte, blieb ebenfalls bei der Truppe. Den aufgeschnappten Unterhaltungen des Nachmittags hatte ich entnommen, daß er sich beharrlich und auf beleidigende Weise weigerte, Boots den Wunsch zu erfüllen, gelegentlich ein Spiel zu verlieren oder doch zumindest weniger gut zu spielen, und sei es nur um der Einnahmen willen. Trotzdem erbrachte er seinen Anteil an den Einnahmen der Truppe. Seine Spiele brachten gewöhnlich ein paar Münzen ein.

»Bitte, Herr«, wimmerte das Mädchen.

»Bist du bereit?« fragte ich.

»Ja, ja, ja!«

»Also gut«, sagte ich und bewegte mich unvermittelt.

Sie schrie unwillkürlich laut auf und fing an, unter

mir zu zucken. Sie klammerte sich verzückt an mich, ihre Fingernägel gruben sich in meinen Rücken.

Ich hörte, wie Boots draußen umherging. Er hielt sich nur ein paar Meter entfernt am Lagerfeuer auf. Chino und Lecchio leisteten ihm Gesellschaft. Die beiden waren so mit ihren Rollen verwachsen, daß sie sich sogar ständig mit den Rollennamen ansprechen ließen. Das galt übrigens auch für Petrucchio, den furchtsamen Kapitän. Vielleicht hatten sie Gründe, ihren wahren Namen zu verbergen.

»Was heißt denn hier klagen?« brüllte der Theaterdirektor. »Wir sind ruiniert! Wir werden sicherlich verhungern! In dem Münztopf liegen keine zwei Kupfertarsk! Welche Hoffnung haben Artisten wie wir in diesen Zeiten? Da wird die talentierte und berühmte Theatertruppe von Boots Tarskstück, dem Schauspieler, Theaterdirektor und Impresario, die beste Theatertruppe von ganz Gor, deren Auftritte von mächtigen Städten und hohen Ubars bestellt werden, dazu gezwungen, als Gaukler zu arbeiten. Sie ist so tief gesunken, daß sie mit Jonglierkunststücken und Saltos, mit einfachen Tricks und Illusionen Dorftrottel unterhält – auch wenn das aufrichtige, anständige Burschen sein mögen. Das ist fast schon zuviel, um es noch ertragen zu können. Ich frage mich, welches Schicksal uns zuerst ereilt. Werden wir erhobenen Hauptes verhungern oder doch zuerst an Scham über eine solche Demütigung sterben?«

»Zumindest bei einer Sache liegst du falsch, Boots«, sagte Chino.

»Kann das sein?« fragte der Theaterdirektor.

»Ja«, erwiderte Chino. »In dem Münztopf liegen mehr als zwei Kupfertarsk.«

»Was?«

Ich hörte Münzen in einem metallenen Topf klappern. »Hör doch«, sagte Chino. »Das ist mindestens Geld im Gegenwert von einem Silbertarsk.«

»Bist du sicher?« fragte Boots.

»Zähl doch selbst nach«, erwiderte Chino.

»Ja, tatsächlich«, sagte Boots einen Augenblick später. »Ah! Ich hatte gar nicht erkannt, daß meine Fertigkeiten in der Magie noch immer so geheimnisvoll und verblüffend sind. Sehr gut. Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Chino, mein Freund, du hast deine Arbeit natürlich ebenfalls gut gemacht, und du auch, Lecchio. Nun, wie ich immer sage, Abwechslung ist stets eine gute Sache. Man sollte die Künste nicht immer verbissen ernst sehen. Bei Gelegenheit sollte man sogar dem klassischen Drama eine Pause gönnen. Pausenlose Bedeutungsschwere kann auf Dauer der Verdauung schaden. Außerdem fehlt uns noch immer eine Brigella, und ich glaube, es würde uns nicht schaden, wenn wir in unsere anspruchsvolleren Darbietungen gelegentlich ein paar Taschenspielertricks und Gaukeleien einfließen lassen, also Dinge, in denen ihr so gut seid. Vor allem in weniger gebildeten und entfernter gelegenen Gegenden. Natürlich werden wir den fundamentalen Prinzipien des Theaters treu bleiben, denn wir sind in der Hauptsache, wenn alles gesagt und getan ist, ernsthafte Schauspieler. Außerdem beruht unser Ansehen darauf. Wie ist eure Meinung dazu? Ich bin froh, daß ihr mir zustimmt.«

Ich ließ von dem Mädchen ab, legte mich auf den Rücken und sah zur Zeltdecke. Die Wange des Mädchens ruhte auf meinem Oberschenkel; ich spürte seinen heißen, noch immer keuchenden Atem. Ich dachte an die Zeit zurück, als sie noch eine freie Frau namens Rowena aus Lydius gewesen war, der ich zum ersten Mal im Haus von Samos begegnet war. Wie stolz war sie damals doch gewesen! Jetzt war sie nur noch Rowena, die ihr Schicksal angenommen hatte. Boots hatte sie für zwei Silbertarsk erstanden.

»Der Salto auf dem Seil war sehr gut«, sagte der Theaterdirektor zu Lecchio. »Du solltest versuchen, ihn zweimal zu machen.«

Boots' kleine Bina war in einem anderen Zelt angekettet. Ich dachte daran, sie irgendwann einmal auszuprobiieren.

»Vielleicht sogar dreimal, und dann rückwärts«, sagte Boots.

Ich lächelte. Er sprach natürlich noch immer von Lecchios Salto. Die kleine Bina war sehr hübsch, aber sie war in den Sklavendisziplinen noch nicht besonders versiert. Wie ich verschiedenen Andeutungen entnommen hatte, war Boots nicht besonders zufrieden mit ihr. Als mit einem Kragen versehene Sklavin hatte sie meiner Meinung nach noch viel zu lernen. Außerdem trug sie eine Neigung zur Grausamkeit in sich. Ich war mehr als einmal Zeuge gewesen, wie sie das ›Ungeheuer‹ verspottet hatte. Damit bewies sie schlechte Urteilskraft. Er war immerhin ein freier Mann, während sie nur eine Sklavin war – was sie anscheinend noch nicht richtig begriffen hatte.

»Dein Sturz vom Seil war ebenfalls sehr lustig«, sagte Boots. »Vielleicht solltest du das in den Auftritt einbauen.«

»Das habe ich nicht absichtlich getan«, erwiderte Lecchio. »Ich bin außer Übung. Ich hatte mir beinahe den Hals gebrochen.«

Vermutlich war es besser, Boots' Theatertruppe bald zu verlassen. Es kam mir ziemlich sinnlos vor, hinter ihr herzuziehen. Mein eigenes kleines Lager befand sich etwa hundertfünfzig Meter vom Rastplatz der Truppe entfernt. Es bestand aus wenig mehr als einer Bettrolle, ein paar Vorräten und Waffen, die ich auf dem Jahrmarkt gekauft hatte. Ich hatte sogar davon abgesehen, Schild, Speer und Bogen zu erstehen, da ich befürchtete, daß ich dadurch wie ein Mann wirkte, vor dem man sich in Acht nehmen mußte. Vermutlich würde ich in der Umgebung Brundisiums auch so schon genug Verdacht erregen, wenn ich mich der Stadt als einsamer Reisender näherte, ohne einen hand-

festen Grund für einen Besuch vorweisen zu können. Ich besaß mein Schwert; außerdem hatte ich einen Satz Tuchuk-Quivas gekauft, die berühmten Sattelmesser. Ein Satz besteht aus sieben Messern, je eines für die sieben Scheiden, die am Tuchuk-Sattel angebracht sind. Sie sind als Wurfmesser ausbalanciert. Ich hatte den Umgang mit ihnen schon vor langer Zeit im Land der Wagenleute – oder den Ebenen von Durra, wie es auch genannt wird – gelernt und konnte recht geschickt mit ihnen umgehen.

Ich mußte das Zelt bald verlassen und in mein eigenes Lager zurückkehren. Nach einer erholsamen Nacht wollte ich in aller Frühe aufbrechen.

»Ho!« rief Boots plötzlich. »Wer ist da?«

Plötzlich waren meine Sinne angespannt. Es war schon spät, die Vorstellungen schon seit einigen Stunden vorüber. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß zu dieser Zeit noch Dörfler oder Reisende unterwegs waren.

»Was ist?« fragte das Mädchen, das die Veränderung in mir gespürt hatte.

»Sei still«, befahl ich.

»Wer seid ihr?« rief Boots. Er wartete vergeblich auf eine Antwort.

Ich schlüpfte in meine Tunika und nahm mein Schwert, das noch in der Scheide steckte; der dazugehörige Gürtel war um die Scheide gewickelt.

»Tretert vor!« rief Boots. »Ich weiß, daß ihr da seid. Ihr braucht keine Angst zu haben. Gebt euch zu erkennen. Tretert ins Licht.«

»Falls man wissen will, ob jemand bei dir war, sag, derjenige sei geflohen«, befahl ich dem Mädchen.

»Was ist denn los?« fragte sie ängstlich.

Ich legte einen Finger an die Lippen und mahnte sie zum Schweigen. Das ist eine ganz natürliche Geste; ich weiß nicht, ob sie sich von der Erde unabhängig auf Gor entwickelt hat oder irgendwann in der tiefen Ver-

gangenheit von der Erde ihren Weg nach Gor gefunden hat. Es gibt natürlich viele goreanische Gesten, die irdischen Gesten stark ähneln; andere wiederum sind einzigartig. Eine andere Möglichkeit, jemanden zum Schweigen zu mahnen, liegt darin, die Lippen zweimal kurz mit dem Finger zu berühren. Das ist eine rein goreanische Geste.

Ich sah zu dem Mädchen zurück. Die zitternden Lippen zeigten Angst. Es drängte sie mit aller Macht, etwas zu sagen, aber sie schwieg. Denn sie hatte einen Befehl erhalten.

Ich hob die Zeltplane an der Rückseite ein Stück in die Höhe und sah mich um. Hier konnte ich mich ungestört aus dem Staub machen. Ich warf noch einen Blick auf die junge Frau zurück. Sie kniete und sah mir ängstlich nach. Natürlich würde sie genau dort bleiben, wo sie jetzt war. Dafür würde schon die Kette an ihrem Knöchel sorgen. Wie schön sie doch in ihren Ketten sind.

Ich schlüpfte aus dem Zelt.

»Laßt uns frei!« verlangte Boots Tarskstück, der mit an die Seiten gefesselten Armen in der Nähe des Lagerfeuers kniete.

Der Anführer der Straßenräuber, ein bärtiger Kerl, der sich ein Tuch um den Kopf gebunden hatte, hieb ihm mit dem Handrücken über den Mund. Das war unangemessen, denn Boots war ein freier Mann.

»Dein Benehmen ist erbärmlich«, stieß Boots hervor. »Ich bin Boots Tarskstück, Schauspieler, Theaterdirektor und Impresario. Zweifellos hast du von mir gehört. Ich bin kein Sklave. Ich verlange, höflich und respektvoll behandelt zu werden.«

»Soll ich ihm den Hals durchschneiden, Ho-Dan?« fragte einer der Räuber, packte Boots an den Haaren und riß ihm den Kopf in den Nacken.

»Noch nicht, Larius«, erwiderte der Mann namens

Ho-Dan, der Anführer der Räuber. »Wo sind die Schlüssel zu den Fußketten deiner Schlampen?«

Boots grunzte, als sein Kopf noch weiter nach hinten gezogen wurde. Die Klinge drückte gegen die Haut seines Halses.

»Sie hängen an einem Nagel, direkt neben dem Türrahmen meines Wagens, es ist der rote Wagen mit dem roten Dach dort links.«

»Bringt die beiden Zeltschlampen gekettet her und setzt sie ans Feuer«, sagte Ho-Dan. »Dann werden wir sehen, ob sie es wert sind, mitgenommen zu werden oder nicht.«

»Was habt ihr mit uns vor?« fragte Boots.

Ich sah, wie die beiden Räuber einen Blick wechselten und sich angrinsten. Ein weiteres Bandenmitglied setzte sich in Bewegung und hielt auf Boots' Wagen zu, vermutlich um die Schlüssel für Rowenas und Binas Fußketten zu holen. Sicherlich würde man sie für ausreichend schön oder begehrswert halten, um sie am Leben zu lassen.

»Das hier nennst du Geld?« fragte Ho-Dan und schüttelte den Münztopf unter Boots' Nase.

»Warum? Ja«, sagte Boots und sah in den Topf.

»Da ist ja höchstens ein Silbertarsk drin«, knurrte der Straßenräuber.

»Da muß ich dir recht geben«, sagte Boots. »Es ist eine klägliche Summe, nicht einmal wert, daß man sie mitnimmt. Laß sie da, wenn du willst.« Er zuckte zurück, aber der Räuber senkte die Hand wieder.

Der Kerl, der aufgebrochen war, um sich den Schlüssel zu holen, kam mit den beiden Mädchen zurück. Man hatte ihnen die Hände vor den Körper gefesselt, und zwar mit einem um die Taille geschlungenen Seil. Der Mann zerrte sie an den Haaren hinter sich her. Dann warf er sie neben dem Feuer zu Boden; sie kamen auf den Rücken im Staub zu liegen. Ho-Dan nahm einen brennenden Holzscheit aus dem Feuer,

fuhr damit eine Handbreit über den Körpern der Mädchen auf und ab und musterte sie im flackernden Lichtschein. Er warf die Fackel zurück ins Feuer. »Wir werden sie behalten«, verkündete er.

Die Mädchen zitterten vor Erleichterung. Man hatte sie für gut befunden.

»Fesselt sie aneinander, kniend, den linken Knöchel an den rechten Knöchel, den rechten Knöchel an den linken Knöchel.«

Einen Augenblick später knieten die beiden Rücken an Rücken mit aneinandergefesselten Knöcheln im Staub.

»Wieviel Geld habt ihr?«

Boots schwieg.

Der Anführer der Straßenräuber sah zur anderen Seite des Feuers. Dort lagen die Mitglieder von Boots' Theatertruppe gefesselt auf dem Boden, der durchtriebene, bewegliche Chino, der etwas schwerfällige Lecchio, Petrucchio, der hochgewachsene, mißmutige ›Kapitän‹, und Publius Andronicus, der wohl berühmteste Schauspieler des Ensembles, sah man von dem unglaublichen Boots Tarskstück selbst ab. Ich hatte Publius Andronicus noch nicht auf der Bühne gesehen, ging aber davon aus, daß er sein Metier beherrschte. Er war von der Statur und dem Gesicht her ziemlich beeindruckend, und zwar auf eine gewichtige Weise, die an eine Gebirgskette erinnerte. Er gebot über eine tiefe Stimme, die er, wenn er wollte, wie Donnerhall erschallen ließ. Boots war recht beeindruckt von ihm. Anscheinend blieb er für Hauptrollen wie den tragischen Staatsmann oder den gequälten Poeten, in Reserve. Meiner Meinung nach war er bei der falschen Theatertruppe, denn in Boots' Repertoire gab es, soweit ich es mitbekommen hatte, nur wenige derartige Rollen. Der Spieler, den alle das Ungeheuer nannten, lag, noch immer maskiert, gefesselt bei den Schauspielern.

»Nehmt euch, was ihr wollt«, sagte Boots. »Und dann geht.«

»Der da«, sagte der Anführer und zeigte auf Chino.
»Tötet ihn!«

»Nein!« rief Boots. »Wartet. Das kann nicht euer Ernst sein. Eine solche Tat würde das Theater schänden! Das ist der beste Chino von ganz Gor!«

»Mir gefällt die Idee auch nicht«, sagte Chino. »Allerdings aus anderen Gründen.«

»Hätte ich nur mein Schwert!« rief Petrucchio. Ich hatte starke Zweifel, daß Petrucchios unhandliches großes Holzschwert, das kaum mehr als ein witziges Bühnenschwert war, den Ausgang des Kampfes verändert hätte. Aber ich fand seinen Mut bewundernswert.

»Schneid ihm die Kehle durch!« befahl Ho-Dan.

»Nein«, sagte Boots, »In meinem Wagen, in der rechten Ecke des Einsatzes in meiner Truhe, liegt ein ver-knoteter Strumpf, in dem ein paar Münzen sind. Dann gibt es noch ein paar Münzen in der Spitze eines Pantoffels, der an der Seite liegt.«

»Holt sie!« befahl Ho-Dan.

Der Räuber, der Chino gepackt hielt, stieß ihn zurück auf den Boden. Dann ging er in Richtung Boots' Wagen.

»Was sonst noch?«

»Ich weiß sonst nichts, was für euch von Wert sein könnte«, sagte Boots. »Ihr könnt euch ja umsehen und nehmen, was euch gefällt. Für die anderen kann ich nicht sprechen.«

Ho-Dan nickte. »Wo steckt eigentlich Bort?« fragte er dann.

»Er hielt an der Straße Wache«, sagte Larius, der noch immer neben den Gefangenen am Feuer stand.

»Wir haben sie doch in unserer Gewalt«, sagte Ho-Dan. »Außerdem haben wir die Wachen zurückgerufen. Wo ist er also?«

»Zweifellos wird er jeden Augenblick da sein.«

Doch Bort kam nicht.

Ich hatte einschließlich Ho-Dan sieben Straßenräuber

gezählt. Es ist wichtig, daß man in solchen Dingen genau ist.

»Bort!« rief einer der Männer.

Ich war Bort am Straßenrand kurz begegnet. Allerdings hatte er nicht viel Zeit gehabt, unsere Begegnung zu genießen. Das leise Geräusch eines zu Boden fallenden Kiesels hatte ihn zur Seite gelockt. Ich war von der entgegengesetzten Seite gekommen.

»Bort!« rief der Mann erneut.

Die Straßenräuber waren nun zu sechst. Allerdings wußten sie das noch nicht.

»Wo steckt er?« fragte einer der Männer.

»Er schläft auf seinem Posten«, sagte Larius.

»Hat sich verirrt.«

»Laßt ihn doch. Bleibt für uns nur mehr Beute übrig.«

»Geht ihn suchen«, befahl der Anführer.

Bezeichnenderweise setzte sich nur ein Mann in Bewegung, und zwar der, der ihn gerufen hatte.

»Bort?« rief er mißtrauisch und starre in die Dunkelheit. »Bist du das?« Ich töte ihn.

Dann umkreiste ich das Lager und näherte mich den Wagen von der anderen Seite. Ho-Dan stand mit Larius neben den Gefangenen. Die übrigen Straßenräuber durchstöberten die Wagen. Sie hatten nur Augen für ihre Beute. Ich packte einen von hinten und zerrte ihn in die Dunkelheit, wo ich ihn schließlich auch liegen ließ. Ich hatte denselben Quiva wie bei den anderen beiden benutzt.

»Titus!« rief ein Räuber, der aus einem Wagen kam und vor der kleinen Treppe stehen blieb. »Sieh mal, was ich gefunden habe!« Er hielt einen großen, mit Einlegearbeiten verzierten Pokal in die Luft. So einen Pokal hatte ich schon einmal gesehen. »Titus!« rief er. »He, Titus, sieh mal her!«

»Teibar, wo ist Crassius?« rief ihm der Anführer zu. »Ist er bei dir?«

»Nein«, antwortete der Mann. »Ist er noch nicht zurück?«

»Nein«, sagte Ho-Dan.

Teibar senkte die Hand, mit der er den Pokal hielt. »Er sollte mittlerweile längst mit Bort zurück sein«, sagte er.

»Bort!« rief der Anführer in die Dunkelheit. »Crassius!« Er drehte sich um. »Tirus!« Er sah seinen Gefährten am Feuer an. »Das gefällt mir nicht«, sagte er.

»Was ist los?« fragte ein Räuber, der aus einem der Wagen trat.

»Bort ist verschwunden«, sagte Ho-Dan. »Crassius ist noch nicht zurückgekommen. Titus meldet sich auch nicht. Hast du ihn gesehen, Abdar?«

Der Angesprochene schüttelte den Kopf und blieb auf der Wagentreppen stehen.

Die Banditen sahen sich besorgt an.

»Sleen«, sagte Teibar.

Tatsächlich töten Sleen manchmal schnell und lautlos.

»Oder ein Panther ist aus dem Wald gekommen, oder ein herumstreunender Larl«, fuhr er fort. Das war weniger wahrscheinlich als ein Sleenangriff. Obwohl Panther und Larls äußerst gefährlich werden können, greifen sie Menschen meistens nur dann an, wenn sie verstört sind oder keine andere Beute finden, Sleen hingegen, schnelle, angriffslustige, schlangenähnliche Tiere, die ausgezeichnet im Fährtenverfolgen sind und gewöhnlich nur in der Nacht jagen, sind weniger wälerisch, was ihre Eßgewohnheiten angeht.

»Es könnten Urts sein«, sagte Abdar. »Die Zeit ihrer Wanderungen naht.« Bestimmte Arten von Urts gehen zweimal im Jahr auf Wanderschaft. In diesen Zeiten reicht es für gewöhnlich, ihnen einfach aus dem Weg zu gehen. Normalerweise bleiben die Leute in ihren Häusern, wenn sich ein Rudel in der Nähe aufhält. Diese Wanderungen sind eigentlich nicht gefährlich, es

sei denn, man blockiert dem Rudel den Weg. Die meisten Urt-Arten sind ziemlich klein; man kann sie mit einer Hand hochheben, und sie stellen für den Menschen keine Bedrohung dar. Sie können Sa-Tarna-Felder vernichten und sich den Weg in Kornspeicher erzwingen. Dann gibt es noch eine Ausnahme. Urts, die in den Kanälen leben und sich von Abfällen ernähren, greifen Schwimmer ohne Zögern an. Und die großen, in Gefangenschaft gehaltenen Urts werden speziell zum Angriff und zum Töten gezüchtet.

»Sammelt ein, was ihr könnt«, sagte Ho-Dan. »Dann brechen wir auf.« Er blickte sich um und warf Holz ins Feuer. Die hohen Flammen würden die Sleen abschrecken, aber sie verbreiteten auch wesentlich mehr Licht, was mir nur zugute kam.

Teibar und Abdar, die beide noch auf den Treppen der gegenüberüberliegenden Wagen standen, sahen sich über die Entfernung hinweg an.

»Beeilt euch!« befahl Ho-Dan.

»Du stehst neben dem Feuer!«

»Wir haben genug!«

»Feiglinge!« sagte Larius.

»Laß uns aufbrechen«, sagte Teibar, der noch immer den Pokal in der Hand hielt.

»Willst du mir widersprechen?« fragte der Anführer.

Teibar setzte den Pokal ab und griff zum Schwert. Ich war froh, daß er den Pokal abgestellt hatte. Es hätte mir nicht gefallen, wäre er zerstört worden.

»Vielleicht hast du ja recht«, lenkte Ho-Dan ein.

»Kommt her zum Feuer.«

Teibar löste sich vom Wagen; er blieb auf der Hut.

»Du hast recht«, sagte der Anführer. »Wir haben genug.«

»Gut«, sagte der Mann.

»Vergiß den Pokal nicht«, meinte Ho-Dan.

Teibar hatte sich noch nicht ganz umgedreht, da machte Ho-Dan auch schon einen gewaltigen Satz auf

ihn zu, packte ihn von hinten, würgte ihn und trieb ihm einen Dolch bis zum Heft in den Rücken.

»Teibar!« schrie Abdar, der noch immer auf der Wagentreppe stand.

Der Anführer fuhr mit blutigem Messer zu ihm herum. »Stellst du auch meine Autorität in Frage?«

»Nein, nein!« sagte der Bursche schnell.

»Legt die Frauen an die Leine und löst ihre Fußfesseln, damit sie laufen können«, befahl Ho-Dan.

»Was ist mit den Wagen und den Gefangenen?« fragte Larius, der sich nicht vom Feuer geführt hatte.

»Wir werden die Wagen in Brand setzen«, sagte Ho-Dan. »Den Männern schneiden wir die Kehlen durch.«

»Ausgezeichnet«, stimmte Larius zu.

»Hol den Pokal«, befahl Ho-Dan dem noch immer wie erstarrt dastehenden Abdar.

»Ich will ihn nicht«, sagte Abdar mit zitteriger Stimme und starnte auf seinen toten Kameraden.

»Feigling«, lachte Ho-Dan. Er ging an dem Toten vorbei auf den Wagen zu.

Anscheinend war ihm entgangen, daß sich Abdar zwar unsicher und ängstlich angehört hatte, seine Hand jedoch völlig ruhig geblieben war. Das Schwert glitt schnell und lautlos aus der Scheide. Ho-Dan blieb keine Zeit zum Ausweichen, die Klinge traf seinen Hals und trennte ihm fast den Kopf ab. Die Mädchen schrien auf. Abdar wandte sich dem Mann am Feuer zu.

»Nein, tu es nicht!« rief Larius.

Abdar zögerte kurz. Einen Augenblick lang war er unentschlossen. Anscheinend hatte er nicht darüber nachgedacht, wie es nach dem Tod des Anführers weitergehen sollte. Das war sehr kurzsichtig von ihm gewesen; er hätte seinen Komplizen in seinem Plan bedenken müssen. Schließlich mußte er davon ausgehen, daß der Mann nach dem ersten Schlag noch dasein und man sich so oder so um ihn kümmern mußte. Auf

jeden Fall hatte er gezögert und das konnte ihn nun teuer zu stehen kommen. Larius hielt jetzt ebenfalls ein Schwert in der Hand.

»Laß uns nicht kämpfen«, sagte er. »Ich stehe auf deiner Seite! Es gibt genug Beute für zwei!«

Nach Larius' Stimme und seinen Worten zu urteilen, war er offensichtlich besorgt. Ich glaubte nicht, daß er etwas vorspielte; seine Furcht schien echt zu sein.

»Dann steck das Schwert weg!«

»Du zuerst!« beharrte Larius.

Ich war mittlerweile zu dem Schluß gekommen, daß Abdar davon überzeugt war, seinen Kumpan besiegen zu können. Darum ließ er sich jetzt auch Zeit die Angelegenheit zu bedenken.

»Laß uns nicht streiten«, drängte Larius, der anscheinend der Vertraute des Anführers gewesen war. »Hier könnten sich Sleen herumtreiben.«

Abdar sah sich unbehaglich um, ohne dabei jedoch sein Gegenüber aus den Augen zu lassen. Mich konnte er nicht sehen, denn ich wurde von der Dunkelheit verborgen. Beide Männer standen in Wurfweite der Quiva. Ich drehte die Klinge in meiner Hand um.

»Steck dein Schwert weg!«, drängte Larius.

»Ich traue dir nicht.«

»Warum sollten wir kämpfen? Hier ist nicht genug Beute, als daß es sich lohnen würde.«

»Finde ich nicht«, sagte Abdar. Ich sah, daß er eine Entscheidung getroffen hatte.

»Es gibt genug für zwei!«

»Aber für einen ist es noch mehr!« sagte Abdar. »Was ist?«

Sein Gegenüber versteifte sich plötzlich, zog die Schultern nach hinten. Die Hand mit dem Schwert senkte sich. Er taumelte einen Schritt vor. Abdar hob das Schwert, um einen möglichen Hieb abwehren zu können. Larius brach zusammen. Die Sklavinnen, die noch immer aneinandergefesselt waren, schrien ent-

setzt auf. Boots' Männer schrien ebenfalls auf. Aus dem Rücken des Toten ragte ein Messergriff, der Griff eines besonderen Messers, eines Sattelmessers aus dem Land der Wagenvölker, das allgemein unter der Bezeichnung Quiva bekannt war. Ich hatte es nicht so kräftig geworfen, daß die Klinge den Körper ganz durchdrungen hatte. Das war nicht nötig gewesen. Der Wurf war ohne großen Kraftaufwand erfolgt. Die Quiva selbst mit ihrer Schärfe und ihrem Gewicht tat die Arbeit. Ich nahm das nächste Messer an der Klinge.

Der Mörder sprang aus dem Lichtschein des Feuers. Er war wirklich nicht besonders klug, denn er hatte das Feuer nicht auseinandergetreten, sondern sich nur davon zurückgezogen. Ich konnte ihn noch immer gut sehen. Verständlicherweise zögerte er, blindlings in die unbekannte Dunkelheit zu flüchten, in der eine unbekannte Zahl an Feinden lauerte.

»Wer ist da?« schrie er.

Nur die nächtlichen Geräusche des Waldes antworteten ihm.

»Wenn ihr Wächter seid, so wißt, daß ich zufällig auf dieses Lager von Straßenräubern gestoßen bin. Als ich erkannte, in welche Lage ich mich begeben hatte, machte ich mich dazu bereit, mein Leben zu verteidigen!« Er sah sich mit wilden Blicken um und trat noch einen Schritt zurück. »Zeigt euch«, schrie er, »wie es sich für euer Amt schickt! Ihr führt so mutig Krieg gegen die Räuber, ihr verteidigt und vollstreckt das Gesetz. Wenn ihr die einfachen, ehrlichen Männer seid, für die ich euch halte, will ich mich euch anschließen, damit wir uns gegenseitigen Schutz anbieten, nein, schwören können, gegenseitigen Schutz und Beistand auf diesen dunklen und gefährlichen Straßen.«

Von dem ständigen Zirpen der Insekten abgesehen, war es sehr still. Irgendwo in der Ferne hörte ich die Schreie einer winzigen gehörnten Gim.

»Ihr zeigt euch nicht!« schrie der Mann. »Gut! Dann

wißt, daß auch ich ein Straßenräuber bin! Ich fürchtete, ihr könnet Wachen sein. Nur darum habe ich so gesprochen. Wir hatten Streit, deswegen mußte ich mich verteidigen. Ich bin Abdar, der zur Bande von Ho-Dan gehörte. Vielleicht habt ihr von mir gehört. Ich werde in fünf Städten gesucht. Kommt näher. Auch wenn hier nur wenig Beute zu holen ist, will ich sie doch gern mit euch teilen; ihr könnt als Geste meines guten Willens auch alles haben. Seht euch die Frauen an. Ich bin sicher, ihr findet beide Sklavinnen annehmbar. Wenn ihr sie wollt, nehmt sie euch. Zeigt euch! Ich will mich euch anschließen! Wer seid ihr? Zeigt euch!«

Ich sparte mir jede Erwiderung, während ich die Entfernung abschätzte.

»Seid ihr noch da?« schrie er. »Seid ihr noch da draußen?«

Dann fuhr Abdar plötzlich mit einem leisen Aufschrei voller Not auf dem Absatz herum und rannte los. Ich tat einen Schritt vorwärts und ließ die Klinge fliegen. Der flüchtende Räuber keuchte auf und stürzte ein paar Schritte vom Feuer entfernt zu Boden. Er erhob sich auf die Knie, kroch ein, zwei Schritte weiter und sank nach vorn. Er stemmte den Oberkörper hoch und fiel erneut nach vorn. Er wand sich, versuchte vergeblich, mit der Hand die in seinem Rücken steckende Klinge zu erreichen, erbebte noch einmal und blieb dann still liegen.

Ich trat vor und betrachtete den Toten. Dann zog ich das Messer aus seinem Rücken und säuberte es an seiner Tunika. Ich schob es in eine der sieben Scheiden, die an dem geschmeidigen Ledergürtel festgenäht waren, der mir über der linken Schulter hing.

»Du!« rief Boots Tarskstück.

Ich sah ihn an. Er schluckte mühsam.

Dann ging ich neben ihm in die Hocke und löste seine Fesseln. Sein erleichterter Seufzer war deutlich hörbar.

»Wo sind die anderen Räuber?« wollte er wissen.

Ich schnitt das letzte Seil durch. »Da und dort. Keine Angst. Ich habe mich um sie alle gekümmert.«

»Wie viele Männer sind bei dir?«

»Ich bin allein.«

»Du hast das allein geschafft?«

»Ja.«

»Wo hast du gelernt, ein Messer so zu werfen?«

»Im Süden«, antwortete ich, »Im tiefen Süden.«

»Du hast uns allen das Leben gerettet«, sagte er.

Wir befreiten die anderen von ihren Fesseln, nur die Sklavinnen nicht.

»Wir sind dankbar«, versicherte mir der Theaterdirektor.

»Danke«, sagte der Spieler mürrisch und unwillig, als ich seine Handfesseln löste. Er bückte sich schnell und wütend, um den Strick um die Füße zu lösen.

»Beachte ihn nicht«, sagte Boots. »Er ist ein komischer Vogel. Er hätte es vermutlich vorgezogen, sich die Kehle durchschneiden zu lassen.«

»Aber du bist dankbar?« fragte ich Boots.

»Ja«, antwortete er. »Ich bin dir dankbar.«

»Für alle Zeiten?« fragte ich mit einem Lächeln.

»Natürlich.«

»Ich glaube, daß ich dir noch mehr von Nutzen sein kann.«

»Wieso?« fragte Boots interessiert.

»Kommt alle mit mir«, sagte ich. »Und nehmt eine Fackel mit, ich will euch etwas zeigen.«

»Was denn?« fragte Boots.

»Ich habe es vor ein paar Ehn im Wald gefunden, als ich in meinem Lager die Waffen holte.«

»Was ist es denn?« fragte er.

»Komm mit, dann wirst du es sehen.«

»Da, seht ihr?«

Wir standen auf einer kleinen Lichtung, nicht weit von der Straße entfernt.

»Ja!« sagte Boots anerkennend.

»Halt die Fackel tiefer! Seht genauer hin!«

Die beiden vom Licht geblendeten Frauen sahen blinzelnd auf und stießen ein Wimmern aus. Boots bückte sich und hielt die Fackel noch näher an sie heran. Die eine Frau trug ein ärmelloses, langes weißes Gewand; es war ziemlich dünn und stellte ihre einzige Bekleidung dar. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie sich das Gewand selbst ausgesucht hatte; bestimmt hatte man sie gezwungen, es anzuziehen. Es fiel nicht schwer, sich das darunter verborgene Ausmaß ihrer Schönheit vorzustellen; sie hatte prächtige Rundungen. Das galt auch für die andere Frau. Allerdings lag ihre Schönheit offen zu Tage. Sie war nackt. Beide Frauen trugen Ketten an Hand- und Fußgelenken und waren völlig hilflos.

»Hübsch«, sagte Boots.

»Ja«, sagte Chino.

»Doch«, meinte Lecchio.

Auch Petrucchio und Publius Andronicus gaben ihrer Zustimmung lautstark Ausdruck. Der mürrische Spieler war nicht bei uns. Nachdem er sich von seinen Fesseln befreit hatte, war er losgestürzt, um den Pokal aufzuheben, für den sich die Straßenräuber so interessiert hatten. Anscheinend wollte er verhindern, daß die anderen ihn zu Gesicht bekamen oder seine Bedeutung erfuhren. Er hatte den Pokal aufgehoben, war im Wagen verschwunden und auch dort geblieben. Es hatte den Anschein, als sei er nicht besonders dankbar

für die Hilfe gewesen, die er erhalten hatte. Vielleicht war er einfach zu stolz. Vielleicht verabscheute er von ganzem Herzen den Gedanken, einem anderen etwas zu schulden. Zog man andererseits den Haß und die Scham in Betracht, die sein Leben zu bestimmen schienen, war es durchaus nicht unvorstellbar, daß er die Klinge des Banditenmessers willkommen geheißen hätte.

Ich sah auf die Frau in dem dünnen weißen Kleid hinunter. »Hast du das Brandzeichen erhalten?«

»Nein«, sagte sie angespannt. »Ich bin frei!« Das stimmte vermutlich sogar, da man ihr das Kleid gelassen hatte, damit ihr Schamgefühl nicht verletzt wurde.

»Du mußt verstehen, daß wir uns vergewissern müssen.«

»Natürlich«, sagte sie. Das Ergebnis dieser Kontrolle hatte unter Umständen großen Einfluß auf die Art und Weise, wie man sie behandelte und was von ihr erwartet wurde. Eine freie Frau ist eine Sache, eine Sklavin eine ganz andere.

Ich drehte sie auf die Seite, schob das Kleid hoch und drehte sie erneut um. Einen Augenblick später hatte ich die Stellen überprüft, an denen goreanische Sklavinnen normalerweise gebrandmarkt werden. Meistens befindet sich die Stelle hoch auf dem linken Oberschenkel, eine Handbreit unter dem Hüftknochen, damit sie selbst von der kürzesten Sklaventunika so gerade eben noch verhüllt wird. Auf diese Weise bleibt einem erst einmal verborgen, welches Zeichen die Sklavin trägt.

Ich überprüfte auch die weniger üblichen Stellen wie den linken Unterbauch, die Innenseite des linken Unterarms und den Spann des linken Fußes. Man sollte solch ein Zeichen nicht übersehen. Man stelle sich die Peinlichkeit vor, wenn man ein Mädchen anspricht, als gehörte es zu den freien Frauen, nur um später herausfinden zu müssen, daß sie die ganze Zeit eine legale Sklavin war!

»Anscheinend trägt sie kein Mal«, verkündete ich.
»Sie ist wohl tatsächlich eine freie Frau.«

»Ja!« sagte sie. »Ja!«

Ich zog das Kleid, das ich ihr bis über die Brüste geschoben hatte, langsam und vorsichtig wieder hinunter, denn ich wollte es nicht zerreißen. Es war sehr dünn und paßte sich den Konturen ihres Körpers an. Ich zog den Saum bis zu der Stelle, an die er gehörte, nämlich bis zu den Fußknöcheln. Dann zupfte ich den Stoff glatt, damit für ihre Sittsamkeit gesorgt war – so weit es der dünne Stoff gestattete. Zugegeben, ich zog das Kleid an ein paar Stellen enger an ihren Körper, als unbedingt nötig war. Aber das war zu entschuldigen. Sie war schön und gefesselt.

»Da sie frei zu sein scheint«, sagte ich, »beanspruche ich sie, und zwar nach den Regeln der freien Gefangenen.«

»Nein!« schrie sie.

»Gut«, sagte Boots.

»Nein!« schluchzte sie und kämpfte gegen die Fesseln an.

Ich kannte diese Frau.

Ich zog sie in eine sitzende Haltung hoch und sah ihr in die Augen. »Du bist meine Gefangene.«

»Bitte, nein.«

»Es liegt an dir, wie die Art deiner Gefangenschaft aussehen wird.«

Sie sah mich ängstlich an.

Ich holte die Kette aus dem Beutel, die ich vorher auf dem Weg zur Lichtung aus meinem Lager mitgenommen hatte, und hielt sie ihr vors Gesicht. Die Kette bestand aus kleinen stabilen Eisenmanschetten und vier schweren kurzen Verbindungsringen. Ich legte sie ihr an. »Wie kommt es, daß du in die Hände der Räuber gefallen bist?« fragte ich.

»Meine Vorgesetzten waren unzufrieden mit mir«, sagte sie. »Man hat mir meine Männer weggenommen

und eine kurze Tunika angezogen, als wäre ich eine gemeine Sklavin. Man verbot mir sogar, den Schleier zu tragen. Ich erhielt einen kleinen Beutel mit Münzen, der gerade eben für die erwarteten Ausgaben gereicht hätte, und befahl mir, allein und zu Fuß ins Hauptquartier zu reisen, um dort Bericht zu erstatten.«

»Allein und zu Fuß?«

»Ja«, sagte sie bitter.

»Ich nehme an, sie haben nicht erwartet, daß du dein Ziel je erreichst«, meinte ich.

»Anscheinend hatten sie recht.«

Ich lächelte. Es war eigentlich unvorstellbar, daß ihre Vorgesetzten nicht wußten, wie gefährlich die Reise auf den goreanische Straßen war. Es war unwahrscheinlich, daß eine schöne Frau, die kaum bekleidet und nicht einmal verschleiert war, ungestraft die goreanische Wildnis durchquerte. Der Befehl kam praktisch einer Versklavung gleich. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie erwartet hatten, ihre Agentin je wiederzusehen, es sei denn in den Lumpen und mit dem Kragen einer Sklavin.

»Die Straßenräuber haben mich gestern abend gefangen genommen«, erzählte sie weiter.

»Du scheinst aber nicht wie eine Sklavin gekleidet zu sein.«

»Die Räuber haben mir die Kleidung abgenommen, die mir meine Vorgesetzten gegeben hatten. Sie hielten sie für eine freie Frau nicht geeignet. Statt dessen mußte ich dieses Kleid hier anziehen.«

»Das war rücksichtsvoll von ihnen.«

»Aber es ist so dünn!« protestierte sie.

»Natürlich«, sagte ich.

»Ich nehme an, es läßt mich wie eine freie Frau aussehen und hätte meinen Preis noch gesteigert, hätten sie mich für den Verkauf an einen Sklavenhändler vorgesehen.«

»Davon abgesehen ist es, mit allem nötigen Respekt,

sehr enthüllend und schmeichelte dir. Der Händler hätte viel Vergnügen dabei gehabt, es dir bei seiner Schätzung auszuziehen, um deine Schönheit zu entdecken, die in diesem Fall die Schönheit einer Sklavin gewesen wäre.«

»Ja«, sagte sie bitter.

»Keine Angst«, sagte ich. »Ich werde für dich schon etwas zum Anziehen finden.«

»Danke.«

»Haben die Räuber noch ein anderes Lager benutzt?«

»Nein«, sagte sie. »Es hat eins gegeben, aber das haben sie heute morgen abgebrochen. Am Nachmittag trafen sie dann im Wald heimlich einen Kerl mit einem Wagen. Dem haben sie das meiste ihrer Beute verkauft.«

»Offensichtlich haben sie ihm nicht alles verkauft«, meinte ich mit einem bezeichnenden Blick auf sie und die andere gefesselte Frau, die nackt im Staub lag.

»Nein. Er war kein Sklavenhändler. Ich glaube, er wollte auch vermeiden, daß seine Verbindung zu den Räubern bekannt würde, was vermutlich geschehen wäre, hätte er ihre Sklaven verkauft.«

»Wo wollten sie hin?«

»Das weiß ich nicht«, sagte sie. »Ich habe nur erfahren, daß man uns an einen Ort bringen wollte, an dem wir an einen richtigen Sklavenhändler verkauft werden sollten.«

»Besnit, Esalinus oder Harfax«, meinte Boots.

Ich zuckte mit den Schultern. »Möglich.« Diese Städte befanden sich alle hundert Pasang im Umkreis unseres derzeitigen Aufenthaltsortes. Natürlich konnten Frauen überall verkauft werden. Auf Gor sind Sklaven und Sklavenmärkte etwas ganz Normales.

»Wie es aussieht, habt ihr hier vor einigen Ahn euer Lager aufgeschlagen«, sagte ich.

»Wir haben ziemlich früh haltgemacht«, berichtete

sie. »Ich glaube, sie hatten ein Lager entdeckt, das sie dann überfallen wollten.«

»Das stimmt.«

»Uns hat man hier hilflos und gefesselt zurückgelassen.«

»Sie werden nicht zurückkommen«, sagte ich.

»Ich verstehe.« Sie schauderte.

»Wo sind die anderen Wertsachen, ihr Geld, ihr Ertrag von dem Handel mit dem Mann im Wald?« fragte ich.

»Es ist alles dort hinten«, sagte sie und wies mit dem Kopf in die Richtung. »Das Gold ist in einer kleinen Truhe, die mit Eisenbändern und Silbernägeln beschlagen und mit einem vergoldeten Vorhängeschloß verriegelt ist. Sie befindet sich in dem ersten Ballen.«

»Es gehört alles dir«, sagte ich zu Boots.

»Alles?« fragte Boots ungläubig.

»Alles.«

»Danke«, sagte Boots inbrünstig. »Es wird einem guten Zweck dienen.«

»Vielleicht könntest du es für die Künste verwenden«, schlug ich vor.

»Genau das ist meine Absicht«, meinte Boots.

»Zum Beispiel könnte man mit dem Gold eine vielversprechende, von Schwierigkeiten geplagte Theatertruppe unterstützen.«

»Das ist ein vernünftiger, geradezu glänzender Vorschlag«, gratulierte Boots mir.

»Vielleicht kennst du ja eine derartige Truppe.«

»Und ob.«

»Uns«, sagte Lecchio.

»Das ist etwas kraß ausgedrückt«, rügte Boots seinen Schauspieler, »aber es trifft den Kern der Sache.«

»Bist du dankbar?« fragte ich den Theaterdirektor.

»Ja.«

»Für ewig und alle Zeiten?«

»Sicher.«

»Dann könntest du etwas für mich tun.«

»Sag es, Bruder.«

»Ich möchte noch immer ein Mitglied deiner Truppe werden.«

»Kommt nicht in Frage«, sagte Boots. »Ausgeschlossen.«

»Nun gib dir schon einen Ruck«, sagte ich.

»Ja, gib dir einen Ruck«, bat Chino.

»Genau«, bestätigte Lecchio.

»Richtig«, sagte Petrucchio.

»Gib dir einen Ruck!« drängte Andronicus.

»Meine Entscheidung steht unverrückbar fest«, sagte Boots.

»Vielleicht könntest du noch einmal darüber nachdenken«, schlug ich vor und griff nach dem Bündel Sattelmesser, das jetzt an meiner Hüfte hing.

Boots ließ mich nicht aus den Augen.

»Mein lieber Boots, sei kein undankbarer Narr«, rügte ihn der eindrucksvolle Andronicus.

»Ich habe gesprochen«, verkündete der Theaterdirektor von oben herab.

Ich zog ein Messer, warf es in die Höhe und fing es an der Klinge auf. »Vielleicht könntest du noch einmal sprechen«, schlug ich vor.

»Niemals!«

»Ach so?« Ich warf das Messer wieder in die Höhe und fing es am Griff auf. Die Spitze schien auf Boots' Kehle zu zielen.

»Was könntest du denn tun?« fragte Boots unbehaglich und ließ die Messerspitze nicht aus den Augen.

Das Messer wirbelte wieder durch die Luft. Ich sah Boots unverwandt an. »Ich bin Messerwerfer«, sagte ich. »Schon vergessen?«

»Und ein guter dazu«, versicherte Boots mir.

»Erlaube ihm, sich uns anzuschließen«, drängte Chino.

»Ja«, schloß sich Lecchio ihm an.

»Auf jeden Fall«, meinte Petruccchio.

»Das ist wenig genug für das, was er getan hat«, sagte Andronicus.

»Wir können nicht jeden streunenden Sleen aufnehmen, der winselnd um die Wagen herumstreicht«, sagte Boots. »Sind wir eine Zuflucht für die Heimatlosen, eine Feldküche für leichtsinnige Reisende, eine Ausbildungsstätte für Amateure, ein fahrendes Rasthaus für bühnenbesessene Dilettanten, ein Refugium für jeden begeisterten, hoffnungslosen Dummkopf, den das verzweifelte Sehnen antreibt, den thespischen Mantel um die Schultern zu legen? Sollen wir auf unserer Bühne, die zu den Titanen des Theaters gehört, unsere Reichtümer teilen, und zwar die materiellen wie auch die geistigen? Den Ruhm und die Größe der besten Theater Vereinigung Gors teilen? Was ist mit unserer Berufsehre? Was ist mit unserem Ruf?«

»Das ist doch Urtdung«, meinte Chino.

»Urtdung?«

»Ja.«

»Vielleicht bist du ja dazu bereit, dir deinen Standpunkt in dieser Angelegenheit noch einmal zu überlegen«, meinte ich und ließ das Messer sich drehen. Die Spitze zeigte wieder auf Boots.

»Du bist geschickt«, sagte er. »Daran besteht kein Zweifel. Natürlich bist kein ausgebildeter, erfahrener Schauspieler.«

»Das ist richtig«, gestand ich ihm zu. Die Klinge war jetzt vielleicht noch zehn Zentimeter von seinem Hals entfernt.

»Natürlich gibt es da eine Unzahl anderer Dinge, die du erledigen könntest, Arbeiten, die für die – sagen wir – Erfahreneren unter uns nicht zumutbar sind.«

»Das ist wahr.«

»Vielleicht könntest du dem Ungeheuer helfen«, meinte er nachdenklich.

»Ja.«

»Die Bühne muß aufgebaut werden, ebenso die Zelte.«

»Genau«, ermunterte ihn.

»Sei nicht undankbar, Boots«, sagte Andronicus.

»Wir schulden ihm unser Leben.«

»Die Sache hätte auch weniger glimpflich ausgehen können«, meinte ich.

Boots schluckte sichtlich. »Ich bin kein sturer, starrsinniger Bursche«, sagte er. »Es ist allgemein bekannt, daß ich beweglich und anpassungsfähig bin, dazu vielschichtig, einfühlsam und talentiert. Ich habe oft gehört, wie gesagt wurde: ›Dieser Boots ist ein großzügiger Bursche, er ist sympathisch und tolerant, manchmal sogar mehr, als für ihn gut wäre. Ja, dieser Boots ist ein prächtiger Kerl, er ist jemand, der immer offen für Argumente ist, immer auf die Stimme der Vernunft hört.‹ Das sagen sie alle.«

»Ich nehme also an, daß du einen Entschluß noch einmal überdenkst«, sagte ich.

»Ich ziehe es in Betracht.«

»Nimm ihn auf«, meinte Andronicus.

»Ich werde schwach«, sagte der Theaterdirektor.

»Andronicus' Einwände machen mich schwankend.«

»Wenn du ihm nicht erlaubst, sich unserer Truppe anzuschließen«, sagte Andronicus, »werde ich ausscheiden.«

Boots starnte ihn entsetzt an.

»Jawohl«, sagte Andronicus entschlossen.

»Wir wären am Ende!« stöhnte der Theaterdirektor.

Andronicus verschränkte die Arme über der Brust und erwiderte den Blick.

»Überredet«, murmelte Boots.

Ich steckte das Messer schnell unter die Achsel, damit ich Publius Andronicus nicht verletzte, der siegreich und ungestüm nach meiner Hand griff. Chino, Lecchio und Petruccio umringten mich, schlügen mir auf die Schultern und gratulierten mir. Schließlich griff sogar Boots herzlich nach meiner Hand.

»Willkommen bei der Theatertruppe von Boots Tarskstück«, sagte er. »Vergiß jedoch nie, daß dies keine gewöhnliche Truppe ist. Indem du dich uns angelassen hast, hast du eine ernste Verantwortung und schwere Bürde auf dich genommen. Bemühe dich darum, unserem hohen Standard gerecht zu werden.«

»Ich werde es versuchen«, versicherte ich ihm.

»Allerdings gibt es jetzt ein Problem«, wandte sich der Theaterdirektor an seine Leute.

»Was denn?« fragte der hochgewachsene Petrucchio.

»Wo soll er schlafen?« fragte Boots. »Ich habe keinesfalls die Absicht, meinen Wagen mit jemandem zu teilen, der so gut mit dem Messer umgehen kann.«

»Er kann meinen Wagen haben«, sagte Petrucchio. »Ich werde bei meinem Freund Andronicus einziehen, wenn er nichts dagegen hat, und mit ihm über das Handwerk des Schauspielers diskutieren.«

»Über die Kunst des Schauspielers«, sagte Andronicus.

»Das Handwerk«, widersprach Petrucchio.

»Die Kunst«, beharrte Andronicus.

»Bist du einverstanden?« fragte Petrucchio.

»Natürlich, sei willkommen«, antwortete Andronicus. »So habe ich endlich Gelegenheit, dich in den einhundertdreisiebzig Kopfhaltungen zu unterweisen.«

»Ich dachte immer, es seien einhundereinundsiebzig«, sagte Petrucchio.

»Ich habe in einem Text von Alamanius zwei neue Positionen entdeckt, jede mit mehreren Variationen.«

»Großartig«, sagte Petrucchio.

»Also ist das geklärt«, meinte Boots.

Die beiden Schauspieler nickten.

»Vielen Dank«, sagte ich.

»Aber nicht doch«, erwiderten sie wie aus einem Munde.

»Willst du mit mir den Wagen teilen?« fragte ich meine Gefangene.

»Nein!«

»Wenn du willst, kannst du sie im Mädchenwagen anketten, zusammen mit Rowena und Bina«, bot Boots großzügig an.

»Nein, nur keine Umstände. Ich werde sie einfach unter meinem Wagen anketten.«

»Wie du willst«, sagte Boots.

Sie warf mir einen wütenden Blick zu.

»Nehmt diese Kisten, Ballen und alles andere mit, das wertvoll sein könnte«, befahl Boots seinen Männern. »Vergeßt auf keinen Fall eine bestimmte kleine Truhe, die mit Eisenbändern und Silbernägeln beschlagen und einem vergoldeten Vorhängeschloß verriegelt ist und die angeblich im ersten Ballen zu finden ist. Wir werden diese Dinge in unser Lager transportieren. Der Sieg war unser. Aus diesem Grund gehört die Beute, deren einzelne Bestandteile ich sorgfältig nach Art, Menge und Wert auflisten werde, ab sofort uns.«

»Nein!« protestierte die andere Frau, die nackt und hilflos an Händen und Füßen gefesselt neben meiner Gefangenen auf dem Boden lag.

»Sagtest du etwas, meine Liebe?« fragte Boots Tarskstück.

»Ja! Befrei mich!«

»Warum sollte ich so etwas tun?«

»Ich bin eine freie Frau!«

»Chino, komm mit der Fackel näher heran«, sagte Boots.

Chino gehorchte.

»Da du ein Kavalier bist, wirst du mich befreien«, sagte sie. »Darauf kann ich als freie Frau zählen!«

Ich lächelte. Goreaner sind in erster Linie die Besitzer ihrer Frauen und erst dann Kavaliere.

»Wer bist du?« fragte Boots.

»Ich bin Lady Telitsia aus Asperiche!«

»Ha!« rief Boots schadenfroh und voller Triumph; er rieb sich die Hände.

»Ich verstehe nicht«, sagte Lady Telitsia.

»Komm mal mit der Fackel näher heran«, sagte Boots zu Chino.

»Oh!« rief Lady Telitsia empört, als ich sie unsanft auf die rechte Seite drehte und ihren linken Oberschenkel entblößte.

»Aha!« rief Boots triumphierend.

»Man hat mir niemals den Kragen angelegt!« rief sie.

»Ich habe noch nie den Kragen getragen!«

»Das kann man nachholen«, belehrte Boots sie.

»Ich bin keine Sklavin!«

Ihr Oberschenkel strafte ihre Worte allerdings Lügen. Er wies deutlich und unmißverständlich ein Brandmal auf, das gewöhnliche Kajira-Mal. Es stach förmlich aus der Haut heraus. Wie es schien, hatten die Straßenräuber sie zur Sklavin gemacht.

»Es ist nur ein Mal!« rief sie.

»Ich glaube, es ist etwas mehr als das«, sagte Boots.

»Es ist ein Sklavenbrandmal.«

»Es bedeutet nichts!«

»Es bedeutet sogar eine ganze Menge, und ich bin sicher, daß du mir früher oder später zustimmen wirst.«

»Nein!«

»Du bist eine Sklavin«, sagte Boots.

»Befreit mich«, bettelte sie. »Ich bitte dich, befrei mich!«

»Du wirst der erste Gegenstand auf meiner Beuteliste sein, Lady Telitsia, wie ich dich eine Zeitlang nennen werde.«

»Du machst wohl Scherze!«

»Sehe ich aus wie ein Narr?« fragte Boots.

»Nein!« erwiderte sie hastig.

»Nur Narren befreien Sklavinnen«, sagte Boots. »Das Sprichwort ist dir doch sicherlich bekannt.«

»Ich gehöre zu einer hohen Kaste und bin reich!« sagte Lady Telitsia.

»Früher vielleicht einmal, aber beides trifft nicht

mehr zu. Bei der ersten Berührung des Brandeisens hast du aufgehört, eine legale Person zu sein. Du bist jetzt ohne Kaste und besitzlos. *Du*, Sklavin, bist jetzt ein Besitztum wie jeder andere Gegenstand auch.«

»Nein!« schrie sie und wand sich in ihren Fesseln. Das machte sie sehr attraktiv. Natürlich kam sie nicht frei.

»Wir werden im Mädchenwagen schon ein paar Ketten für dich finden«, sagte Boots. »Vielleicht werde ich dir bei Gelegenheit befehlen, in meinen Wagen zu kommen.«

»Nein, nein, nein!« schluchzte sie.

Boots sah sie strahlend an.

»Sicherlich wirst du mich nicht behalten wollen!«

»Jetzt, da du nackt bist und dein Körper nicht länger von dem lästigen, störenden und verhüllenden Gewand der Schriftgelehrten verborgen wird, könnte ich mir durchaus vorstellen, daß er für einen Mann reizvoll sein könnte.«

Lady Telitsia starrte ihn voller Entsetzen an. Allerdings hatte Boots leicht untertrieben. Ich bezweifelte keinen Augenblick lang, daß sie auf dem Sklavenmarkt einen hohen Preis erzielen würde.

»Außerdem bin ich davon überzeugt, daß du sehr klug bist«, fuhr Boots fort. »Und wenn ich mich nicht irre, hast du uns auf dem Jahrmarkt ein paar zarte, aber durchaus deutliche Hinweise gegeben, daß du sehr talentiert bist.«

»Ich verstehe nicht«, stammelte sie.

»Alle mal herkommen!« rief Boots.

Petrucchio, Andronicus und Lecchio kamen herüber und gesellten sich zu Boots, Chino und mir.

»Meine Freunde«, verkündete Boots, »darf ich euch Lady Telitsia vorstellen, wie ich sie nenne, solange es mir gefällt.«

»Ich grüße dich«, sagte Lecchio.

»Ich grüße dich«, erwiederte sie flüsternd.

»Vielleicht erinnert ihr euch an sie vom Jahrmarkt her.«

»Ja«, sagte Chino. »Wir erinnern uns – sehr gut sogar.«

Die Sklavin erschauerte.

»Wir können es als großen Glücksfall ansehen, daß sie in unseren Besitz übergegangen ist«, sagte Boots.

»Wieso?« fragte Lecchio.

»Sie kommt zu einem besonders günstigen Zeitpunkt zu uns, in einem Augenblick, da wir erbittert gegen das Schicksal ankämpfen, in einem Augenblick verzweifelter Not.«

»Tatsächlich?« fragte Lecchio, an dessen Hals eine goldene Kette funkelte, die er sich aus der Beute der Straßenräuber genommen hatte.

»Jawohl!« sagte Boots.

»Aha!« meinte Chino nachdenklich.

»Ich habe mich bereit erklärt, daß Lady Telitsia Mitglied unserer Truppe wird«, verkündete Boots.

»Nein!« schrie sie,

»Aber ja!« bekräftigte Boots. »Sie kommt gerade rechtzeitig zu uns, um eines unserer dringendsten Probleme zu lösen.«

»Ja, stimmt«, nickte Andronicus.

»Ich verstehe nicht«, sagte Lecchio.

»Ist es nicht offensichtlich?« fragte Boots.

»Nein«, sagte Lecchio.

»Seht her, Freunde«, sagte Boots und deutete auf Lady Telitsia. »Wir haben unsere neue Brigella gefunden!«

»Nein!« schrie die Frau.

Die Schauspieler applaudierten Boots bewundernd, während sie sich auf goreanische Weise auf die linke Schulter klopften.

»Sie ist sogar noch hübscher als die letzte«, sagte Lecchio.

»Ich glaube, sie ist dafür wie geschaffen«, sagte Chino.

»Eine ausgezeichnete Wahl«, lobte Andronicus.

»Ich weigere mich!« schrie Lady Telitsia. »Allein die Vorstellung! Die Peinlichkeit! Wie kannst du es wagen, so etwas auch nur zu denken? Ich gehöre einer hohen Kaste an! Ich bin eine Schriftgelehrte! Warte, bis ich diese Angelegenheit vor die Magistrate bringe!«

»Meine Liebe, wie ich dich vielleicht erinnern darf«, erwiederte Boots geduldig, »gehörst du nicht länger deiner Kaste an und bist auch keine Schriftgelehrte mehr. Außerdem hast du, wie du sicher nach einigem Nachdenken einsehen wirst, vor dem Gesetz keine Rechte mehr. Du bist für die Magistrate, was ihre öffentlichen Pflichten angeht, von keinem größeren Belang als beispielsweise ein Urt oder ein Sleen.«

Sie starre ihn furchterfüllt an.

»Die Tage, da du dich zu einem Ärgernis gemacht hast, sind vorbei«, sagte Boots.

Er zog sie auf die Füße und packte sie im Nacken. Ihre Hände waren noch immer auf dem Rücken gefesselt. »Lecchio, Andronicus, Petruccchio, seid so nett und nehmt die anderen Sachen, die wertvoll aussehen.«

Kurze Zeit später ging Boots zum Lager voraus, Lady Telitsia stolperte neben ihm her. Dann folgten seine Männer, beladen mit verschiedenen Kisten und Ballen, die sie aus dem Lager der Räuber mitgenommen hatten.

Ich ging zum Schluß. Lady Yanina, das andere Opfer der Räuber, hatte ich mir über die Schulter geworfen.

»Wie ist es zu dem Unfall gekommen?« fragte ich.

»Zu welchem Unfall?«

Auf dem Brett lagen vierzehn Steine, sechs gelbe und acht rote. Ich spielte Rot.

Ich war nun bereits seit einigen Wochen Mitglied von Boots Tarskstücks reisender Theatertruppe. In dieser Zeit waren wir in zahllosen Dörfern und Städten aufgetreten, manchmal auch vor ihren Mauern, wenn man uns den Zutritt verwehrt hatte. Wir hatten unsere Bühne vor Mühlen, Gasthäusern, Zollstellen und Handelsposten aufgestellt, eben dort, wo sich ein Publikum einfand; selbst an den Kreuzungen vielbereister Straßen und an bestimmten Tagen in der Nähe ländlicher Märkte. Ich war unter dem Namen Kamchak, Ubar-San der Wagenleute, als Messerwerfer aufgetreten; ich war sicher, daß mein alter Freund Kamchak nichts gegen die Verwendung seines Namens einzubwenden gehabt hatte. Lady Yanina hatte zu ihrem blanke Entsetzen und Unwillen und zur allgemeinen Freude der Zuschauer als Zielobjekt meiner Wurfkünste herhalten müssen. Die ganze Zeit über waren wir stetig nach Nordwesten gereist, immer auf die Küste und das Thassa – das Meer – zu.

»Wenn ich es recht verstanden habe, war es ein Feuer«, sagte ich.

Er sah mich an.

»Du trägst eine Maske.«

»Ja, und?« sagte er.

»Der Unfall, der dein Gesicht zerstört oder entstellt hat, der es, wie ich gehört habe, so gezeichnet hat, daß Frauen schreiend vor dir die Flucht ergreifen und Männer angewidert aufschreien und dich mit Stöcken und

Keulen wie eine gefürchtete, widerwärtige Bestie aus ihrem Revier vertreiben.«

»Versuchst du, mich von meinem Spiel abzulenken?« fragte er.

»Nein.«

»Du bist am Zug.«

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder dem Brett zu. »Ich glaube nicht, daß das Spiel noch lange dauert.«

»Da hast du recht.«

»Bei keiner unserer verschiedenen Partien habe ich einen so großen Vorsprung genossen, was die Spielsteine angeht.«

»Du hast einen Vorsprung?« fragte der Spieler.

»Offensichtlich«, erwiderte ich. »Was aber noch viel wichtiger ist, ich genieße einen immensen Vorteil hinsichtlich der Position.«

»Wie denn das?«

»Sieh her.« Ich schob meinen Tharlarionreiter auf Ubars-Wissender acht. »Wenn du dich nicht verteidigst, wird beim nächsten Zug dein Heimstein fallen.«

»So sieht es aus«, sagte er.

Sein Heimstein stand auf Ubars-Wissender eins, flankiert von einem Hausbauer auf Ubars-Hausbauer eins. Es war zu spät, um den Hausbauer defensiv einzusetzen. Kein Hausbauerzug konnte jetzt noch den Heimstein beschützen. Er konnte nicht einmal mehr einen Fluchtweg schaffen. Der Spieler mußte etwas mit seiner Ubara tun, die auf Ubaras-Tarnkämpfer fünf stand.

Die Spielsteine auf dem Brett standen in der folgenden Anordnung: Mein Heimstein befand sich in der ersten Reihe auf Ubars-Wissender eins; auf Ubars-Schriftgelehrter eins stand ein Hausbauer. In meiner zweiten Reihe waren ein Speerträger auf Ubars-Hausbauer zwei, ein Schriftgelehrter auf Ubara zwei und ein weiterer Tharlarionreiter auf Ubaras-Schriftgelehrter zwei. Meine dritte Reihe bestand aus einem Speerträger auf Ubaras-Wissender drei und einem weiteren Speerträ-

ger auf Ubars-Schriftgelehrter drei. Wie bereits gesagt stand einer meiner Tharlarionreiter jetzt auf Ubars-Wissender acht und drohte beim nächsten Zug den gegnerischen Heimstein gefangenzunehmen.

Der Spieler hatte in seiner achten Reihe einen Speerträger auf Ubars-Hausbauer acht der von meinen beiden Speerträgern in der dritten Reihe beidseits flankiert wurde. Sein Speerträger wurde von einem weiteren Speerträger auf Ubars-Schriftgelehrter sieben gedeckt. Seine Ubara stand wie bereits gesagt auf Ubars-Tarnkämpfer fünf und wurde von einem Schriftgelehrten auf Ubars-Schriftgelehrter vier gedeckt. Diese Anordnung von Ubara und Schriftgelehrter jagte mir keine Angst ein. Sollte der Spieler so dumm sein, mit seiner Ubara auf meine Bretthälfte nach Ubars-Hausbauer eins zu ziehen – aus der Sicht des Spielers war es das Feld Ubars-Hausbauer zehn –, würde sie dem Hausbauer auf Ubars-Schriftgelehrter eins zum Opfer fallen. Sein Schriftgelehrter konnte das Feld zwar zurückerobern, aber er hatte seine Ubara an einen Hausbauer verschwendet. Seine letzten beiden Spielsteine standen in seiner ersten Reihe, der Heimstein auf Ubars-Wissender eins und ein Ubars-Hausbauer auf Ubars-Hausbauer eins.

»Wie würdest du dich verteidigen?« fragte der Spieler.

»Du könntest deine Ubara hinüber auf Ubars-Wissender fünf bringen und den Tharlarionreiter bedrohen«, sagte ich.

»Aber du zögst dich dann auf deinen Ubars-Wissender sieben zurück, und der Tharlarionreiter wäre dann von deinem Schriftgelehrten auf Ubara zwei gedeckt«, sagte er. »Dieser Zug könnte die Ubara blockieren und dir erlauben, deinen Druck auf die Linie von Ubars-Wissender aufrechtzuerhalten. Außerdem könnte er dir Zeit verschaffen, einen noch stärkeren Angriff aufzubauen.«

»Natürlich«, sagte ich.

Er schob seine Ubara auf Ubaras-Tarnkämpfer zwei.

»Das ist der bessere Zug«, sagte ich,

»Das glaube ich auch.«

Ubars-Wissender neun, das Feld, von dem aus ich die Gefangennahme des Heimsteins hätte durchführen können, wurde nun von seiner Ubara geschützt.

»Sieh her«, sagte ich.

»Ja?«

Ich schob den Schriftgelehrten von Ubara zwei nach Ubaras-Tarnkämpfer drei. Das brachte ihn in die Diagonale, auf deren Linie das entscheidende Feld Ubars-Wissender neun lag. Der Spieler konnte ihn nicht mit seiner Ubara schlagen, indem er seine Ubaras-Tarnkämpfer-Linie entlangzog, denn der Schriftgelehrte wurde nun durch den zweiten Tharlaronreitergedeckt, der bis zu diesem Augenblick ganz unschuldig und unverdächtig scheinbar völlig nutzlos auf Ubars-Schriftgelehrter zwei gestanden hatte. Jetzt zeigte sich der wahre Grund, warum er auf diesem Feld lauerte, und zwar auf dramatische Weise. Ich hatte meine Züge gut geplant.

»Du magst nun deinen Heimstein schützen, aber das wird dich deine Ubara kosten.« Ich würde meinen Tharlaronreiter nach Ubars-Wissender neun schieben und seinen Heimstein bedrohen. Seine einzige Verteidigungsmöglichkeit wäre die Gefangennahme des Tharlaronreiters durch seine Ubara, die ich im Gegenzug mit dem Schriftgelehrten schlagen würde. Ein Tharlaronreiter gegen eine Ubara, ein Tausch zu meinen Gunsten. Danach wäre es bei meinem überwältigenden Vorsprung in der zahlenmäßigen Überlegenheit ein leichtes, das Spiel in kurzer Zeit zu beenden.

»Ich verstehe«, sagte er.

»Und ich hatte Rot«, erinnerte ich ihn. Gelb eröffnet. Das erlaubt ihm, die ersten Züge zu diktieren, was natürlich die Offensive zur Folge hat. Viele Kaissa-

Spieler – nicht nur Mitglieder der Kaste der Spieler – kennen verschiedene Eröffnungen mit zahlreichen Varianten, die etliche Spielzüge vorausbestimmen. Das ist einer der Gründe, warum die Spieler, die Rot haben, sich gelegentlich gewisser ungewöhnlicher oder exzentrischer Verteidigungsziege bedienen, die zumindest theoretisch von schwacher Natur sind. Auf diese Weise wird das Spiel aufgelockert, und man ist gezwungen, sich neue Züge einzufallen zu lassen, selbst wenn sie zweifelhaft sind. Haben diese ungewöhnlichen oder exzentrischen Verteidigungen dann Erfolg, halten sie natürlich bald Einzug in die allgemeine Spiellehre. Übrigens ist es auf der Meisterebene nicht ungewöhnlich, daß Rot wegen der mit dem zweiten Zug einhergehenden Nachteile auf ein Unentschieden spielt.

»Du hast noch immer Rot«, bemerkte mein Gegner.

»Ich habe lange auf diesen Augenblick der Vergeltung gewartet«, sagte ich. »Mein Triumph wird um so süßer sein, da ich so viele schnelle, überaus demütigende Niederlagen von deiner Hand hinnehmen mußte.«

»Deine Einstellung ist bemerkenswert«, sagte er. »Ich bezweifle, daß mir ein Sieg einen befriedigenden Ausgleich für hundert irgendwie peinliche Niederlagen bringen würde.«

»Es ist nicht so, daß ich so schlecht bin«, sagte ich bescheiden. »Du bist nur ziemlich gut.«

»Vielen Dank.«

Um ehrlich zu sein, ich war noch nie gegen einen besseren Gegner angetreten. Viele Goreaner sind in diesem Spiel recht geschickt, und ich hatte mit ihnen gespielt. Ich hatte sogar gelegentlich mit Mitgliedern der Spielerkaste gespielt, aber ich hatte noch nie jemandem gegenübergesessen, der auch nur annähernd die Klasse meines Gegners gehabt hatte. Sein Spiel war normalerweise genau, fast pedantisch, der geringste Fehler oder die geringste Positionsschwäche des Gegners wurde

gnadenlos und vernichtend ausgenutzt; darüber hinaus zeigte er eine glänzende Methodik, wie sie nur bei hochrangigen Spielern vorkam. Sie zeichnete sich durch erstaunliche Kreativität aus. Er gehörte zu den Spielern, die das Spiel nicht bloß spielten, sondern es bereicherten. Außerdem schien er diese Dinge oft – zu meinem Verdruß viel zu oft – mit einer scheinbaren Mühelosigkeit, fast schon anmaßenden Lässigkeit aus dem Ärmel zu schütteln.

Es ist eine Sache, von jemanden geschlagen zu werden; es ist aber eine ganz andere Sache, wenn es ständig passiert und man schwitzend und verbissen dort sitzt, während der Gegner die meiste Zeit – von dem gelegentlichen Blick auf das Brett und dem damit verbundenen schnellen Zug abgesehen – damit zu verbringen scheint, über den Lagerklatsch oder den Flug der am Himmel vorbeitreibenden Wolken nachzusinnen. Falls das Spiel dieses Mannes eine Schwäche hatte, dann die Neigung, gelegentlich seltsamen oder sogar leichtsinnigen Experimenten zu frönen. Außerdem war ich der festen Meinung, daß er manchmal seine Aufmerksamkeit zu sehr abschweifen ließ, im Vertrauen darauf, Fehler zu meistern. Vielleicht neigte er auch einfach nur dazu, den Gegner zu unterschätzen.

Er interessierte sich auch für die Psychologie des Spiels. In einem Spiel hatte er die Ubara *en prise* gesetzt. Ich war der festen Überzeugung gewesen, daß es sich um den Köder einer raffinierten Falle handelte, und hatte mich nicht nur geweigert, ihn anzunehmen, sondern mir die ganze Zeit darüber Sorgen gemacht. Ich hatte die Ubara gemieden und es schließlich geschafft, mein Spiel selbst zum Zusammenbruch zu bringen. Er hatte es dann wieder getan, mit ziemlich dem gleichen Ergebnis. »Mir war gar nicht aufgefallen, daß es *en prise* stand«, hatte er später zugegeben. »Ich bin in Gedanken ganz woanders gewesen.« Hätte ich es gewagt, diesen Fehlzug auszunutzen, hätte ich nicht

bis heute warten müssen, um ein Spiel gegen ihn zu gewinnen. Ja, manchmal konnte er einen aus der Fassung bringen. Ich zweifelte jedoch keinen Augenblick lang, daß die Partien mit ihm mein Kaissa-Spiel wesentlich verbessert hatten.

»Willst du aufgeben?« fragte ich.

»Ich glaube nicht.«

»Das Spiel ist vorbei.«

»Vielleicht.«

»Es wäre peinlich, es bis zum Ende zu spielen«, sagte ich.

»Vielleicht«, gab er zu.

»Gib dich geschlagen«, schlug ich vor.

»Nein.«

Ich lächelte. »Mach es mir nicht so schwer.«

»Das ist ein Privileg von uns Ungeheuern«, erwiderte er.

»Wie du willst.« In Wahrheit wollte ich gar nicht, daß er sich geschlagen gab. Ich hatte sehr lange Zeit auf diesen Sieg gewartet, und ich würde jeden Zug bis zur Gefangennahme des Heimsteins genießen.

»Was tut ihr da?« fragte Bina und kam näher, während sie auf einem Stück Larma kaute.

»Wir spielen Kaissa«, sagte das Ungeheuer.

Mir war nicht entgangen, daß sie sich nicht hingekniet hatte. Sie hatte auch nicht um Erlaubnis zum Sprechen gebeten. Ihr ganzes Benehmen zeigte eine unmißverständliche Geringschätzung unserer Stellung als freie Männer. Natürlich war sie nicht meine Sklavin. Sie gehörte Boots.

»Das sehe ich selbst«, sagte sie und biß wieder in die Larma. Der Saft rann ihr den Mundwinkel hinab.

Ihr Fuß stand auf dem Saum des Gewandes des Spielers, da er mit untergeschlagenen Beinen vor dem Brett saß.

»Wer gewinnt?«

»Das spielt keine Rolle«, sagte ich. Ihre Feindselig-

keit gegenüber dem Spieler machte mich wütend. Ich hatte nicht vor, ihr Gelegenheit zu geben, sich über seine bevorstehende Niederlage zu freuen. Sie trug leichte Lederpantoffelchen. Boots hatte Rowena und Bina das Schuheträgen erlaubt. Er war ein nachsichtiger Herr. Allerdings hatte Lady Telitsia diese Erlaubnis noch nicht erhalten, aber sie hatte auch noch keine Kleidung anziehen dürfen, mit Ausnahme der für die Vorstellung erforderlichen Kostüme.

»Spielst du?« fragte ich.

»Ich bin eine Sklavin«, erwiderte sie. »Ich darf Spielsteine oder Waffen ohne Erlaubnis nicht einmal anrühren, ohne das Risiko einzugehen, die Hände abgeschlagen zu bekommen oder gar getötet zu werden.«

»Also kennst du die Regeln nicht?«

»Nein.«

»Du verstehst also nichts von dem Spiel?«

»Nein.«

»Gut.« Das freute mich. Es war gut, daß Bina nicht begriff, in welch bedrohlicher Klemme mein Gegner steckte. Das hätte die kleine Schlampe nur belustigt. Sicherlich hatte sie bemerkt, daß ihr Fuß auf seinem Gewand stand, so wie er es bemerkt haben mußte.

»Ich habe dir angeboten, eine solche Erlaubnis zu erwirken und dir das Spiel beizubringen«, sagte der Spieler.

»Ich verachte dich!«

»Du stehst auf dem Gewand meines Gegners«, sagte ich.

»Tut mir leid«, erwiderte sie, trat einen Schritt zurück und wirbelte mit voller Absicht mit der Fußspitze Staub auf, der auf das Gewand des Spielers hinabregnete.

»Paß auf!« warnte ich.

»Du bist nicht mein Herr!« sagte sie. »Und der da auch nicht!«

»Jeder freie Mann darf eine ungehorsame oder unver-

schämte Sklavin bestrafen«, sagte ich. Solche Bräuche sorgen dafür, daß die goreanischen Sklaven vollkommenen Gehorsam üben, selbst dann, wenn ihre Besitzer gerade einmal nicht in der Nähe sind. Bina erbleichte.

»Wir spielen«, sagte der Spieler. »Laß es gut sein.«

Bina entspannte sich sichtlich, ihr Gesicht gewann rasch an Farbe. Dann sah sie den Spieler an. »Du dürftest kein Mitglieder dieser Truppe sein«, sagte sie dann. »Du bringst uns nicht einmal genug Münzen ein, um für deine Suls zu zahlen. Du bist schrecklich. Du bist wertlos! Du bist ein Narr und ein verachtenswerter Schwächling! Alles, was du kannst, ist Kaissa spielen. Es ist ein dummes Spiel! Kleine Holzstücke auf einem flachen bunten Brett umherzuschieben! Wie dumm! Wie lächerlich!«

»Hast du nicht irgendwo etwas zu tun?« fragte ich.

»Verlaß das Lager, Ungeheuer«, fuhr Bina fort. »Keiner will dich hier! Geh!«

Ich sah sie an.

»Ja«, sagte sie wütend an mich gewandt. »Ich habe Arbeit zu erledigen.«

»Dann sieh zu, daß du sie auch erledigst, Sklavin!«

»Ja, Herr«, erwiderte sie, warf den Kopf in den Nacken und ging.

»Ein unverschämtes Weib«, sagte ich. »Sie braucht dringend eine Bestrafung!«

»Vielleicht hat sie recht«, meinte der Spieler.

»Inwiefern?« fragte ich.

Er sah auf das Brett. »Vielleicht ist es ja dumm und lächerlich, daß sich Männer mit solchen Dingen beschäftigen.«

»Und die Liebe ist nur eine Störung der Körpersäfte und Musik besteht nur ein paar Tönen.«

»Und doch ist es alles, was ich kann«, sagte er.

»Wie die Liebe oder die Musik rechtfertigt sich Kaissa von selbst. Es bedarf keiner anderen Rechtfertigung.«

»Ich habe dafür gelebt«, sagte der Spieler. »Ich kann nichts anderes. In dunklen Augenblicken war es manchmal das einzige, was zwischen mir und einem Messer stand.«

»Willst du, daß ich die Sklavin bestrafe?« fragte ich.

»Nein.«

»Magst du sie?«

»Ich lebe für das Kaissa-Spiel.«

»Sie ist ein hübsches kleines Miststück.«

»Ich verstehe nichts von Frauen.«

»Du bist am Zug«, sagte ich.

»Willst du das Spiel fortführen?«

»Wenn es dir recht ist, hätte ich nichts dagegen.«

»Ich dachte, du würdest es vielleicht nicht wollen.«

»Doch, und ob ich will.«

»Ich biete dir ein Unentschieden an«, sagte er.

»Du bist sehr großzügig.«

Er neigte anmutig den Kopf.

»Du machst natürlich einen Scherz«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte er verblüfft.

»Ich habe die Gewinnposition.«

»Ah!« sagte er plötzlich. »Darum wolltest du in Gegenwart der Sklavin nichts über den Spielverlauf sagen. Du wolltest mich vor ihrem Spott bewahren.«

»So etwas in der Art«, gab ich mit einem Schulterzucken zu.

»Das war wirklich sehr aufmerksam von dir«, meinte der Spieler. »Ich muß darauf bestehen, daß du ein Unentschieden annimmst.«

»Mit deiner Erlaubnis würde ich die Partie lieber bis zu Ende spielen.«

»Es ist das erste Mal in meinem Leben«, sagte der Spieler mit Nachdruck, »daß ich jemanden einen Gleichstand als Geschenk angeboten habe.«

»Ich weiß diese Geste durchaus zu schätzen«, sagte ich.

»Aber du willst es nicht?«

»Nein.«

»Also gut.«

»Ich habe die Gewinnposition«, sagte ich.

»Bist du davon wirklich überzeugt?«

»Ja.«

»Bemerkenswert«, meinte der Spieler.

»Ich habe einen gedeckten Tharlarionreiter auf Ubars-Wissender acht. Wenn ich mit ihm nach Ubars-Wissender neun ziehe, kannst du der Gefangennahme deines Heimsteins nur dadurch entgehen, indem du die Ubara opferst. Danach ist der Ausgang des Spiels eine klare Sache.«

Er sah mich an, ohne ein Wort zu sagen.

»Du bist am Zug«, erinnerte ich ihn.

»Genau das hast du anscheinend vergessen«, sagte er.

»Ich verstehe nicht.«

Er schob seine Ubara über das Brett und nahm den Speerträger, den ich auf Ubaras-Wissender drei plaziert hatte.

»Dieser Speerträger ist gedeckt«, sagte ich. »Und zwar durch den Speerträger auf Ubars-Hausbauer zwei.«

»Bedrohung des Heimsteins«, sagte er. Das stimmte, seine Ubara bedrohte nun meinen Heimstein.

»Ich gestatte dir, diesen Zug zurückzunehmen«, sagte ich.

»Bedrohung des Heimsteins«, erwiderte er.

»Dieser Zug kostet dich deine Ubara. Außerdem verlierst du sie für einen wertlosen Speerträger, nicht einmal für einen Tharlarionreiter. Wenn ich sie vom Brett nehme, ist mein Tharlarionreiter nur noch einen Zug von der Gefangennahme deines Heimsteins entfernt.«

»Bedrohung des Heimsteins«, sagte er.

»Also gut.« Ich nahm seine Ubara vom Brett und ersetzte sie durch den Speerträger, der auf Ubars-Hausbauer zwei plaziert gewesen war. Natürlich war ich zu

dem Zug gezwungen gewesen. Ich konnte den Heimstein nicht nach Ubars-Hausbauer eins versetzen, weil dieses Feld von seinem Schriftgelehrten auf Ubaras-Schriftgelehrter vier bedroht wurde. »Mein Tharlarionreiter ist nur einen Zug von der Gefangennahme des Heimsteins entfernt«, erinnerte ich den Spieler noch einmal.

»Aber ich bin am Zug«, erwiederte er.

Dann versetzte er seinen Speerträger von Ubars-Hausbauer acht nach Ubars-Hausbauer neun – von meiner Seite des Brettes aus gesehen war das das Feld Ubars-Hausbauer zwei. Dieser Zug war jetzt möglich, weil ich diese Linie geöffnet hatte, als ich mit meinem Speerträger gezwungenermaßen seine Ubara entfernt hatte. Man muß so lange wie möglich den Heimstein beschützen.

»Bedrohung des Heimsteins«, bemerkte er.

Sein vorrückender Speerträger, ein dummer Speerträger, bedrohte nun gleichzeitig Heimstein und Hausbauer. Der Speerträger darf nicht zurückweichen; nach seinem ersten Zug darf er sich immer nur ein Feld vorwärts bewegen, dabei spielt es keine Rolle, ob die Bewegung nach vorn, zur Seite oder diagonal vorwärts erfolgt.

Ich konnte nicht einmal mit meinen Heimstein nach Ubars-Hausbauer eins ausweichen, da dieses Feld wie bereits beschrieben vom Schriftgelehrten des Spielers aus der Ferne bedroht wurde. Davon abgesehen war es mir unmöglich, meinen Hausbauer zur Verteidigung auf dieses Feld zu bringen, da ihn das ebenfalls dem Angriff des Schriftgelehrten ausgesetzt hätte. Langsam kam mir der Verdacht, daß die Aufstellung seiner Ubara und des Schriftgelehrten auf dieser entscheidenden Diagonale, die ich für eine ziemlich schwache, leicht zu verhindernde Bedrohung des Heimsteins gehalten hatte, in Wirklichkeit einem anderen, hinterhältigeren Zweck diente.

Selbst wenn sein Schriftgelehrter nicht an dieser Stelle plaziert worden wäre, wäre es in dieser ganz speziellen Spielsituation nicht angebracht gewesen, meinen Heimstein von Ubars-Wissender eins nach Ubars-Hausbauer eins zu versetzen. Denn das hätte seinem Speerträger den diagonalen Zug auf mein Feld Ubars-Wissender eins ermöglicht. Dort hätte ihn der Spieler zweifellos in einen Tharlarionreiter umgewandelt und sofort den Heimstein gefangengenommen.

Die Verteidigung durch meinen Hausbauer, auf die ich mich verließ, wäre in diesem Fall durch die Plazierung meines eigenen Heimsteins unbrauchbar gemacht worden, da der Heimstein zwischen ihm und dem Angreifer gestanden hätte. Da der Schriftgelehrte Ubars-Hausbauer eins bedrohte, wurde mir der nächste Zug aufgezwungen. Ich *konnte* nur nach Ubars-Wissender zwei ziehen. Anscheinend mußte ich meinen Hausbauer opfern. Ich faßte meinen Tharlarionreiter auf Ubars-Wissender acht ins Auge. Ich brauchte nur einen Zug Luft, um den gegnerischen Heimstein gefangennehmen zu können.

»Dein Heimstein wird angegriffen«, erinnerte mich der Spieler.

»Dessen bin ich mir bewußt«, erwiderte ich.

»Dir bleibt nur ein Zug übrig.«

»Ich weiß, ich weiß.«

»Vielleicht solltest du ihn machen.«

»Also gut.« Ich schob meinen Heimstein auf Ubars-Wissender zwei. Ein Speerträger, der die hinterste Reihe des Feindes erreicht, kann entweder zum Tarnkämpfer oder Tharlarionreiter umgewandelt werden, falls der Spieler das wünscht. Im allgemeinen wird der Tarnkämpfer als wertvoller angesehen. In vielen Schiedsrichterentscheidungen zählt der Tarnkämpfer acht Punkte und der Tharlarionreiter nur zwei. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß der Spieler seinen Speerträger direkt auf Ubars-Hausbauer eins vor-

rücken lassen würde, selbst wenn dieses Feld nun von dem Hausbauer gedeckt wurde, der sich auf der anderen Bretthälfte auf Ubars-Hausbauer eins befand.

Mich beschlich der Verdacht, daß die Plazierung des Hausbauers in dieser Linie kein Zufall war, genausowenig wie die eher verwirrende Plazierung seines Schriftgelehrten auf Ubaras-Schriftgelehrter vier. Falls mein Gegner den Schriftgelehrten vorrücken ließ und ihn zu einem Tharlaronreiter mache, um den Heimstein sofort anzugreifen und mich daran zu hindern, meinen Tharlaronreiter auf Ubars-Wissender neun zu setzen und das Spiel damit siegreich zu beenden, würde ich ihn mit meinem Hausbauer schlagen. Der Spieler würde im Gegenzug den Hausbauer mit seinem Hausbauer schlagen. Allerdings würde der so weit vorgerückte Speerträger dem Schlagabtausch ebenfalls zum Opfer fallen. Ich rechnete daher damit, daß er zuerst den Hausbauer schlug und dann seinen Speerträger ungestraft auf Ubaras-Schriftgelehrter eins zum Tarnkämpfer machte. Falls er tatsächlich so handelte, würde es mir den Zug ermöglichen, den ich brauchte, um seinen Heimstein gefangen zu nehmen. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Der Spieler hatte sich verrechnet. Der Sieg gehörte noch immer mir!

»Speerträger auf Ubars-Wissender eins«, sagte er und schob den Speerträger unerwarteterweise nicht auf Ubaras-Schriftgelehrter eins. Das brachte ihn hinter meinen Heimstein.

»Tharlaronreiter«, sagte er an und ersetzte den Speerträger durch den entsprechenden Spielstein. »Bedrohung des Heimsteins.«

»Ich kann ihn mit meinem Hausbauer schlagen«, sagte ich.

»Allerdings, das mußt du sogar«, erwiderte er. »Du hast keine andere Wahl.«

Ich zog meinen Hausbauer nach links und schlug

den neuen Tharlaronreiter auf Ubars-Wissender eins. Er hatte eine kurze Karriere gehabt. Der Spieler hatte keine Möglichkeit, ihn zurückzuerobern. Anscheinend hatte er nichts anderes getan, als seinen neuen Tharlaronreiter unverzüglich und völlig sinnlos in meine Gefangenengrube zu schicken.

Es blieb mir verwehrt, meinen Heimstein nach Ubars-Hausbauer eins, zwei oder drei ausweichen zu lassen, da diese Felder von seinem auf der anderen Breithälfte stehenden Hausbauer bedroht wurden; Ubars-Hausbauer eins wurde zusätzlich von dem Schriftgelehrten auf Ubaras-Schriftgelehrter vier gedeckt.

»Hausbauer auf Ubars-Hausbauer zwei«, sagte der Spieler.

Ich betrachtete das Spielbrett.

»Gefangennahme des Heimsteins.«

Mein Heimstein war nach Ubars-Wissender zwei gedrängt worden. Dort hatte ihn der Spieler mit Hilfe meiner eigenen Spielsteine in eine Position manövriert, in der er hilflos feststeckte. Dann war der Spieler mit seinem Hausbauer die geöffnete Linie entlanggezogen, hatte auf dem Feld Ubars-Hausbauer zwei haltgemacht und meinen Heimstein gefangen.

»Du bist zu jedem deiner Züge gezwungen worden«, sagte er. »Es gab nie eine Alternative.«

»Das stimmt.«

»Ein klar erkennbares Ubara-Opfer.«

»Klar erkennbar?«

»Natürlich.«

»Ich habe es nicht erkannt«, sagte ich. »Zumindest nicht, bis es zu spät war.«

»Das habe ich bemerkt«, meinte er. »Sonst hättest du schon vor einigen Zügen aufgegeben und dir unter Umständen ein paar peinliche Augenblicke erspart.«

»Ich war der festen Überzeugung, der Gewinner zu sein.«

»Ich glaube, du bist einem völligen Irrtum unterlegen, wer der eigentliche Angreifer war.«

»Offensichtlich.«

»Zweifellos«, stimmte er zu, was er sich meiner Meinung nach hätte sparen können.

»Bist du sicher, daß das Ubara-Opfer klar erkennbar war?«

»Aber sicher.«

»Ich halte es für großartig.«

»Leute wie du, besonders wenn sie sich als Verlierer wiederfinden, preisen die offensichtlichsten Vorgänge hinterher meistens als großartige Strategien.«

»Ich verstehe.«

»Verlier den Mut nicht«, meinte der Spieler. »Als einer derjenigen, die Kaissa nicht spielen können, spielst du sehr gut.«

»Vielen Dank.«

»Keine Ursache. Möchtest du noch eine Partie spielen?«

»Nein. Jetzt nicht.«

»Gut«, sagte er und verstautete die Spielsteine in einem großen Lederbeutel.

»Hättest du Lust auf einen Ringkampf?« fragte ich.

»Nein«, antwortete er durchaus höflich.

»Das Ubara-Opfer war in Wirklichkeit gar kein schlechter Zug, oder?«

»Nein, das war er wirklich nicht. Er war sogar ziemlich gut.«

»Das dachte ich mir.« Ich sah ihm zu, wie er die Spielsteine in dem Beutel verstautete. Er war guter Stimmung. Wie ich mir gedacht hatte, war das Ubara-Opfer alles andere als offensichtlich gewesen. Das erfüllte mich mit einer gewissen Befriedigung.

Dieser Augenblick schien gut geeignet zu sein, mit dem Spieler zu sprechen. Ich hatte schon seit einigen Tagen mit ihm sprechen wollen und nur auf die passende Gelegenheit gewartet, bei der ich das ge-

wünschte Thema ganz zwanglos ansprechen konnte, ohne sein Mißtrauen oder seine Neugier zu erregen. Er zog die Riemen des Beutels zu und verknotete sie. Ja, dieser Augenblick schien wie geschaffen für ein Gespräch zu sein, ich würde es ganz unverfänglich anfangen; es wäre ganz einfach.

»Ich wünschte, ich hätte das Spiel niedergeschrieben«, machte ich den Anfang.

»Ich kann dir die Züge sagen, wenn du willst«, sagte er.

»Aus der Erinnerung?«

»Natürlich. Das ist nicht schwer.«

Ich zog ein paar Seiten Papier und einen Stift aus meiner Gürteltasche. Unter diesen Papieren, auf denen ich die Züge scheinbar notieren wollte, befanden sich die Dokumente, die ich vor so langer Zeit Lady Yanina entwendet hatte.

»Ah, ich verstehe«, sagte der Spieler.

»Was?«

»Muß ich jetzt nicht fragen: ›Was hast du da?‹ Oder kommt das erst später?«

»Ich verstehe nicht.«

»Wir haben bis jetzt ungefähr hundert Partien gespielt. Du warst noch nie daran interessiert, sie niederzuschreiben. Jetzt aber schon. Also frage ich mich nach dem Grund dafür. Jetzt ziehst du Papiere aus deiner Gürteltasche. Auf einigen dieser Seiten sind offensichtlich irgendwelche Kaissa-Spiele notiert worden. Soll ich mich nicht neugierig zeigen? Und willst mir dann nicht, eher beiläufig, ein paar Fragen stellen, die dich beschäftigen?«

»Vielleicht«, sagte ich zögernd.

»Willst du wirklich etwas über das Spiel erfahren?«

»Ich interessiere mich tatsächlich dafür«, versicherte ich. »Aber wie du schon ausgeführt hast, ist es durchaus möglich, daß mich ein anderes Thema bewegt.«

»Es wurden folgende Züge gemacht«, sagte der Spie-

ler und wiederholte sie, wobei er gelegentlich sogar ein paar zusätzliche, hilfreiche Kommentare gab. Bei dem Spiel waren dreiundvierzig Züge gemacht worden. Ich bedankte mich, als er fertig war.

»Keine Ursache«, sagte er. »Und was hat es nun mit den anderen Papieren auf sich?«

Ich reichte sie ihm.

Er blätterte sie durch und sah sie sich kurz an. Anscheinend waren auf ihnen Kaissa-Spiele festgehalten worden, und zwar mehrere Partien oder zumindest Fragmente davon.

»Hast du bestimmte Fragen dazu?«

»Nein, ich habe mir so allgemein meine Gedanken darüber gemacht.«

»Ich nahm an, du hättest sie mir in Zusammenhang mit bestimmten Fragen zum Spiel gegeben«, sagte der Spieler. »Vielleicht hinsichtlich der Analyse einer bestimmten Position oder der Variation einer weniger bekannten Eröffnung. Ich dachte, es würde sich vielleicht um Kaissa-Rätsel handeln, in denen die Gefangenahme des Heimsteins mit einer Anzahl bestimmter Züge gelöst werden muß.«

Ich schwieg, denn ich wollte sehen, was er zu sagen hatte.

»Worum handelt es sich deiner Meinung nach?« fragte er.

»Ich möchte deine Meinung wissen.«

»Ich verstehe.«

»Sind das bestimmte Partien oder nur Teile von Partien?« fragte ich.

»So hat es zumindest den Anschein, oberflächlich betrachtet.«

»Genau.«

»Zweifellos hast du die Positionen rekonstruiert?«

»Ja, das habe ich getan«, gab ich zu.

»Und zu welchem Ergebnis bist zu gekommen?«

»Ich halte es für ziemlich unwahrscheinlich, daß es

sich um vollständige oder auch nur Teile von Partien handelt.«

»Da stimme ich dir zu«, sagte er. »Es scheint sich nicht um bestimmte Spiele zu handeln. Es scheint im Gegenteil sogar ziemlich unwahrscheinlich zu sein. Das allgemeine Niveau wäre nicht nur unzumutbar, das meiste scheint blanker Unsinn zu sein.«

»Ich verstehe.«

»Es tut mir leid«, sagte er. »Ich kann dir nicht helfen.«

»Das macht nichts.«

»Woher hast die Papiere?«

»Ich bin zufällig darauf gestoßen.«

»Ich verstehe.«

»Du weißt also nicht, womit man es hier zu tun hat?«

»Es ist ziemlich offensichtlich, worum es sich hierbei handelt.«

»Worum denn?«

»Um einen Kaissa-Code.«

»Was ist ein Kaissa-Code?« fragte ich. Ich hatte natürlich keinen Augenblick lang bezweifelt, daß die Seiten verschlüsselte Botschaften enthielten. In Anbetracht der Wichtigkeit, die Lady Yanina aus Brundisium und ihr Kamerad Flaminius, der vermutlich ebenfalls aus Brundisium kam, ihnen zugemessen hatten, schien dies eine offensichtliche, wenn nicht sogar zwangsläufige Annahme zu sein. Ich hatte natürlich gehofft, daß der Spieler mir helfen könnte, daß ihm der Code oder der Schlüssel vertraut seien.

»Es gibt eine Unzahl von Kaissa-Codierungen«, sagte er. »Die Spielerkaste benutzt sie oft für private Botschaften, aber natürlich kann sie jeder benutzen. Erfunden hat sie wohl die Spielerkaste. Wegen des Gebrauchs von Vielfachen und Nullen sowie mehreren Spielbrettern sind sie oft außerordentlich schwer zu entschlüsseln.«

»Wieso denn mehrere Spielbretter?« fragte ich.

»Siehst du diese Zahlen hier?«

Er deutete auf kleine Zahlen, die bei einigen Seiten am linken Rand notiert worden waren und die anscheinend die Züge aufteilten. Als ich die Seiten das erste Mal studiert hatte, hatte ich sie einfach als Hilfsmittel interpretiert, um die Partien oder Partienfragmente voneinander zu trennen.

»Damit werden vermutlich die einzelnen Bretter angezeigt«, sagte er. »Fangen wir beispielsweise mit einem Kaissa-Brett an, es hat einhundert Felder, die in zehnmal zehn Reihen geordnet sind. Kannst du schreiben?«

»Ja«, sagte ich, obwohl mein alter Freund Torm der Schriftgelehrte bei der unqualifizierten Schnelligkeit und Dreistigkeit meiner Behauptung sicher seine Zweifel zum Ausdruck gebracht hätte. Ich war nie besonders gut darin gewesen, die aufeinanderfolgenden Zeilen der goreanischen Schrift sauber niederzuschreiben, aber ich konnte Goreanisch lesen und es auch – mit leichten Schwierigkeiten – schreiben. Einem Sprichwort zufolge wird das Goreanische so geschrieben, wie der Ochse pflügt. Die erste Zeile wird von links nach rechts geschrieben, die zweite von rechts nach links, die dritte wiederum von links nach rechts und so weiter. Mein Freund Torm hatte mir einmal gesagt, daß die ganze Geschichte im Prinzip ganz einfach sei, man schreibe einfach vorwärts, nur beim Reihenwechsel »eben in die andere Richtung«.

»Fang also auf dem ersten Quadrat mit dem ersten Buchstaben eines Wortes oder eines Satzes an«, sagte der Spieler. »Du kannst auch willkürlich ausgesuchte Buchstaben nehmen. Schreib dann weiter wie sonst auch, benutze dabei alle zur Verfügung stehendem Felder. Wenn du zum Ende der Nachricht kommst, listest du alle unbenutzten Buchstaben des Alphabets nacheinander auf, benutze dabei wieder alle zur Verfügung stehenden Felder. Wenn du damit fertig bist, fängst du

wieder mit dem ersten Buchstaben des Alphabets Al-Ka an und schreibst es immer wieder vollständig nieder, bis du das letzte Quadrat des Brettes erreicht hast. Wenn du dies getan hast, ist ein Brett vollendet, und du nimmst das nächste.«

»Ich glaube, ich verstehe«, sagte ich. »Kommt in einer Botschaft beispielsweise der Satz ›Ubar nach Ubaras-Tarnkämpfer zwei‹ vor, könnte das bedeuten, daß auf dem fraglichen Brett, sagen wir dem siebten von zehn Brettern, das Feld Ubaras-Tarnkämpfer zwei von Bedeutung ist. Auf diesem Brett steht dann dieses Feld beispielsweise für den Buchstaben Eta. Sowohl der Sender als auch der Empfänger können das leicht herausfinden, da beide über den Schlüssel verfügen, um die entsprechenden Bretter zu konstruieren.«

»Genau«, sagte der Spieler.

»Die Auflistung der Züge in einer kontinuierlichen Reihenfolge verrät natürlich die Reihenfolge der Buchstaben in der Botschaft.«

»Richtig«, sagte der Spieler.

»Ich verstehe auch, was die Vielfachen damit zu tun haben. So könnte zum Beispiel der Buchstabe Eta, der am häufigsten vorkommende Buchstabe, auf jedem beliebigen Brett von einer ganzen Reihe geeigneter Quadrate repräsentiert werden, es handelt sich dann jedesmal um ein anderes Quadrat, das Eta entspricht. Man könnte auf dem Brett umher hüpfen und ›Etafelder‹ benennen, wie es einem gerade in den Sinn kommt. Zwischen Sender und Empfänger käme es zu keinerlei Mißverständnissen, solange die verschlüsselte Botschaft in der kontinuierlichen Reihenfolge erfolgt ist.«

»Stimmt.«

»Aber was hat es mit den Nullen auf sich?«

»In meiner Erklärung sprach ich von zur Verfügung stehenden Feldern«, erinnerte der Spieler mich. »Ein Spielbrettcodeschlüssel besteht in der Regel aus einem festgelegten Wort und einer Liste von Null-Feldern.

Die Nullen dürfen in der verschlüsselten Botschaft oft vorkommen, aber der Empfänger sondiert sie natürlich sofort aus.«

»Ich versteh«, sagte ich. Das Vorkommen von Nullen und Vielfachen in einer Botschaft erschwert die Entschlüsselung ohne Schlüssel zusätzlich.

»Die wahre Macht des Codes liegt meiner Meinung nach nicht einmal im Gebrauch der Vielfachen und Nullen, sondern in dem Gebrauch mehrerer Spielbretter«, meinte der Spieler. »Es ist ohne Schlüssel oft so gut wie unmöglich, selbst kurze, in einfachen Codes ausgedrückte Nachrichten zu entschlüsseln. Man hat einfach nicht genug Material, mit dem man arbeiten kann. Folglich ist auch schwer, wenn nicht sogar unmöglich, einen hypothetischen Schlüssel auszuprobieren. Man kann nicht einfach den einen verwerfen, um so vielleicht andere zu bestätigen. Für eine derartige Botschaft kann man theoretisch zahllose und oft sogar sich widersprechende Analysen erstellen. Die Benutzung mehrerer Spielbretter erlaubt, den Code mehrere Male innerhalb einer Nachricht zu wechseln. Das macht diese Nachrichtenübertragung noch sicherer.«

»Diese Codes scheinen einfach und schlicht zu sein, doch zugleich sind sie nicht zu entschlüsseln.«

»Außerdem ist es nicht nötig, alles in normaler Schriftform auf die Spielbretter zu schreiben. Man kann alle Zeilen von links nach rechts oder von rechts nach links schreiben, man kann sie vertikal aufschreiben, von oben oder unten, man kann an einem vorher festgelegten Punkt ansetzen und von dort spiralenförmig weitermachen. Nach der Nachricht kann man das restliche Alphabet auch rückwärts niederschreiben oder an einem vorher festgelegten Punkt beginnen, oder die Buchstabenreihenfolge umdrehen. Diese Variationen bedürfen nur eines kurzen Zusatzes beim Schlüssel und der Liste der Nullfelder.«

»Ich versteh.«

»Darum begreifst du jetzt, warum ich dir nicht helfen kann. Es tut mir leid.«

»Aber du hast mir geholfen. Du hast mir eine Vorstellung davon verschafft, womit ich es hier zu tun habe. Ich stehe tief in deiner Schuld.«

»Ohne den richtigen Schlüssel und die Auflistung der Nullfelder sind solche Codes praktischerweise so gut wie nicht zu entschlüsseln.«

»Ich verstehe«, sagte ich. Ich hatte bereits befürchtet daß es schwierig oder gar unmöglich sein würde, die Nachrichten ohne den dazu passenden Schlüssel lesen zu können. Dieser Schlüssel wäre in Brundisium und natürlich in Ar zu finden, falls das tatsächlich der Bestimmungsort der Dokumente war. Nun war es schon wahrscheinlicher, daß die Nachrichten nicht für die Priesterkönige bestimmt waren.

Erstens hatte Flaminius, an den Lady Yanina die Dokumente hatte übergeben sollen, anscheinend nicht beabsichtigt sie an die Sardar weiterzureichen, sondern an eine Person in Ar.

Zweitens erschien es mir ziemlich unwahrscheinlich, daß Nachrichten für die Priesterkönige oder ihre Agenten in einem Kaissa-Code versandt wurden. Solch ein Code schien zu goreanisch für die Priesterkönige zu sein. Soweit mir bekannt war, waren Priesterkönige weder mit dem ›Spiel‹ – wie es die Goreaner oft nannten – vertraut, noch spielten sie es. Ich hatte den Verdacht, daß eine solche Form der Nachrichtenübermittlung eher zu den Agenten der Kurii paßte.

Die Papiere waren mit einem typisch goreanischen Code verschlüsselt worden, was mich auf den Gedanken brachte, daß es eine Verbindung zwischen den Kurii, ihren Agenten, Brundisium und Ar geben mußte. Das wäre durchaus nicht ungewöhnlich, da die beiden Städte angeblich enge Beziehungen pflegten. Dieser Code war eine praktische Art Botschaften auszutauschen in einer Welt, wo man Fremden oft mit

Mißtrauen begegnete, in einer Welt, wo es für ›Fremder‹ und ›Feind‹ nur ein Wort gab. Ich hatte den Verdacht, daß die Kurii Brundisium beherrschten oder zumindest dort viel Einfluß hatten. Vielleicht war die Stadt einer ihrer Außenposten oder eine Operationsbasis, so wie es Corcyrus in der jüngeren Vergangenheit gewesen war. Lady Yanina hatte zum Hof des Ubars von Brundisium gehört, einem Kerl namens Belnar. Es war also durchaus möglich, daß – wenn sie in seinem Auftrag unterwegs gewesen war – er mit den Kurii im Bunde stand.

Der Schlüssel für die Botschaften befände sich in dem Palast von Brundisium, möglicherweise sogar in den Privatgemächern des Ubars. Ich verbarg mich vor den Priesterkönigen, und zwar so lange, bis Samos gewisse Dinge mit den Sardar geregelt hatte oder sich neue Entwicklungen ergaben. Ich war nicht erfreut über die Priesterkönige. Ich betrachtete mich nicht länger als einen ihrer Agenten. Bestenfalls hatte ich ihnen in der Vergangenheit gedient, wenn es meinen Absichten entgegenkam. Ich war in ihren Kriegen weniger ein durch Eid gebundener Anhänger als vielmehr ein freier Kämpfer gewesen, eine Art Söldner, der sich nach Lust und Laune einer Sache verschreibt.

Natürlich erkannte ich noch immer an, daß es die Macht der Priesterkönige war, die sowohl Gor als auch die Erde vor dem Angriff der Kurii schützte, die im Inneren ihrer Stahlwelten zwischen den kleinen Welten und Monden des Asteroidengürtels lauerten. Und so war es durchaus nicht verkehrt, daß ich ihrer Sache zumindest wohlwollend gegenüberstand. Falls Brundisium mit den Kurii im Bunde war, würde es nicht schaden, wenn Samos davon erfuhr. Ja, bei längerem Nachdenken erschien es mir nun sogar als ziemlich wahrscheinlich, daß Brundisium mit den Kurii zu tun hatte, daß irgendeine Verbindung zwischen dem Palast in Brundisium und dem Treiben der Bewohner der Stahl-

weiten bestand. Was aber noch wichtiger war: Ich war neugierig geworden, was den Inhalt der Geheimbotschaften anging. Vielleicht war der nötige Schlüssel in Belnars Privatgemächern zu finden. Vielleicht konnte ich ihnen einen Besuch abstatten. Natürlich wäre es nicht leicht, Zugang zum Palast zu erhalten. Aber möglicherweise ließ sich das irgendwie bewerkstelligen.

Wir waren weniger als fünfhundert Pasang von Brundisium entfernt. Bald müßte ich Lady Yanina in den Vorstellungen eine Haube aufsetzen, damit man sie nicht zufällig erkannte. Vielleicht war es sogar besser, sie an jemanden zu verkaufen, der in die entgegengesetzte Richtung unterwegs war, und sie durch eine Sklavin zu ersetzen, die ich irgendwo kaufte, ein Mädchen, das man ohne Schwierigkeiten mit nach Brundisium nehmen konnte, ein Mädchen, das aus einer anderen Stadt kam und sich dort niemals zu-rechtfände.

»Du bist in Wahrheit kein Vagabund, oder?« fragte der Spieler.

»Ich bin ein Mitglied der Truppe des Boots Tarsk-stück, seines Zeichens Schauspieler, Theaterdirektor und Impresario«, erwiderte ich.

»So wie ich auch.«

»Das dachte ich mir.«

»Also belassen wir es dabei«, sagte der Spieler.

»Ja.«

Wir erhoben uns. Es war bald Zeit für das Nachtmahl. Heute abend waren Rowena und Lady Yanina für seine Zubereitung zuständig. Mich amüsierte die Vorstellung, daß sie gezwungen waren, Sklavenarbei-ten zu verrichten.

In der Ferne sah ich Boots, der aus einem nahegelegenen Dorf zurückkehrte, wo er Lebensmittel einge-kauft und für unsere Vorstellung geworben hatte. Hinter ihm ging gebeugt unter der Last seiner Einkäufe eines seiner Mädchen; Lady Telitsia war nackt und bar-

füßig, und der Staub der Straße reichte ihr bis zu den Oberschenkeln. Doch dann fiel mein Blick auf Bina, die ebenfalls näher kam. Sie kam vom Fluß, auf den Schultern ein Joch, an dem zwei Eimer baumelten.

»Wie ich sehe,trägst du schwer«, sagte ich zu ihr.

Sie warf dem Spieler einen verächtlichen Blick zu. »Ja«, erwiderte sie. »Ich bin eine Sklavin.« Sie ging weiter zu dem Kochfeuer, an dem Rowena und Lady Yanina fleißig beschäftigt waren. Rowena hatte im Lager die Stellung des ersten Mädchens erhalten. Wir hatten Lady Yanina klargemacht, daß sie, obwohl sie eine freie Frau war, Rowena in allen Dingen gehorchen mußte. Die geringste Widerspenstigkeit Rowena gegenüber oder die Verweigerung eines Befehls hätte eine strenge Bestrafung zur Folge, eine Bestrafung, die so aussähe, als wäre sie selbst eine Sklavin.

»Vielen Dank für die Spiele«, sagte ich. Wir hatten an diesem Nachmittag fünf Partien gespielt. Allerdings hatten vier davon nur wenig Zeit in Anspruch genommen.

»Keine Ursache«, erwiderte er.

»Darf ich dich wirklich nicht dafür bezahlen?«

»Nein.«

»Aber du könntest die Münzen doch gebrauchen.«

»Wir gehören beide zur Truppe des Boots Tarskstück.«

»Das stimmt«, meinte ich lächelnd.

»Schauspieler, Theaterdirektor und Impresario«, fügte er hinzu.

»Genau.«

Boots und Lady Telitsia hatten das Lager fast erreicht. Zweifellos wäre sie froh, bald die schwere Last loszuwerden. Bina stand in der Nähe des Kochfeuers. Sie hatte Wasser für die Töpfe herangeschafft. Lady Yanina kniete unter Rowenas Aufsicht vor einem Kessel voller Wasser und wusch Gartengemüse, in der Hauptsache Zwiebeln, Steckrüben und Suls. Sie waren für einen Eintopf bestimmt.

»Du bist der beste Kaissa-Spieler, dem ich je gegenübergesessen habe«, sagte ich.

»Vermutlich bist du vorher noch nie gegen einen richtigen Spieler angetreten.«

»Ich habe sogar schon mit Mitgliedern der Spielerkaste gespielt.«

Er schwieg.

»Ich glaube, du könntest in denselben Turnieren wie Scormus aus Ar spielen.«

»Gelegentlich habe ich das auch schon getan«, antwortete er.

»Das habe ich mir bereits gedacht.«

»Du hast einen wendigen Verstand.«

»Vielleicht könntest du Scormus bei Gelegenheit sogar schlagen.«

»Das halte ich für wenig wahrscheinlich.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich eigentlich auch nicht.«

»Erwähne Scormus aus Ar nicht in meiner Gegenwart«, sagte er.

»Warum nicht?«

»Scormus aus Ar ist ein Verräter an seiner Stadt.«

»Wieso denn das?«

»Er hat Schande über seine Stadt gebracht und fiel in Ungnade.«

»Wann ist denn das geschehen?«

»Er hat in dem großen Turnier 10125 Contasta Ar gegen Centius aus Cos verloren.«

»Centius ist ein ausgezeichneter Spieler«, sagte ich. Das Turnier, von dem hier die Rede war, war zweifellos das Turnier auf dem Sardar-Jahrmarkt, das im En'kara jenes Jahres stattgefunden hatte. Es war jetzt fünf Jahre her, und ich hatte das Glück gehabt, das Spiel sehen zu können. Centius aus Cos, einer der besten, wenn nicht sogar der beste Spieler Gors, hatte in dieser Partie zum erstenmal die Verteidigung benutzt, die hinterher unter dem Namen Telnus-Verteidigung bekannt wurde. Tel-

nus war Centius' Heimatstadt und zugleich die Hauptstadt des Insel-Ubarats.

»Das macht keinen Unterschied«, sagte der Spieler.

»Ich denke eigentlich, daß es einen großen Unterschied macht«, sagte ich.

»Nein«, erwiderte er bitter. »Das tut es nicht.«

»Kennst du Scormus aus Ar?« fragte ich ihn.

»Nein«, sagte er wütend. »Ich kenne ihn nicht.«

»Das ist sicher die Wahrheit«, sagte ich. »Ich glaube nicht, daß du ihn kennst.«

»Und ich glaube nicht, daß wir noch einmal zusammen spielen sollten«, sagte er.

»Wie du willst.«

»Bist du noch immer da?« fragte Bina, die vom Kochfeuer kam. Sie trug einen Kessel voll Wasser, den Kessel, in dem Lady Yanina das Gemüse gewaschen hatte. Das Wasser war nun ziemlich verschmutzt, und in ihm schwammen zahllose Gemüseschalen. Vermutlich war Bina unterwegs, um den Kessel außerhalb des Lagers zu leeren.

»Offensichtlich«, sagte der Spieler und sah auf sie hinunter.

»Ich dachte, ich hätte dir gesagt, du sollst verschwinden.«

»Das habe ich nicht getan.«

»Du achtest also einfach nicht darauf, was man dir sagt?«

»Ich bin ein freier Mann«, erwiderte er. »Es ist mein Recht, ungehorsam zu sein.«

»Nun, ich kann auch ungehorsam sein, wenn ich will«, sagte Bina.

»Eine ungehorsame Sklavin?« fragte ich.

»Ich spreche nicht mit dir«, sagte sie. Boots hatte mittlerweile das Lager erreicht. Ich war davon überzeugt, daß Bina dies nicht wußte. Boots, der in seinen Einkäufen herumgestöbert hatte, sah überrascht auf.

»Ich will dich nicht hier im Lager haben«, sagte Bina

zu dem Spieler. »Ich habe dir gesagt, du sollst gehen. Deine Nähe macht uns krank! Du bist so häßlich! Keiner von uns will dich hier haben. Geh! Du ekelst uns alle an. Geh!«

»Du sprichst sehr mutig zu einem freien Mann«, sagte der Spieler. Auch er hatte nicht bemerkt, daß Boots wieder im Lager war. Ich sah ihn zwischen zwei Wagen stehen.

»Du bist ein Ungeheuer«, sagte Bina. »Verschwinde!«

»Du bist anmaßend«, meinte er.

»Ja, ich bin anmaßend«, sagte Bina.

»Ich rate dir nicht, auf diese Weise zu freien Männern zu sprechen«, meinte ich.

Einen Augenblick lang wurde sie bleich, aber als ich keine Anstalten machte, gegen ihr Benehmen einzuschreiten, wandte sie sich wieder trotzig dem Spieler zu. Boots beobachtete alles.

»Ja«, sagte Bina zu dem Spieler. »Ich bin anmaßend! Ich bin anmaßend zu dir! Und zwar ungestraft, denn du bist kein Mann! Du bist zu schwach, um mich zu bestrafen. Du bist nichts weiter als ein Tier, ein Ungeheuer, ein elendes, unterwürfiges, rückgratloses Ungeheuer! Du bist kein Mann! Du bist nur ein Ungeheuer, ein verachtenswerter Schwächling!«

Der Spieler sah sie nur an.

»Verschwinde!« schrie sie außer sich. »Verschwinde!«

»Bist du jetzt fertig?« fragte er.

»Dein Gewand ist staubig«, sagte sie. Das war natürlich der Staub, den sie früher am Nachmittag daraufgetreten hatte. »Ich bin eine Sklavin, laß es mich saubern machen!« Dann schleuderte sie ihm unvermittelt den Inhalt des Kessels entgegen und tränkte sein Gewand von der Brust abwärts.

»Auf die Knie, Sklavin!« brüllte Boots außer sich vor Zorn und trat von hinten an sie heran. »Den Kopf auf den Boden!«

Überrascht schrie Bina auf. Dann ließ sie auf der

Stelle den Kessel fallen und nahm die befohlene Haltung ein. »Herr!« rief sie am ganzen Leib zitternd. »Ich wußte nicht, daß du zurück bist.«

»Offensichtlich«, sagte Boots.

»Vergib mir, Herr!« flehte sie. Mittlerweile hatten sich die anderen Mitglieder der Truppe und die Sklavinnen einschließlich Lady Yanina um uns herum versammelt. Lady Telitsia war leichenblaß. Sie hatte eine Hand an den Mund gelegt. Mittlerweile hatte sie gelernt, was es hieß, auf Gor den Kragen zu tragen, und sie fürchtete sich davor, was man mit der ungehorsamen Bina tun würde. Auch Rowena zitterte.

»Was geht hier vor?« fragte Boots.

»Ich schlage vor, du läßt die Sklavin erzählen«, sagte ich.

»Das Ungeheuer hat dich verspottet und vielfach beleidigt, Herr!«, sagte Bina schnell. »Ich konnte es nicht länger ertragen! Und so riskierte ich mein Leben, um dem ein Ende zu machen, um deine Ehre zu verteidigen!«

»Ist das wahr?« fragte Boots den Spieler.

Wie durchtrieben dieses kleine Sleen-Weibchen doch war. Sie kannte die Strafe, die ihr möglicherweise für ihre Tat drohte. Jetzt verließ sie sich darauf, daß der Spieler ihre Geschichte bestätigte, um sie vor den schrecklichen Folgen zu bewahren, mit denen sie als hilflose Sklavin mit ziemlicher Sicherheit zu rechnen hatte.

»Stimmt das?« wiederholte der Theaterdirektor die Frage.

»Nein«, sagte der Spieler.

Bina schluchzte entsetzt auf.

»Sprich!« befahl Boots.

»Ich habe mich in Gegenwart freier Männer nicht hingekniet«, schluchzte sie. »Ich habe auf das Gewand eines freien Mannes getreten, ich habe Staub daraufgetreten. Ich war anmaßend.«

»Weiter«, sagte Boots.

»Ich habe einen freien Mann mit Wasser begossen.«

»Sonst noch etwas?«

»Herr?« fragte sie.

»Du erinnerst dich doch sicher, daß da noch etwas war.«

»Ich habe meinen Herrn angelogen«, weinte sie.

»Und hast du diese Dinge unabsichtlich oder absichtlich getan?«

»Mit Absicht, Herr. Gnade!«

»Was sollen wir mit dir anfangen?« fragte Boots.

»Sollen wir dich als Sleenfutter verkaufen? Oder dich mit glühenden Zangen quälen?«

»Bitte, Herr«, schluchzte Bina, warf sich auf den Bauch und umklammerte Boots' Knöchel. »Bitte, Herr!«

»Ich weiß, was ich tun werde. Jemand anders soll entscheiden, wie deine Strafe aussieht«, sagte der Theatertdirektor. »Und zwar derjenige, den du noch mehr als mich beleidigt hast unseren maskierten Freund, der Spieler.«

»Nein, Herr«, jammerte Bina. »Nicht er, bitte, nicht er!«

»Spieler?« fragte Boots.

»Das Gewand wird wieder trocknen«, sagte der Spieler. »Es ist mir gleichgültig. Darum soll sie von mir aus überhaupt nicht bestraft werden.«

Bina schluchzte erleichtert.

»Das kann ich nicht annehmen«, meinte Boots. »Sie muß bestraft werden.«

»Sie gehört dir«, meinte der Spieler. »Mach mit ihr, was du willst.«

»Auf die Knie, Sklavin«, befahl Boots.

Bina gehorchte.

»Der Spieler hat unglaubliche Gnade walten lassen«, sagte Boots.

»Ja, Herr.«

»Ich jedoch werde nicht so gnädig sein.«

»Ja, Herr«, flüsterte sie.

»Hör deine Bestrafung, Sklavin.«

»Ja, Herr.«

»Als erstes wirst du deine Schuhe abgeben.«

»Ja, Herr«, sagte sie erfreut, setzte sich hin und zog sie aus. Dann kniete sie wieder nieder und gab Boots die Pantoffeln. Unter anderen Umständen wäre dies eine passende und demütigende Strafe gewesen, da sie in aller Öffentlichkeit zurückgestuft wurde. Doch bei diesen vielen schwerwiegenden Vergehen war dieser Befehl fast schon lächerlich.

»Ich erwarte, daß du dich besserst«, sagte Boots.

»Ja, Herr«, sagte sie demütig mit gesenktem Kopf.

Aber ich sah ihr durchtriebenes Lächeln. Mit welch einer leichten Strafe war sie davongekommen! Mir entging nicht, wie sie dem Spieler einen verächtlichen, triumphierenden Blick zuwarf. Er war zu weich, zu schwach gewesen, um sich an ihr zu rächen. Und wie erfolgreich waren ihre Versuche gewesen, ihren Herrn zu beschwichtigen! Es hatte den Anschein, als könnte sie tun, was sie wollte, ohne mit einer Bestrafung rechnen zu müssen. Sie hatte gewonnen!

»Da ist noch etwas, Bina«, sagte Boots.

»Ja, Herr?«

»Sieh das Ungeheuer an.«

»Ja, Herr.«

Sie sah das Ungeheuer an. Der in Schwarz gekleidete, maskierte, hochgewachsene Spieler sah mit verschränkten Armen auf sie hinunter.

»Bis auf weiteres gehörst du ihm«, sagte Boots.

»Nein!« schrie Bina außer sich vor Entsetzen.
»Nein!«

Die anderen Sklavinnen stöhnten auf.

»Du wirst für ihn kochen, nähen und waschen und alle anderen Pflichten einer Sklavin erfüllen. Du wirst ihm gehorchen, als wärst du seine Sklavin.«

»Bitte, Herr, nein!« schluchzte sie,
»Es ist beschlossen.«
»Vielen Dank«, sagte der Spieler.
»Keine Ursache,«

Bina legte das Gesicht in die Hände und fing hemmungslos an zu weinen.

»Geh, Sklavin, geh in den Wagen deines derzeitigen Herrn«, sagte Boots. »Dort wartest du auf ihn.«

»Ja, Herr«, schluchzte sie, sprang auf und lief zum Wagen des Spielers. Die anderen Mädchen sahen ihr entsetzt nach. Keine von ihnen hätte gedacht, daß die Strafe so aussehen würde.

»Und was den Rest von euch Frauen angeht«, sagte Boots und klatschte in die Hände, »zurück an eure Arbeit.«

Die Mädchen verschwanden aus seiner Sicht, so schnell sie nur konnten.

»Für die Vorstellungen brauche ich sie natürlich«, sagte Boots zu dem Spieler. »Ich hoffe, das ist klar.«

»Selbstverständlich«, erwiderte der Spieler.

Boots wandte sich ab und ging zu seinem Wagen.

»Ich gratuliere«, sagte ich zu dem Spieler.

Er zuckte mit den Schultern.

»Freust du dich denn nicht?«

»Bis jetzt hat sich mein Leben allein um Kaissa gedreht«, antwortete er. »Was soll ich mit ihr?«

»Dir wird schon etwas einfallen«, meinte ich.

Er sah zu seinem Wagen. Die Tür war geschlossen. Das Mädchen würde im Inneren sitzen und ihn erwarten.

»Ja, das stimmt«, sagte er.

Ich umklammerte die Gitterstäbe des kleinen Zellenfensters und sah auf den Hof hinaus. Ich stand auf einem Tisch, den ich an die Wand geschoben hatte, um einen Blick nach draußen werfen zu können. Der schmalschulterige und dünnbeinige kleine Urtmann hockte auf seinem Stroh.

»Ich habe dich gewarnt«, hatte Boots in seinem Lager gejammert. »Aber du wolltest ja nicht hören!«

Vor fünf Tagen hatte ich in einem in der Nähe befindlichen Dorf Sa-Tarna-Korn gekauft, aus dem die Mädchen im Lager mit Hilfe von flachen Steinen, Sieben und Töpfen Mehl machen sollten. Das war billiger, als fertiges Mehl zu kaufen, mußte man doch die Arbeit der Bauersfrauen oder der Mühle zusätzlich bezahlen. Ich hatte den Sack auf den Schultern getragen, er war nicht schwer gewesen. Da kam plötzlich Lady Telitsia angelaufen und warf sich vor mir auf die Knie. »Lauf, Herr!« rief sie. »Lauf! Es sind Männer im Lager, die nach dir Ausschau halten!«

»Wer sind sie?« fragte ich. »Was wollen sie?«

Einen Augenblick später stürmten etwa zwanzig Tharlarion wie aus dem Nichts heran, brachten die Erde zum Erbeben und hüllten mich in Staubwolken ein. Ich war umzingelt. »Halt!« schrie ein Mann. »Keine Bewegung!« Armbrüste zielten auf mich. Ein großer, wie eine Fahne flatternder Umhang blähte sich hinter dem Anführer auf. Ich kannte den Umhang – genau wie seinen Träger.

»Fesselt ihn«, sagte Flaminius, der in den Diensten Belnars stand, des Ubars von Brundisium.

Männer sprangen zu Boden. Man zerrte mir den Sack Sa-Tarna-Korn von den Schultern, riß mir die

Hände auf den Rücken und legte mir eiserne Handschellen an. Einer der Männer fing das Ende einer langen Kette auf und ließ den daran befestigten Stahlreifen um meinen Hals einrasten. Flaminius band das andere Ende der Kette zweimal um seinen Sattelknauf. »So treffen wir uns wieder, Brinlar«, sagte er. »Oder soll ich sagen: Bosk aus Port Kar?«

»Ich bin Bosk aus Port Kar«, erwiederte ich.

Mehrere der Männer sahen sich unbehaglich an.

»Er ist gefesselt und liegt an der Leine«, sagte Flaminius zu seinen Männern. Er wandte sich wieder mir zu. »Wir haben dich gefangengenommen wie einen Sklaven.«

Ich zog an den Handschellen. Sie saßen fest, sie waren geschmiedet worden, um Männer zu halten, selbst Krieger.

»Wir haben beobachtet, wie der fette Kerl von der Schauspielertruppe etwas zu der Sklavin sagte«, sagte Flaminius. »Dann sahen wir, wie sie sich aus dem Lager schlich. Es war klar, daß sie dich warnen wollte. Dann brauchten wir ihr nur noch zu folgen, und die kleine nackte Schlampe hat uns direkt zu dir geführt.«

»Vergib mir, Herr«, stöhnte Lady Telitsia.

»Eigentlich wollten wir im Lager auf dich warten«, sagte Flaminius. »Aber so war es viel einfacher. Zum Beispiel hat es uns das Problem erspart, die Tharlarion verstecken zu müssen, die dich vielleicht mißtrauisch gemacht hätten.«

»Das hätten sie sicher«, sagte ich. »Wie habt ihr mich gefunden?«

»Du befindest dich auf dem Boden Brundisiums«, sagte er.

»Und?«

»Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, über alle Fremden Bescheid zu wissen, die sich innerhalb unserer Grenzen aufhalten«, fuhr er fort. Ich erinnerte mich, daß Boots mir erzählt hatte, daß man in Brundisium

aus einem unerfindlichen Grund die Sicherheit übertrieben ernst nahm. Anscheinend war sie noch strenger, als er gewußt hatte, und erstreckte sich auch auf jenseits der Stadtmauern.

»Ich hätte gedacht, daß eine Gruppe Schauspieler nur wenig Verdacht erregen würde«, meinte ich.

»Das ist richtig«, sagte er lächelnd. »Aber einer unserer Agenten hat sich eine eurer Vorstellungen angesehen.«

»Man hat mich erkannt?«

»Nein. Man hat Lady Yanina erkannt.«

»Ich verstehe.« Ich hätte natürlich Boots' Rat befolgen und ihr in dieser Nähe zu Brundisium die Haube aufsetzen sollen. Doch ich war der Überzeugung gewesen, noch weit genug von der Stadt entfernt zu sein, um so etwas berücksichtigen zu müssen. Ich fragte mich, aus welchem Grund hier so sehr auf die Sicherheit geachtet wurde.

»Wieso hat man sie erkannt?« fragte ich verwirrt.
»Sind in Brundisium alle freien Frauen so bekannt?«

»Das nun nicht«, sagte Flaminius. »Glücklicherweise war der betreffende Agent einer der Männer, die einst in Lady Yaninas Diensten standen. Er ist ein lüsterner Bursche, der sie ohne ihr Wissen in ihrem Zelt beobachtet hat wenn sie ohne Schleier ging.«

Ich lächelte. Es amüsierte mich, daß man Lady Yanina auf diese Weise beobachtet hatte. Wie wütend und beschämmt wäre sie gewesen, hätte sie erfahren, daß man sie heimlich beobachtete.

»Es war natürlich Lady Yanina, die uns deine Anwesenheit bei den Schauspielern verraten hat«, sagte Flaminius.

»Natürlich.«

»Unser Agent, der nun zu meinen Männern gehört, hat berichtet, daß sie gut aussah, als sie halbnackt an die Wurfscheibe gefesselt wurde.«

»Das tut sie«, stimmte ich ihm zu.

»Ich weiß«, sagte Flaminius. »Nachdem sie uns so eifrig von deiner Anwesenheit berichtet hat, war ich neugierig, und so habe ich dafür gesorgt, daß sie sich uns in ihrem Kostüm zur Schau stellt.«

»Es muß dir gefallen haben, sie auf diese Weise zu sehen, mit ausgebreiteten Armen an das Brett gefesselt.«

»Ja«, meinte er. »Es war beinahe so schön, wie sie im Sklavenkragen zu sehen.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Sie wartet im Lager«, sagte Flaminius. »Es war eine glänzende Idee von dir, der stolzen Lady Yanina einen Getreidesack zum Anziehen zu geben.«

»Vielen Dank.«

»Übrigens trägt sie ihn jetzt wieder; sie hat auch die Hände auf den Rücken gefesselt und ein Seil um den Hals.«

»Warum?«

»Ich glaube, es wird Belnar erfreuen, sie auf diese Weise zu sehen.«

»Das verstehе ich nicht. Hat sie dich denn nicht sofort über meine Anwesenheit bei der Schauspielertruppe informiert?«

»Das schon, aber im Augenblick steht sie bei Belnar nicht gerade in hohem Ansehen.«

»Warum nicht?«

»Dafür gibt es viele Gründe«, sagte er. »Zum Beispiel hatte sie Bosk aus Port Kar in ihrer Gewalt und ließ ihn entfliehen. Sie hat sich wichtige diplomatische Papiere abnehmen lassen. Ich habe sie in der Nähe des Sardar-Jahrmarktes sogar wie eine Sklavin unter einem Tisch angekettet gefunden. Und jetzt finde ich sie als hilflose Gefangene des Bosk aus Port Kar, die nur mit einem Sack bekleidet ist!«

»Ich verstehe.«

»Sie ist tief in seiner Gunst gefallen. Ich bin davon überzeugt, daß man ihr in Brundisium gerade eben er-

laubt, eine Sklaventunika zu tragen. Genauso wie ich davon überzeugt bin, daß man ihr Schuhe und Schleier verweigert.«

»Ausgezeichnet«, sagte ich.

»Belnar hat schon oft mit dem Gedanken gespielt, mit ihr kurzen Prozeß zu machen, ihr den Kragen anzulegen und sie einfach zu verkaufen.«

»Wirklich ausgezeichnet«, sagte ich. Es hatte den Anschein, als würde Lady Yaninas Aufstieg in Brundisium lange Zeit in Anspruch nehmen, falls er überhaupt jemals zustande kam.

»Wir kehren jetzt ins Lager zurück«, sagte Flaminius selbstzufrieden. »Dann reisen wir nach Brundisium. Da wir es eilig haben, wirst du auf dem Weg auf einem Tharlarion festgekettet. Wenn wir die Stadttore erreichen, werden du und Lady Yanina natürlich zu Fuß gehen, hilflos und in Ketten.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Übrigens«, fragte Flaminius, »was hast du mit den Dokumenten gemacht, die du Yanina abgenommen hast?«

»Sie waren wertlos«, sagte ich. »Da standen nur verwirrende Notizen über irgendwelche Kaissa-Spiele drauf. Ich habe sie weggeworfen.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte Flaminius. »Genau, wie ich es erwartet habe. Das habe ich auch Belnar gesagt.«

»Ich hatte gehofft, es würde sich um verkäufliche Botschaften handeln.«

»Wäre das der Fall gewesen«, lachte Flaminius, »hättest du dich zweifellos nicht umherreisenden Schauspielern anschließen müssen.«

»Das ist wahr.«

Dann hatte Flaminius sein Tharlarion langsam angetrieben, und ich war ihm notgedrungen gefolgt.

Ich umklammerte die Gitterstäbe des kleinen Zellenfensters und sah auf den Hof hinaus. Dort gab es etwa eine zehn Meter durchmessende, nicht sehr tiefe Grube, die von einem Eisengeländer umgeben war. Um die Grube herum erhob sich eine mehrstöckige runde Tribüne mit hellen Holzbänken, auf denen buntgekleidete, lautstark brüllende Zuschauer saßen. Ich blinzelte in die Sonne. Von den Hofmauern zurückgeworfen, war der Lärm schier ohrenbetäubend. Ich habe für solche Spektakel nicht viel übrig. Einige Männer haben an so etwas ihren Spaß; außerdem laden derartige Unternehmungen zum Wetten ein.

»Sehen dürfen, sehen dürfen«, quiekte der Urtmann, der hinter mir auf dem Stroh hockte. Er scharrete in dem Stroh herum, während er zu mir hochsah.

Ich wandte mich um und streckte ihm die Hand entgegen. Er huschte gelenkig über den steinernen Zellboden und sprang auf den Tisch. Dann klammerte er sich an meinem Arm fest, griff mit meiner Hilfe nach den Gitterstäben, schob die Unterarme an ihnen vorbei und hielt sich so an ihnen fest

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder dem Geschehen in der Arena zu.

Die drei Sleen, die sich in der Grube befanden, schlichen knurrend und mit peitschenden Schwänzen kaum dreißig Zentimeter über dem Boden in Kreisen um das Objekt ihrer Begierde herum. Das Ungeheuer stand aufrecht und mit jeder Faser seines Seins angespannt in der Mitte der Grube, angekettet an einen Pfahl.

In Port Kar war ein Anschlag auf mein Leben erfolgt. Die Spur dieses Attentatsversuchs führte auf nicht näher zu bestimmende Weise nach Brundisium. Diese Vermutung hatte sich bei meiner ersten Begegnung mit Lady Yanina und Flaminius ausreichend bestätigt. Ich war zu dem Schluß gekommen, daß zwischen Brundisium und den Priesterkönigen oder den Kurii eine Verbindung bestand. Im Verlauf der letzten Wochen war es

mir immer unwahrscheinlicher erschienen, daß es die Priesterkönige waren. Ich war anhand der Umstände zu dem Schluß gekommen, daß es die Kurii sein mußten. Nun mußte ich gezwungenermaßen die einst so überzeugende Hypothese fallen lassen.

Der angreifende Sleen stieß einen schrillen Schrei aus, der in einem plötzlichen panischen Quielen endete, als er fast in zwei Stücke gebissen zur Seite geschleudert wurde. Auch die beiden anderen Sleen griffen an und verbissen sich wie zwei Aale in der angeketteten Bestie. Die Zuschauer tobten. Der Bestie lief das Blut in Strömen an Armen und Beinen hinunter. Sie wälzte sich im blutigen Sand, kämpfte und wand sich, doch die Sleen ließen nicht los. Die Ketten klickerten, die Menge tobte, die Sleen jaulten auf.

»Schön! Schön! Wetten! Wetten!« rief der Urtmann neben mir und klammerte sich an dem Gitter fest.

Mir war klar geworden, daß in Brundisium weder Priesterkönige noch Kurii ihren Einfluß ausübten oder gar besondere Privilegien hatten.

Die Bestie in der Grube packte den Sleen, der sich in ihr Bein verbissen hatte, und brach ihm mit einem Prankenschlag das Genick. Dann pflückte sie sich den anderen Sleen vom Arm und stieß ihm die krallenbewehrte große Pranke in den geifernden Rachen, wühlte sich immer tiefer, bis sie die Lungen erreicht hatte, und brachte eine Handvoll davon ans Tageslicht. Dann schleuderte sie den Sleen zu Boden, warf den Kopf in den Nacken, öffnete die Schnauze mit den Reißzähnen, auf denen frisch vergossenes Blut glänzte, und schrie der mittäglichen Sonne, den Türmen Brundisiums und der Menge ihre Verachtung entgegen.

»Dreimal!« rief der Urtmann. »Dreimal! Weiterleben!«

Anscheinend hatte die Bestie die Grube nun bereits das dritte Mal überlebt.

»Wetten! Wetten! Wetten! Mich bezahlen!«

Jetzt näherten sich Soldaten mit angelegten Armbrü-

sten und Speeren der Bestie so vorsichtig wie möglich. Sie warfen Seile nach ihr und zogen die Schlingen zu. Das Ungeheuer schien sie kaum zu bemerken; es fraß einen der toten Sleen.

Nein, es war nicht sehr wahrscheinlich, daß Brundisium von den Kurii beherrscht wurde.

Ich blieb am Fenster stehen, bis die Bestie halb aus der Grube gezerrt und halb gestoßen wurde. Sie verließ sie knurrend, aber lammfromm. Sie zog noch immer ein Stück Sleen hinter sich her.

Das blutverschmierte Ungeheuer aus der Grube war ein Kur.

Ich fand dies natürlich ziemlich beunruhigend. Ein ganzes Bauwerk alles erklärender Hypothesen und wohlüberlegter Spekulationen war in sich zusammengestürzt. Nun sah es so aus, als hätten weder Priesterkönige noch Kurii etwas mit Brundisium zu tun. Aber warum war dann in Port Kar der Anschlag auf mich erfolgt und woher kam das offensichtliche Interesse, das einige maßgebliche Leute Brundisiums an meiner Person hatten? Wieso war ich wichtig für sie? Und was bedeuteten die Botschaften, die ich abgefangen hatte? So wie es aussah, waren sie für jemanden in Ar bestimmt gewesen. Ich verstand nichts mehr. Ich wußte nicht, was ich von alldem halten sollte. Eine Sache allerdings war klar. Ich steckte in Brundisium in einer Zelle, war der Macht meiner Häscher ausgeliefert.

Ich trat vom Fenster zurück und sprang zu Boden. Mein Mitgefänger folgte meinem Beispiel und zog sich auf sein Stroh zurück. Ich schob den Tisch zurück in die Mitte der Zelle, wo er wieder zwischen zwei Sitzbänken stand. In solch einer Zelle – sie war recht angenehm, was goreanische Zellen anging – dienen Tische und Bänke einem praktischen Zweck. Sie helfen, das Essen aus der Reichweite der Urts zu halten, und in der Nacht kann man darauf schlafen.

»An die Wand, auf die Knie!« erscholl eine Stimme.

Der Urtmann und ich gehorchten. Es war Essenszeit.

Am ersten Tag meiner Gefangenschaft hatte ich mich in Nähe des Gitters herumgetrieben, in der Hoffnung, den Gefangenewärter überwältigen zu können. Das hatte dazu geführt, daß ich an diesem Tag nichts zu essen bekam. Am nächsten Tag gehorchte ich, denn ich wollte mein Essen haben. Am Abend des zweiten Tages meiner Gefangenschaft, des vierten Tages nach dem Überfall auf der Straße, war der Urtmann in meine Zelle gestoßen worden. Ich war nicht sonderlich über seine Gesellschaft erfreut gewesen, aber er kannte sich mit dem Gefängnisalltag aus.

Der Gefangenewärter warf einen Blick in die Zelle. »Der Tisch ist bewegt worden«, sagte er. Vermutlich hatten ihm das die verwischten Abdrücke im Staub verraten. Ich hatte nicht gewußt, daß das verboten war. Denn in diesem Fall hätte ich den Urtmann an der Tür postiert, damit er mich beim Herannahen des Wärters hätte warnen und ich den Tisch sorgfältig an seinen Platz hätte stellen können. Ich hoffte, daß dieser neue Verstoß gegen die Regeln, falls es überhaupt ein Verstoß war, nicht mit Essensentzug bestraft wurde. Es war zwar nicht viel, aber ich wollte es haben.

Der Wärter stellte zwei Tabletts vor dem Gitter ab und schob sie mit dem Fuß durch die niedrige rechteckige Öffnung am Fuß der Zellentür. Er blieb stehen. Also durften wir uns dem Essen nicht nähern. »Bosk aus Port Kar«, sagte er und lachte. »Auf den Knien wartet er auf sein Essen!«

Ich würdigte ihn keiner Antwort. Ich wollte das Essen haben und war erleichtert, daß er das Tischeverrücken nicht beanstandet hatte. Da kam mir plötzlich der Gedanke, welch bemerkenswerte Tatsache es doch überhaupt war, daß ein Tisch in der Zelle stand. Normalerweise behandelten goreanische Gefängnisaufseher ihre Schützlinge nicht so fürsorglich. Warum hatte man uns nicht an die Wand gekettet und uns gezwun-

gen, mit Insekten und Ungeziefer um unser Essen zu kämpfen? Auf Gor verhätschelte man seine Gefangenen nicht. Ich fragte mich, ob der Tisch für einen bestimmten Zweck in der Zelle stand, vielleicht hatte ich sehen sollen, was draußen auf dem Hof geschah.

Der Wärter ging.

Der Urtmann sah mich verstohlen und ängstlich an.

Ich stand auf und holte mir mein Tablett. Ich stellte es auf den Tisch und setzte mich auf eine Bank.

Der Urtmann eilte zu seinem Essen und zog das Tablett schnell zu seinem Strohhaufen; es knirschte, als Metall über Stein schabte. Er stopfte das Essen schnell in sich hinein, wobei er mich keinen Augenblick lang aus den Augen ließ. Vermutlich hatte er Angst, ich könnte ihm etwas wegnehmen. Was mir auch nicht schwergefallen wäre, hätte ich es gewollt.

Draußen in dem Korridor ertönte ein tiefes Knurren, dem das Schaben von Krallen auf dem Steinboden folgte. Ich hörte außerdem mehrere Männer und Waffengeklirr. Einen Augenblick später führte man den Kur aus der Grube vorbei, stieß ihn in eine freie Zelle und befreite ihn dabei von seinen Seilen; die Kette um den Hals behielt er allerdings. Von dem Stück Sleen war nichts mehr zu sehen, entweder hatte er es aufgefressen, oder man hatte es ihm abgenommen. Er war langsam an uns vorbeigegangen, langsam und steif, als leide er große Schmerzen. Jetzt, da er nicht länger um sein Leben kämpfen mußte, erschien er erschöpft und schwach. Große Teile seines Fells waren mit getrocknetem Blut verklebt. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß er einen weiteren Kampf in der Grube überstehen würde. Als er an unserer Zelle vorbeigegangen war, hatten sich unsere Blicke gekreuzt. In seinen Augen funkelte unheilvoller Haß; ich war schließlich ein Mensch.

Ich blickte zu dem Urtmann hinüber. Er eilte flink auf seinen Strohhaufen zurück, ging in die Hocke und

sah mich an. Er hatte es fast bis zum Tisch geschafft. Sein Tablett war leer, und so lag die Annahme nicht fern, daß er geplant oder zumindest gehofft hatte, etwas von meinem Essen zu stehlen, solange ich von dem Kur auf dem Korridor abgelenkt wurde. Ich lächelte. Der kleine Mann kannte sich in der Tat mit dem Ablauf und den Gelegenheiten des Gefängnislebens aus.

Er wandte den Blick ab und gab vor, im Stroh nach Läusen zu suchen.

Er war ein Urtmensch. Er hatte ein langes schmales Gesicht mit ziemlich großen eiförmigen Augen. Schultern und Brust waren ebenfalls auffallend schmal, die Arme waren lang und dünn, die Beine kurz und spindel dürr. Für gewöhnlich bewegte er sich schnell und vornübergebeugt vorwärts, wobei die Fingerknöchel oft den Boden berührten und er ständig mit dem Kopf hin- und herschaukelte. Diese niedrige Gangart bewirkt, daß die Urtmenschen nicht in der großen Urt herde auffallen, in deren Mitte sie sich meistens bewegen. Manchmal ziehen solche Rudel durch besiedelte Gebiete, und niemand bemerkt, daß an ihrer Seite Urt menschen reisen. Die Rudel bieten ihnen Deckung und Schutz. Aus irgendeinem Grund, der mir entfallen war, griffen die Urts sie nur selten an. Manchmal richten sich die Urtmenschen unerwartet zu ihrer vollen Größe auf, sehen sich um und gehen dann noch gebückter weiter. Sie können sich außerordentlich leise bewegen, um dann ganz plötzlich in einen schnellen Lauf zu verfallen.

Ich machte ein leises klickendes Geräusch, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Sofort ruckte sein Kopf herum.

Ich winkte ihm zu, näher zu kommen.

Plötzlich richtete er sich zu seiner vollen Größe auf.

»Komm her!« sagte ich und unterstrich meine Worte mit einer Geste.

Aufgerichtet war der Urtmann etwa einen Meter zehn groß.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte ich und nahm ein Stück harte Larma vom Teller. Das ist eine feste apfelähnliche Frucht, die sich stark von der in Abschnitte geteilten saftigen Larma unterscheidet. Manchmal wird sie – vielleicht sogar passenderweise – auch Kernlarma genannt, wegen des großen Kerns. Ich hielt sie in die Höhe, damit er sie sehen konnte. Soviel ich wußte, waren Urtmenschen ganz versessen auf diese Frucht. Übrigens war eine Larma daran schuld, daß man meinen Mitgefangenen eingesperrt hatte. Er war beim Stehlen im staatlichen Obstgarten erwischt worden, und man hatte ihn mit einem Netz eingefangen, ihn in einen Sack gesteckt und ins Gefängnis geworfen. Das war vor sechs Monaten gewesen, wie mir der Wärter erzählt hatte, als er den Urtmann in meine Zelle gestoßen hatte.

Er kam vorsichtig näher. Dann hob er den langen Arm und wies mit dem langen Zeigefinger auf die Frucht. »Wette! Wette!« sagte er. »Bezahlen! Bezahlen!«

»Nein«, sagte ich. »Ich habe nicht mit dir gewettet.« Er bezog sich vermutlich auf die Wetten des Kuriikampfes, die heute morgen unter unserem Fenster abgeschlossen worden waren. Vermutlich hatte er die Begriffe von den Zuschauern aufgeschnappt. Ich wußte nicht, ob er überhaupt begriff, was das Wort Wette bedeutete.

»Ich schulde dir gar nichts«, sagte ich. »Sie gehört mir.«

Der Urtmann schrak ängstlich ein Stück zurück.

»Aber ich will sie dir geben.«

Er sah mich an.

Ich brach ein Stück von der Frucht ab und gab es ihm. Er schlängelte es hinunter, ohne mich aus den Augen zu lassen.

»Komm her«, sagte ich. »Hier herauf.« Ich zeigte auf die Tischoberfläche.

Er sprang mit einem Satz hinauf.

Ich brach noch ein Stück von der harten Frucht ab und gab es ihm. »Wie ist dein Name?«

Er stieß ein zischendes Quietschen aus, vermutlich seinen Namen. Soweit ich wußte, verständigten sich die Urtmenschen innerhalb eines Rudels mit Hilfe solcher Signale. Wie kompliziert oder aussagekräftig diese Signale waren, vermochte ich nicht zu sagen. Sie ähnelten den natürlichen Geräuschen der Urts. Auf diese Weise verschleierten die Urtmenschen vor Außenstehenden ihre Anwesenheit inmitten des Rudels und vermutlich auch vor den Urts selbst. Doch ich wußte, daß sich die Urtmenschen bei ihren seltenen Kontakten mit der Zivilisation mit einer Art Goreanisch verständigen konnten. Viele der Wörter bestanden nur noch im Kern, aber andere ähnelten interessanterweise stark archaischem Goreanisch, einer Sprache, die schon seit Hunderten von Jahren auf Gor nicht mehr gesprochen wird, von Mitgliedern der Kaste der Wissenden abgesehen.

Es bereitete mir jedoch kaum Schwierigkeiten, den Urtmann zu verstehen. Er schien recht klug zu sein, und sein Goreanisch unterschied sich beträchtlich von dem üblichen Kauderwelsch der Urtmenschen. Zweifellos war es im Gefängnis verbessert worden. Die Urtmenschen lernen schnell, sie sind vernunftbegabt. Manche Leute halten sie als Haustiere, doch in meinen Augen sind es menschliche Wesen – oder sie waren es zumindest einmal. Als vor langer Zeit einige der Urt-Arten Gefährten des Menschen wurden, gab es vielleicht auch Menschen, die sich den unablässig auf der Wanderschaft befindlichen Urts anschlossen, Reisegefährten, die sich sozusagen an denselben Tisch setzten.

»Wie nennt man dich hier?« fragte ich.

»Nim Nim«, sagte er.

»Ich heiße Bosk.«

»Bosk. Bosk«, sagte er. »Lieber Bosk. Netter Bosk.
Mehr Larma! Mehr Larma!«

Ich gab Nim Nim noch ein Stück von der Larma.

»Bosk will fliehen?« fragte er.

»Ja.«

»Böse Männer wollen Bosk Schreckliches antun.«

»Was denn?«

»Nim Nim Angst zu sagen.«

Ich ließ ihm Zeit.

»Kaum Zellen haben Tisch«, sagte er ängstlich. »Bosk nicht angekettet.«

Ich nickte. »Ich glaube, ich verstehe.« Da ich nicht angekettet gewesen war, hatte ich mit Hilfe des Tisches das grausame Spektakel in der Grube verfolgen können. Die Andeutungen des kleinen Urtmannes gaben mir reichlich Stoff zum Nachdenken. Ich erschauderte. An diesem Ort mußte man mir einen großen Haß entgegenbringen.

»Mehr Larma!« sagte Nim Nim. »Mehr Larma!«

Ich gab ihm noch ein Stück. Es war nicht mehr viel übrig. »Sie wollen mich in die Grube stecken«, dachte ich laut nach.

»Nein«, sagte Nim Nim. »Schlimmer. Viel schlimmer. Nim Nim helfen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Bosk will fliehen?«

»Ja.«

»Mehr Larma!«

Ich gab ihm das letzte Stück.

»Bosk will fliehen?«

»Ja«, sagte ich.

»Nim Nim helfen.«

»Da!« quiekte der kleine Urtmann. »Da! Da! Das Volk! Nim Nim fliehen! Nim Nim frei!«

Wir waren durch einen Durchgang zwischen zwei Felsen gekommen und rutschten einen kleinen Hügel hinunter. Es war kurz vor der zehnten Ahn, dem goranischen Mittag. Wir hatten die Stadt am frühen Morgen verlassen. Wir waren nackt. Mein Unterleib war von der Flucht durchs Unterholz und den schmalen Abwässerkanälen schmutzig und voller Blut, das aus zahllosen kleinen Schnitten und Schürfwunden stammte. »Nim Nim guter Urt!« hatte er mir gesagt. »Urts finden Weg!«

Der Kerkerwärter war noch vor Sonnenaufgang mit fünf bewaffneten Wärtern in unserer Zelle erschienen. »Ausziehen und ab in die Badezisterne«, hatte er befohlen. »Wascht eure stinkenden Körper.«

Man nahm uns die Ketten ab. Alles war sehr merkwürdig gewesen. Auf Gor erhalten Gefangene nur selten das Privileg, ein Bad zu nehmen, gleichgültig, ob es sich um Männer oder Frauen handelt. Vielleicht hatte man ja für uns etwas Besonderes geplant.

Die drohende Bewegung der Waffen ließ uns gehorchen. Wir zogen uns aus.

»Laßt eure Sachen dort liegen«, sagte der Gefängniswärter. »Schert euch in die Badezisternen.«

Man stieß uns mit Speerspitzen durch eine massive Holztür.

»Wascht euch ordentlich«, sagte ein Wärter lachend.

»Ja, wir wollen nicht, daß euer Gestank die Zuschauer beleidigt!« rief ein anderer.

Sofort dachte ich an die Grube und das brüllende, wettende, enthusiastische Publikum. Aber Nim Nim

hatte mir gesagt daß man etwas viel Schlimmeres mit mir vorhatte.

»Habt doch Mitleid mit den armen Sleen.«

»Du willst doch nicht, daß ihnen schlecht wird, oder?« Das sollte wohl ein Scherz sein. Der Sleen ist eines der am wenigsten währerischen Tiere Gors. Er macht den Tarsk, den man gewöhnlich für sehr schmutzig hält, zu einem Ästheten. Die Bemerkungen ließen mich wieder an die Grube im Hof denken.

Die schwere Tür der Badezisterne schloß sich hinter uns. Ich hörte, wie der Riegel umgelegt wurde. Es war sehr dunkel in dem Raum. Unter der Tür kam nur sehr wenig Licht durch. Hoch oben in der Wand gab es ein schmales verschlossenes Fenster, durch das ein paar Lichtstrahlen den Weg herein fanden.

»Es ist schwer, hier etwas zu sehen«, sagte ich.

»Nim Nim sehen«, sagte der Urtmann und packte mit beiden Händen mein Handgelenk. Er fing an, mich durch den Raum zu zerren. Einmal trat ich in eine seichte Vertiefung, die zu einer Zisterne führte. In der Luft lag ein merkwürdiger Geruch. Vermutlich war dieser Raum unter dem Gefängnis eher eine Senkgrube als ein Bad. Nach einigen Augenblicken hatten sich meine Augen an das Zwielicht gewöhnt. Die Augen der Urmenschen gewöhnen sich schneller an die Dunkelheit.

»Hier, hier«, sagte Nim Nim eifrig. Er führte mich zu einem Gitter im Boden. »Nim Nim nicht stark genug!«

Ich packte die Gitterstäbe und zog. Der Rahmen schien sehr fest in dem Zement zu sitzen. Doch an einer Ecke hob er sich ein winziges Stück. Er war unglaublich schwer. Es überraschte mich nicht, daß der Urtmann ihn nicht bewegen konnte. Sicher gab es viele Männer, die ihn nicht hätten heben können.

»Zieh! Zieh!« sagte Nim Nim.

»Ich kann ihn nicht bewegen«, sagte ich.

»Zieh! Zieh!« sagte Nim Nim.

Ich ging ein Stück in die Hocke, dann setzte ich die Kraft meiner Oberschenkel ein und zog stückchenweise. Die Seite, die sich eben ein Stück gehoben hatte, bewegte sich, begleitet von den Geräuschen sich lösen den Mörtels. Vermutlich war der Mörtel in den vielen Jahren durch die Feuchtigkeit mürbe geworden.

»Sieh doch! Sieh doch!« flüsterte Nim Nim.

Ich kippte das schwere Gitter zur Seite.

Nim Nim sprang in die kreisrunde dunkle Öffnung. Einen Augenblick später quetschte ich mich, halb betäubt von dem Gestank, an den glitschigen Rändern vorbei und folgte ihm.

Nun standen wir auf einem kleinen Hügel, einige Pasang von den Mauern Brundisiums entfernt; es war kurz vor Mittag. Vor dem Fuß der Anhöhe hatten wir aus dem Boden aufsteigende Felsblöcke überklettern müssen. In dieser Gegend gab es viel Gestein, man hätte es mühelos abbauen können. Die Felsblöcke schienen den zerklüfteten Rand eines riesigen, uralten natürlichen Beckens zu bilden, den die Elemente hatten zerbröckeln lassen. Die Felsen mit ihren Durchgängen und Spalten umschlossen ein etwa zwei Pasang durchmessendes Gebiet. Nim Nim hatte auf meinen Schultern gesessen und mich an diesen Ort geführt. Jetzt sprang er zu Boden.

»Nim Nim in Sicherheit!« rief er und zeigte aufgeregt in das flache Tal vor uns. Dort unten tummelte sich das ›Volk‹, wie Nim Nim es nannte. Ich hatte noch nie eine so große Urtherde gesehen. Es waren mindestens vier- bis fünftausend Tiere.

»Halt!« rief eine befehlsgewohnte Stimme.

Ich fuhr herum.

»Gute List! Gute List!« rief Nim Nim. »Nim Nim guter Urt! Keine Grube für Bosk! Schlimmer! Viel schlimmer! Nim Nim helfen! Nim Nim helfen!«

Ein unbehagliches Gefühl setzte sich in meiner Ma-

gengrube fest, und mir fielen wieder seine Worte in der Zelle ein. Ich hatte sie nicht sofort verstanden und war dann zu dem Schluß gekommen, daß mir der Urtmann bei der Flucht helfen wollte, wie es ja später auch den Anschein gehabt hatte. Jetzt begriff ich, daß Nim Nims Zellenverlegung kein Zufall gewesen war. Er hatte von Anfang an im Dienst meiner Feinde gestanden.

»Nim Nim helfen!« rief er fröhlich. »Nim Nim helfen! Nim Nim guter Urt! Nim Nim jetzt frei!«

»Knie nieder, Bosk aus Port Kar«, sagte Flaminius. Ich gehorchte. An Flaminius' Seite standen der Gefängniswärter und seine Kameraden. Einige richteten Armbüste auf mich. Viel gefährlicher war jedoch der Mann, der die Leinen von drei knurrenden Sleen in der Hand hielt.

»Es ist ein schöner Anblick, wie Bosk aus Port Kar nackt vor Männern aus Brundisium kniet«, sagte der Gefängniswärter.

»Kommst du aus Brundisium?« fragte ich Flaminius.

»Ich stehe in Diensten Brundisiums«, antwortete er.
»Aber meine Heimatstadt ist Ar.«

Der Triumph in der Stimme des Gefängniswärters blieb mir unerklärlich. Brundisium war mit Ar verbündet, nicht mit Tyros oder Cos. Ich schätzte die Entfernung zwischen mir und dem Wärter ab. War es möglich, ihm das Genick zu brechen, bevor sich Armburstbolzen in meinen Körper bohrten? Vermutlich nicht.

Flaminius' Akzent erinnerte tatsächlich an Ar, jetzt, da ich darüber nachdachte. Solche Dinge lassen sich manchmal nur mühsam festlegen. Außerdem wies sein Akzent nicht sehr deutlich auf Ar hin; vermutlich lag sein letzter Besuch in dieser Stadt Jahre zurück.

»Ich dachte, du wolltest dich waschen«, sagte Flaminius mit einem Grinsen. »Statt dessen hat es den Anschein, als könntest du dringend ein Bad gebrauchen.«

Darauf gab ich ihm keine Antwort.

»Hat es dir Spaß gemacht, durch die schmutzigen Abwasserkanäle Brundisiums zu kriechen?«

Ich sagte kein Wort.

»Allerdings haben die frische Luft und die Sonne ohne jeden Zweifel einen Teil des Gestanks entfernt.«

Seine Begleiter lachten.

»Übrigens werden in diesem Augenblick die verschiedenen Gitter wieder repariert, die wir deinetwegen gelockert oder entfernt hatten; einige der Kanäle werden wieder schmäler gemacht.«

Ich sah ihn an.

»O ja«, meint er, »Das ist alles von langer Hand vorbereitet worden.«

»Wäre es nicht einfacher gewesen, mich im Gefängnis zu erschlagen?« fragte ich.

»Das schon«, antwortete Flaminius. »Aber es hätte weniger Spaß gemacht.«

»Ich verstehe.«

»Die Vergünstigungen in deiner Zelle, ihr Standort und so weiter sollten dich nervös machen und dich ermuntern, Fluchtpläne zu schmieden.«

»Ich glaube nicht, daß ich dazu ermuntert werden mußte.«

»Offensichtlich nicht«, sagte er. »Uns ist natürlich nicht entgangen, daß du dein Bettzeug nicht benutzt hast. Das war sehr schlau von dir. Ohne einen derartigen Gegenstand ist es natürlich viel schwieriger, einen Sleen auf deine Spur zu setzen.«

»Ich hatte angenommen, du würdest mich in die Grube stecken.«

»Genau das solltest du ja auch fürchten. Andererseits erschien es politisch unklug, Bosk aus Port Kar, einer Stadt, die Brundisium zumindest theoretisch neutral gegenübersteht, öffentlich in einer unserer Arenen töten zu lassen. Zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt.«

»Das glaube ich auch«, sagte ich. Einige Männer

Brundisiums wie beispielsweise die Gefängniswärter, ein paar Soldaten und Beamte kannten mich. Unter solchen Umständen wäre es schwergefallen, den Zuschauern eines derartigen öffentlichen Spektakels meinen Namen zu verheimlichen.

»Aus diesem Grund haben wir deine Flucht vorbereitet«, fuhr Flaminius fort. »Ohne ein Risiko einzugehen.«

»Kein Risiko?«

»Nein. Was glaubst du, wie wir dir so unauffällig folgen und dir einen Vorsprung von einer Ahn lassen konnten, bis wir dich zu unseren Bedingungen an diesem Ort stellen konnten?«

Ich sah zu der Urtherde im Tal hinunter. »Ich wurde absichtlich an diesen Ort gebracht.«

»Natürlich«, sagte Flaminius. »Aber selbst wenn du den Rat unseres kleinen Freundes hier in den Wind geschlagen hättest, hätten wir dich mühelos aufgespürt und dich dann hierhergebracht.«

»Die Sleen.«

»Genau«, sagte er, »Sieh her,« Er gab einem Mann, der neben dem Burschen mit den Sleen stand, ein Zeichen. Der zog die zerrissene Tunika, die ich in der Zelle getragen hatte, aus dem Sack.

»Sehr schlau.«

Die Wärter hatten Nim Nim und mich vor der Badestube gezwungen, uns nackt auszuziehen, was zu dieser Zeit völlig unverdächtig erschienen war. Jetzt begriff ich, daß es zu Flaminius' Plan gehört hatte. Nachdem man hinter uns die Tür geschlossen hatte, hatten die Wärter meine Kleidung genommen und waren damit zu den Sleengehegen gegangen. Danach war es später nur noch nötig gewesen, außerhalb der Stadtmauern an einer der Kanalöffnungen unsere Spur aufzunehmen.

»Sieh her«, sagte Flaminius und grinste.

Der Mann hielt den Sleen meine Tunika hin. Sofort

stürzten sie sich knurrend und voller Wut auf das Kleidungsstück und verbissen sich darin.

»Das reicht«, sagte Flaminius,

Der Mann brüllte die Sleen an, doch die Tiere ließen nicht los, und er mußte ihnen die Tunika mit Gewalt entreißen. Obwohl er ihr Führer war und sie zweifellos darauf trainiert waren, ihm und vermutlich ihm allein zu gehorchen, mußte er sich dabei ganz schön anstrengen.

Flaminius nahm ihm die Tunika ab und sah mich an. »Seht euch Bosk aus Port Kar an«, sagte er lachend. »Seht ihn, wie er nackt vor uns kniet, aus Angst zu einem Fluchtversuch verleitet, in dem Glauben gelassen, seine Flucht sei erfolgreich gewesen, nur um seine Hoffnungen zu vernichten. Jetzt begreift er, daß er uns niemals entkommen ist. Seht euch den dummen, überlisteten Narren an!«

Ich schwieg.

»Bist du neugierig, wie dein Schicksal aussehen wird?«

»Ja.«

Flaminius warf mir die Tunika zu, die er dem Sleenführer abgenommen hatte. Die Zähne der wütenden Sleen hatten nur noch Fetzen übrig gelassen. »Zieh sie an«, befahl er. »Nein, steh nicht auf. Zieh sie auf den Knien über.«

Die Männer lachten, als ich mir auf den Knien die Fetzen über den Kopf zog. Die Sleen starnten mich gierig an.

»Wäre ein Schlag mit dem Schwert nicht schneller?« fragte ich.

»Das schon, aber nicht halb so vergnüglich«, sagte Flaminius.

»Vielleicht solltest du dann einen Schritt zurücktreten, damit du beim Angriff der Sleen nicht verletzt wirst«, schlug ich vor.

»Bleib auf den Knien«, warnte er mich.

»Ich bin ziemlich verwirrt, was einige Dinge betrifft«, sagte ich. »Vielleicht ist das hier der richtige Moment, um eine Erklärung zu verlangen. Darf ich also fragen, welches Interesse du oder deine Gruppe eigentlich an meiner Person haben? Warum zum Beispiel wurde der Bursche namens Babinius nach Port Kar entsandt, um mich zu töten? Aus welchem Grund ist das geschehen? Und warum wollte jemand in Brundisium, daß man mich gefangennimmt? Wer interessiert sich für mich – und vor allem: aus welchem Grund?«

»Du erhieltest gern von mir eine Antwort auf diese Fragen, nicht wahr?« fragte Flaminius.

»Ja.«

»Ich werde sie dir aber nicht beantworten.«

Ich ballte die Fäuste. Die Männer lachten.

»Aber du darfst nicht glauben, daß wir nicht zu großzügigen Gefälligkeiten fähig sind oder daß wir keine Gnade kennen.«

»Tatsächlich?«

»Wir sind bereit, dich dein Schicksal selbst wählen zu lassen«, sagte er. »Und wir sind dazu bereit, dir eine gewisse Zeit zuzugestehen, in der du dir über deine Wahl qualvoll den Kopf zerbrechen darfst.«

»Ich verstehe nicht.«

»Du hältst es doch sicherlich für keinen Zufall, daß wir unseren kleinen Freund hier in unsere Pläne mit eingeschlossen haben. Du hältst es doch sicherlich für keinen Zufall, daß du an diesen Ort gebracht worden bist.«

»Das wohl kaum«, erwiederte ich. Mir lief ein Schauder über den Rücken.

Nim Nim sprang schadenfroh auf und ab. »Nim Nim helfen. Nim Nim guter Urt!« quiekte er.

»Geh, kleiner Urt«, sagte Flaminius freundlich. »Lauf zu deinem Volk.«

»Nim Nim schlau«, rief er. »Nim Nim überlisten Bosk.«

»Eil in die Heimat, kleiner Urt«, sagte Flaminius freundlich.

Nim Nim sah mich mit seinen ovalen Augen an, die aus dem schmalen langen Gesicht blickten. »Schlimmer als Grube«, sagte er. »Schlimmer. Viel schlimmer. Nim Nim helfen. Nim Nim überlisten Bosk. Zu schade, Bosk!«

»Beeil dich«, drängte Flaminius.

Nim Nim hastete den grasigen Hügel hinunter und eilte dem riesigen Rudel Urts entgegen. Flaminius lachte. Einige der Männer taten es ihm nach. Es war ein häßliches Lachen.

»Du wirst dich jetzt auf den Knien langsam umdrehen«, sagte Flaminius. »Dann wirst du aufstehen und den Hügel hinuntergehen. Am Rand der Herde bleibst du stehen. Wir werden eine Zeitlang hier auf dem Hügel warten. Du wirst die ganze Zeit unter Beobachtung stehen. Solltest du den Versuch unternehmen, zur Seite zu laufen, um die Herde zu umgehen, werden wir sofort die Sleen von der Leine lassen. Du mußt in die Herde eindringen. Tust du das nicht, werden wir nach einiger Zeit die Sleen loslassen, und die werden sich auf dich stürzen, wo auch immer sie dich finden. Hast du das alles verstanden?«

»Ja.«

»Ich frage mich, was du wählen wirst«, sagte Flaminius.

»Ich wette, er wagt sich in das Rudel«, sagte einer der Männer.

»Ich wette, er wartet auf die Sleen«, sagte ein anderer Mann.

»Wir wollen dich in deiner Entscheidung nicht beeinflussen«, sagte Flaminius. »Aber wir haben in ähnlichen Situationen die Erfahrung gemacht, daß der Betroffene wartet, bis die Sleen ihn fast erreicht haben, und dann kopflos in das Rudel hineinläuft. Aber es wäre jedesmal besser gewesen, er hätte auf die Sleen gewartet.«

»Sleen sind schneller«, sagte der Sleenführer.

»Jedoch hat kaum einer den Mut, auf sie zu warten«, sagte der Gefängniswärter.

»Was wirst du tun, Bosk aus Port Kar?« fragte Flaminius.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

»Eine ausgezeichnete Antwort«, meinte Flaminius. »Viele Männer glauben, sie wissen, was sie tun werden, aber wenn der Augenblick kommt, dann entdecken sie, daß alles ganz anders als vermutet ist. Manchmal erfährt derjenige, der sich für einen mutigen Mann hält, daß er ein Feigling ist, und manchmal entdeckt der Feigling, daß er sehr mutig ist.«

Ich wandte mich langsam auf den Knien von ihm ab und stand dann ebenso langsam auf.

»Ganz langsam«, warnte Flaminius.

Ich ging den Hügel hinab, direkt auf die Urtherde zu. Nim Nim hatte sich noch nicht zwischen die Tiere gedrängt. Vermutlich wollte er sehen, wie ich mich entschied.

Ich blieb ein paar Meter vor dem Rudel stehen. Die meisten der Tiere schenkten mir keine Beachtung. Doch ein paar von ihnen betrachteten mich mißtrauisch. Natürlich achtete ich darauf, die kritische Entfernung nicht zu überschreiten. Ich sah zurück zum Hügel. Dort standen Flaminius und seine Leute mit den Sleen. Mir blieben bestimmt ein paar Ehn, bevor sie die Sleen von der Leine ließen. Meine Feinde erwarteten offensichtlich von mir, daß ich mir in dieser Zeit voller Angst den Kopf darüber zerbrach, welche Todesart ich wählen sollte. Es ist unnötig zu erwähnen, daß mir keine der beiden Alternativen besonders zusagte. Ich betrachtete das Rudel der Urts. Ich hatte noch nie eines von vergleichbarer Größe zu Gesicht bekommen. Es waren unzählige Tiere, und der Gestank war schier überwältigend. Von meinem Standpunkt aus erstreckte sich das Rudel auf jeder Seite eine Viertelpasang in die

Länge. Bei dem Versuch, dorthin zu laufen, würde man zweifellos sofort die Sleen auf mich hetzen. Sie würden mich in wenigen Ihn erreicht haben.

Ich konzentrierte mich wieder auf das Rudel. Es beanspruchte eine Fläche von zweihundert, vielleicht sogar dreihundert Metern. Nicht einmal ein Sleen würde es schaffen, sich durch eine derart dichte Masse dieser bösartigen Kreaturen zu kämpfen. Auf keinen Fall. Ich strich über die Fetzen, die ich am Leib trug. Sleen sind unermüdliche Jäger und furchtlose, hartnäckige Verfolger, sehr hartnäckige Verfolger,

Ich blickte zu Nim Nim hinüber, der ein paar Meter von mir entfernt stand. Er war den Urts viel näher, offensichtlich dazu bereit, in dem Rudel unterzutauchen, sollte ich mich auf ihn zubewegen.

»Nim Nim sicher hier!« rief er. Er zeigte auf das Rudel. »Das Volk tut Nim Nim nichts Böses an!«

Ich fragte mich, ob sich in diesem Rudel noch andere Urmenschen verbargen. Wenn dem so war, blieben sie versteckt. Natürlich verbringen sie nicht ihr ganzes Leben in einem Rudel, doch sie bleiben fast immer in seiner Nähe und verlassen es höchstens für kurze Zeit. Nim Nim hatte man in einem Obstgarten gefangen genommen.

»Bist du sicher, daß das hier dein Volk ist?« fragte ich mit einer gewissen Neugier. Für mich sah ein Urt wie das andere aus, obwohl es sicher möglich war, nach einer gewissen Zeit einzelne Tiere voneinander zu unterscheiden.

»Ja«, sagte Nim Nim stolz. »Dort ist...« (Er machte ein pfeifendes Geräusch.) »Und da hinten steht...« (Wieder erfolgte ein Pfeifen.) »Und das da ist unser Anführer.« Er zeigte auf ein großes Urt mit abgebrochenen Stoßzähnen und dunklem Fell, winzigen Augen und grauer Schnauze, das die sagenhafte Schulterhöhe von mindestens einen Meter zwanzig aufwies; es war ein für diese Gattung geradezu riesiges Exemplar.

Ich zweifelte keinen Augenblick lang, daß Nim Nun wußte, wovon er sprach. Dies war sein Rudel. Da bestand kein Zweifel.

»Das Volk reißt Bosk in Stücke!« rief Nim Nim. »Das Volk tut Nim Nim nichts an! Nim Nim gehört zum Volk! Nim Nim sicher!«

Ich sah zum Hügel. Die Sleen lagen noch an der Leine.

»Nim Nim Bosk überlistet!« sagte der Urtmann. »Nim Nim schlau! Nim Nim wieder frei! Nim Nim in Sicherheit!«

Ich fragte mich, woran es lag, daß sich die Urmenschen in einem aus Tieren bestehenden Rudel frei bewegen konnten. Ich wußte, daß selbst Urts manchmal von ihren Artgenossen in Stücke gerissen wurden, wenn sie sich einem fremden Rudel näherten. Woher kam es dann, daß sich die Urmenschen, bei denen es sich ja offensichtlich um Menschen oder doch zumindest um menschenähnliche Wesen handelte, ungestraft in ihrer Mitte bewegen konnten? Es ergab keinen Sinn. Aber es mußte eine Erklärung geben, eine erwiesene wissenschaftliche Erklärung. Vielleicht festigte irgend etwas die Stellung der Urmenschen innerhalb des Rudels. Ich sah, wie der Rudelführer, den Nim Nim mir gezeigt hatte, mich ansah. Das Tier erweckte nicht den Eindruck, als könne es mich gut erkennen. Urts sind eher kurzsichtig. Es hob die Schnauze und schnüffelte in meine Richtung, Plötzlich stellten sich meine Nackenhaare auf. »Geh nicht zum Rudel!« rief ich Nim Nim zu. »Bleib stehen!«

»Bosk will Nim Nim weh tun!« rief er und trat einen Schritt an das Rudel heran.

»Geh nicht zum Rudel!« rief ich. »Ich bleibe hier stehen! Ich werde nicht näher kommen! Ich tue dir nichts! Bleib von dem Rudel weg!«

Nim Nim war in einem staatlichen Obstgarten gefangen genommen worden. Er war in Brundisium ein-

gesperrt worden. Das war vor mindestens sechs Monaten gewesen. Ich erinnerte mich an das Gelächter der Männer als Nim Nim seinem Rudel entgegengeeilt war. Und ich dachte an die von der Statur her zarten Priesterkönige in ihrem von Tunneln und Gemächern durchzogenen Schlupfwinkel unter dem Sardargebirge.

»Bleib von dem Rudel weg!«

Nim Nim schoß wie der Blitz in die Herde hinein.

»Nein!« Es hatte fast den Anschein, als würde er in den Bestien waten. Dann zogen sich die Tiere von ihm zurück und ließen ihn auf einer freien Stelle stehen, die wie ein abgetrennter, einsamer, von einem braungelben Meer eingeschlossener Kreis war, ein Meer mit Augen und Reißzähnen, ein Meer, das vor ihm zurückgewichen war und ihn jetzt umschloß. Ich sah, daß er nicht begriff, was da geschah.

»Komm da heraus!« rief ich ihm zu. »Komm da heraus, solange du noch kannst!«

Augen musterten ihn von allen Seiten. Schmale spitze Schnauzen hoben sich mit bebenden, zuckenden Nüstern.

Nim Nim stieß beruhigende Laute aus. Er pfiff und zischte. Vermutlich verständigten sich die Urtmenschen auf diese Weise untereinander. Vielleicht benutzten die Tiere selbst einige dieser Signale. Die Urts wurden immer aufgeregter. Sie zitterten. Ihr Verhalten war nun von fast fieberhafter Anspannung.

»Komm da raus!« rief ich.

Plötzlich stieß ein Urt ein wütendes, durchdringendes, schrilles, schreckliches Quiaken aus. Eine heftige Bewegung schien sich in dem Rudel fortzupflanzen. Man sah es den Tieren deutlich an, ihrem Rücken und dem Fell, der plötzlichen Starrheit, der eine zitternde Unruhe folgte, die das gesamte Rudel, das bis jetzt einen so friedlichen Eindruck erweckt hatte, unvermittelt in einen ruhelosen, brodelnden See bösartiger Energie verwandelte.

»Komm da raus!« schrie ich ihn an.

Das nächste Tier in dem Nim Nim umgebenden Kreis nahm das ohrenbetäubende, wütende Quiaken auf, dann ein weiteres und noch eins. Die Urts fingen an, unkontrolliert zu zittern; die Augen quollen ihnen aus den Höhlen; das Fell sträubte sich mit einem Kniestern statischer Elektrizität; sie legten die Ohren flach an den Schädel an. Jedes Mitglied des riesenhaften Rudels schien sich jetzt in diese Richtung und auf diesen Laut zu konzentrieren. Einige der Tiere drängten sich der Quelle des Quiekens entgegen, einige kletterten oder sprangen sogar über die Rücken der vor ihnen stehenden Artgenossen. Mittlerweile stieß jedes Urt in dem Kreis um Nim Nim den furchteinflößenden Ruf aus. Dann schloß sich das ganze Rudel an. Der Laut hallte in die Gegend hinaus, prallte gegen die Steine und Felsen des natürlichen Kessels, kehrte als Echo zurück und marterte das Ohr, zerriß die Luft und erweckte den Anschein, als müßte er selbst die Wolken, die scheinbar vor ihm die Flucht ergriffen, den Himmel, vielleicht sogar die ganze Welt zum Erzittern bringen. Es hätte mich nicht gewundert, wenn man ihn sogar in Brundisium gehört hätte.

Ich legte die Hände an den Mund. »Komm da weg!« schrie ich.

»Ich nicht können!« brüllte Nim Nim.

Da griffen die Tiere an und stürzten sich auf ihn. Er versuchte, ihnen auszuweichen und aus dem Rudel herauszukommen. Ich sah ihn zweimal fallen und jedesmal wieder aufstehen. Als er den Rand des Rudels erreichte, fehlten ihm eine Hand und ein Fuß. Aber er konnte nicht länger stürzen, da sich die Tiere so dicht um ihn herumdrängten. Einige hatten ihm die Zähne in den Körper geschlagen und bissen Stücke heraus. Als er nur noch wenige Meter von mir entfernt war, hatte er die Hälfte seines Gesichts verloren. Sein Kopf rollte wild hin und her. Ich war nicht einmal sicher, ob er

überhaupt noch lebte, bis ich seine Augen sah. Voller Zorn sprang ich ihm entgegen und riß die Urts von ihm fort. Manche packte ich am Nacken, andere an den Hinterbeinen; ich schleuderte sie ins Rudel zurück. Sie stürzten sich weiter auf ihn und schienen mich gar nicht zu bemerken. Ich war mitten unter ihnen. Ich packte ein Urt, stieß die Hände unter die Vorderpfoten, verschränkte die Finger hinter dem Hals und brach ihm das Genick. Ich warf es hinter mich. Andere Urts drängten heran; viele von ihnen quiekten und versuchten, über ihre Artgenossen zu klettern, um den tödlich verletzten Nim Nim zu erreichen. Da wich ich vor dem Rudel zurück, wobei ich bei jedem Schritt mit den Beinen gegen Urts stieß. Ich sah, wie zwischen den braunen Körpern Stücke von Nim Nim in das Rudel hineingezerrt wurden. Dann stand ich wieder einen Meter vom Rudel entfernt. Ich zitterte am ganzen Körper. Dann erbrach ich mich ins Gras.

Jetzt wußte ich, daß sich die Tiere am Geruch orientierten. Es mußte einen herdenspezifischen Geruch geben. Verströmte ihn jemand, wurde er angenommen. Fehlte der Duft, war man ein Feind und wurde angegriffen. Das schreckliche, schrille und durchdringende Quieken, das auf die anderen Rudelmitglieder eine solche Wirkung gehabt hatte, war vermutlich das Signal, das allen verkündete, daß sich ein Fremder in ihrer Mitte aufhielt. Vermutlich hatte es auch einen unmittelbaren Einfluß auf die allgemeine Reaktion des Rudels; es rief die anderen zum Angriff.

Ich betrachtete die Tiere. Sie waren wieder relativ ruhig. Von Nim Nim war keine Spur mehr zu entdecken.

Ich blickte zu den Männern auf dem Hügel zurück. Sie hatten die Sleen noch immer nicht freigelassen. Vielleicht wollten sie mir noch etwas mehr Zeit lassen, die Sache zu überdenken, Zeit, damit ich mir ausmalen konnte, was mit mir geschehen würde.

Ich sah wieder zu dem Rudel hin. Es hatte mit dem Geruch zu tun, da war ich mir sicher. Das würde erklären, warum ein fremdes Urt, das doch derselben Spezies angehörte, bei dem Versuch, sich dem Rudel anzuschließen, angefallen und getötet wurde. Es würde ebenfalls erklären, warum Nim Nim nicht länger dazu gehört hatte. In den sechs Monaten seiner Gefangenschaft hatte er den Herdengeruch verloren. Die Priesterkönige hatten am Nestgeruch erkannt, wer zum Nest gehörte und wer nicht. Diesen Geruch erwirbt man durch den längeren Aufenthalt im Nest. Genauso verhielt es sich vermutlich bei dem Herdengeruch.

Doch wie war es den Urmenschen überhaupt gelungen, einen Zugang zum Rudel zu gewinnen? Vor Hunderten von Jahren mußten ein paar kluge Leute die Zusammenhänge erkannt haben. Dann hatten sie herausgefunden, wie man sie zum eigenen Nutzen anwenden konnte. In den nachfolgenden Generationen hatten die Urmenschen das Geheimnis vermutlich verloren, vielleicht hatten die Entdecker es auch absichtlich im Dunkel der Zeit verschwinden lassen, damit es andere nicht zum eigenen Vorteil nutzen konnten. Heutzutage wuchsen die Kinder der Urmenschen einfach innerhalb des Rudels auf, in dem Glauben, daß die Dinge unerklärlicherweise – oder vielleicht auch natürlicherweise – seit ewigen Zeiten so waren.

Plötzlich zuckte ich zusammen und eilte zu dem Urt, dem ich das Genick gebrochen hatte. Ich warf den Männern auf dem Hügel einen Blick zu. Sie hatten die Sleen noch nicht losgemacht. Ich brach einen Hauer aus dem Maul des toten Tieres. Dann stieß ich den Zahn in fieberhafter Eile und mit aller Kraft durch das Fellkleid, zerrte und riß, nahm Hände und Zähne zur Hilfe und zog die Haut ab. Vielleicht nahmen die Männer aus Brundisium an, ich hätte den Verstand verloren. Doch es würde bestimmt nicht lange dauern, bis Flaminius mein Vorhaben begriff.

Ich warf einen schnellen Blick über die Schulter. Die Sleen jagten die grasige Anhöhe herunter.

Ich arbeitete mit fliegenden Händen weiter.

Ich riß die Haut los, fuhr mit der Handkante wie mit einem Messer darunter und löste sie von Organen und Fett. Ich stellte den Fuß auf die Rippen und trat zu, verringerte den ausgeübten Druck und trat wieder zu. Das wiederholte ich etliche Male. Dann drehte ich den Kadaver um und zog das Fell Rippe für Rippe herunter. Der Blick zurück verriet mir, daß es sich nur noch um Ihns handeln konnte, bis mich die Sleen erreicht hätten. Ich sah schon ihre Augen, die darin liegende Gier. Mit einem gewaltigen Ruck riß ich das Fell von dem restlichen Kadaver. Es fehlte die Zeit, den noch daran bauenden Kopf zu entfernen. Ich packte das Fell mit beiden Händen, schlang es mir um die Hüften und wagte mich ins Rudel.

Ein Teil des Fells fühlte sich noch immer warm auf meiner Haut an, es war feucht und klebrig. Meine Beine und Oberschenkel waren naß vom Urtblut. Ich zwängte mich zwischen den Tieren hindurch. Ihr Fell war warm und ölig. Ich spürte die darunterliegenden Rippen, das Zucken der Muskeln. Nasen stießen gegen meine Beine. Ich machte weiter und erkämpfte mir einen Weg. Etwa im gleichen Augenblick hatten die Sleen das Rudel erreicht und jagten mir nach. Einer kletterte zuschnappend und knurrend über die dicht aneinandergedrängt stehenden Urts, seine Zähne verfehlten mich kaum einen halben Meter, dann landete er zwischen den verwirrten Urts am Boden. Ich drängte mich weiter an den Tieren vorbei, immer in Richtung auf die andere Seite des Rudels, die weit mehr als hundert Meter entfernt war. Hinter mir ertönte plötzlich das schreckliche Quiaken eines Urts, das die Anwesenheit von Fremden verkündete.

Der Sleen ist ein unermüdlicher, entschlossener, hart-

näckiger Verfolger. Das hatte ich vermutet, als ich das erste Mal vor dem Rudel gestanden hatte. Zu diesem Zeitpunkt war mir dieser Gedanke irgendwie wichtig erschienen, aber ich hatte seine wahre Bedeutung nicht erkannt; diese Bedeutung hatte an der Grenze meines Verstandes gelauert und war dort unruhig umhergestrichen. Jetzt erkannte ich, daß der Gedanke, mit dem mein Verstand gespielt hatte, sich mit einer erstaunlichen Möglichkeit beschäftigt hatte, deren Konsequenz mir zu diesem Zeitpunkt verschlossen geblieben war, einer Möglichkeit, die ich, wäre sie mir in jenem Augenblick in den Sinn gekommen, trotz ihres Reizes für völlig abwegig gehalten hätte.

Aber hatte ich diese Idee nicht sofort in die Tat umgesetzt, fast schon instinktiv, eine Idee, die – wie mir erst jetzt richtig bewußt wurde – ich schon viel früher gehabt hatte? Doch, das hatte ich. Was anfangs nur ein vager, verblüffender, interessanter Gedanke gewesen war, dessen Tragweite ich gar nicht richtig erkannt hatte, wurde im Dickicht der Umstände, in der Krise des Augenblicks zur zwingenden Handlungsweise, zum Pfad, den ich mutig und unweigerlich beschreiten mußte. Ich hatte nur die Mittel und Wege gebraucht, die mein Weiterkommen ermöglichten, danach war alles wie bei einem Puzzle an den richtigen Platz gerückt. Nichts konnte mich durch die Urtherde verfolgen. Nichts – nicht einmal die Sleen.

Ich eilte weiter. Hinter mir wurde das Quieken immer lauter. Der Sleen ist ein hartnäckiger Spurensucher und Verfolger, ein auf seine Weise bewundernswürdiges Tier. Er gibt niemals auf, weicht niemals zurück. Ich konnte in dem Rudel drei bewegte Stellen ausmachen, es war beinahe so, als würden sich riesige braune Insekten auf einen Punkt stürzen. Ich sah einen Sleen sich auf die Hinterbeine stellen und mit Kopf und Schultern aus der Masse der herbeischwärzenden Urts auftauchen. Ein Urt hing leblos in seinem Maul, er

schüttelte es wild. Dann versank er wieder in dem Rudel, und ich konnte ihn nicht länger sehen.

Plötzlich ging es nicht weiter. Eine große Anzahl Urts schien mich anzustarren; sie bildeten förmlich eine Mauer. Ich war umzingelt. Es hatte den Anschein, als würde ich auf einem offenen, von braunen Körpern umgebenen Platz stehen. Ich rührte kein Glied. Köpfe drehten sich zu mir um, Nüstern zuckten.

Ein Urt bahnte sich den Weg durch seine Artgenossen und kam auf mich zu. Es war ein großes Tier mit dunklem Fell. Auf der einen Seite ragte ein abgebrochener Hauer aus der Schnauze hervor. Ich erkannte es wieder. Es war das Urt, das Nim Nim als Leittier des Rudels bezeichnet hat. Es fing an, mich zu beschnüffeln.

»Tal, du häßliches Scheusal«, sagte ich leise.

Ich wandte mich ab, ließ es aber nicht aus den Augen, als es mich schnüffelnd umkreiste. Dann war es wieder am Ausgangspunkt angelangt. Die kurzsichtigen kleinen Augen starnten mich an.

»Du bist ein stinkendes, häßliches Scheusal«, flüsterte ich.

Es beschnupperte mich erneut, fing bei meinen Füßen an und arbeitete sich in die Höhe, bis es mir direkt in die Augen zu blicken schien. Als es eben den Kopf gesenkt hatte, hatte ich das Fell gesenkt, das ich um mich geschlungen hielt, damit es sich in der Nähe seiner Nase befand. Als das Urt jetzt den Kopf hob, hielt ich das Fell ebenfalls in die Höhe, um es weiterhin zwischen uns zu halten. Das Leittier schien sich nicht besonders für den Kopf seines Artgenossen zu interessieren, der noch immer von der Haut gehalten wurde. Sein Verhalten wurde, wie ich vermutete und hoffte, hauptsächlich vom Geruchssinn gesteuert, der nicht den Blutgestank oder den Menschengeruch wahrnahm, sondern den Geruch des Fells, den Rudelgeruch.

Ich atmete erleichtert auf. Der Rudelführer wandte

sich ab. Die Tiere nahmen ihre üblichen Tätigkeiten auf. Wieder herrschte Ruhe im Rudel, bis auf ein paar Stellen, wo einige Urts die Sleen auffraßen.

»Leb wohl, du häßliches Ungeheuer«, sagte ich.

Ich setzte mich wieder in Bewegung und watete weiter durch das Rudel. Einmal entdeckte ich ein paar Meter rechts von mir einen schmalen langen Kopf, der plötzlich in die Höhe wuchs und mich betrachtete. Er verschwand so schnell, wie er aufgetaucht war, und ich sah nur noch Tiere. Das war das einzige Anzeichen dafür, daß sich Urtmenschen in dem Rudel aufhielten.

Wenige Augenblicke später verließ ich das Rudel. Flaminius und seine Männer standen bereits auf der anderen Seite. Ich sah ihnen eine Zeitlang zu, beobachtete, wie zwei oder drei Armbrustbolzen über die Urts hinwegflogen, mich jedoch verfehlten, da die Kraft der Bogensehnen für die Entfernung nicht ausreichte. Dann wandten sich die Männer ab und eilten den Weg zurück, den sie gekommen waren. Vielleicht hatten sie irgendwo Tharlariens angezurrt. Ich drehte mich um, kletterte die zerklüftete Steigung des natürlichen Kessels hoch, stand plötzlich vor offenem Land und fing mit dem weitausholenden, langsamen Kriegerschritt an zu laufen, mit jenem Schritt, den man Kriegern beibringt und den sie selbst unter dem Gewicht von Waffen, Ausrüstung und Schild viele Pasang lang beibehalten können.

»Da ist er!« rief Boots. »Wir haben ihn für dich gefangen!«

Lecchio und Chino hielten mich bei den Armen.

Im nächsten Augenblick kamen die Reiter ins Lager gestürmt; die Pfoten ihrer Tharlarions wirbelten Staub auf, während Boots schnaufend an ihrer Seite lief.

»Sleen! Sleen!« brüllte ich die Mitglieder von Boots Tarskstücks Truppe an.

Die Tharlarions umkreisten mich.

Ich wirbelte Lecchio und Chino wild in den aufgewühlten Staubwolken herum und hätte sie auch beinahe abschütteln können. Aber sie ließen nicht los.

»Haltet ihn! Haltet ihn!« rief Lady Yanina. »Laßt ihn nicht entfliehen!«

»Keine Angst! Er ist in der Gewalt Boots Tarskstücks«, rief Boots, »Schauspieler, Theaterdirektor und Freund der ehrenwerten Bürger Brundisiums!« Dann trat er auf mich zu, in der Hand ein paar Ketten. »Du bist hier der Sleen!« rief er und wandte sich Chino und Lecchio zu. »Haltet dem Sleen die Hände auf den Rücken!« Die Eisenmanschetten schnappten zu. Chino und Lecchio ließen mich jedoch nicht los. Petruccio stand resolut in der Nähe, das große Holzschwert gezückt, das er auf der Bühne für die Rolle des ›Kapitäns‹ brauchte. Publius Andronicus stand in der Nähe, einen hochzufriedenen Ausdruck im Gesicht. Der Schauspieler stand mit verschränkten Armen ein wenig abseits und verfolgte leidenschaftslos die Geschehnisse. Rowena, Lady Telitsia und Bina knieten voller Angst ein Stück abseits, angesichts der plötzlichen Invasion des Lagers am ganzen Leib zitternd.

Ich riß an den Fesseln. »Du brauchst gar nicht erst

versuchen, dich zu befreien, Narr«, sagte Boots. »Boots Tarskstück persönlich hat dich in Fesseln gelegt!«

»Gut gemacht, Freund Brundisiums!« rief Lady Yanina.

Boots verbeugte sich tief vor Lady Yanina und über gab ihr dann strahlend den Schlüssel für die Ketten. Sie nahm ihn lachend und hielt ihn triumphierend in die Höhe, um ihn ihren Männern zu zeigen.

»Ich dachte mir, daß du an diesen Ort zurückkehrst!« sagte sie und hielt mir den Schlüssel vors Gesicht. »Flaminius war da anderer Meinung! Er durchsucht das Land! ›Er wäre ein ausgemachter Narr, würde er ins Lager zurückkehren‹, hat er mich ausgelacht. Aber ich bin schlauer als er, tausendmal schlauer! Ich dachte mir, daß du aus genau diesem Grund hier auftauchen würdest, an dem einzigen Ort, den du nach Überzeugung der meisten anderen meiden würdest! Ich hatte recht! Ich habe mir von Belnar Männer und Tharlarions erbettelt! Er hat sie mir nur widerwillig gewährt. Dann sind wir in aller Eile hergeritten. Meine Annahme war richtig! Soll sich Flaminius vor Neid verzehren! Ich bin diejenige, die recht behalten hat! Ich bin diejenige, die triumphiert! Du bist mein Gefangener, Bosk aus Port Kar, du bist der Gefangene von Lady Yanina!« Wieder hielt sie mir den Schlüssel vors Gesicht; ich blickte zu ihr hoch, sie sah von ihrem Tharlarion zu mir herunter. Dann ließ sie den Schlüssel lachend im Ausschnitt ihres Gewandes verschwinden.

»Dein Gesicht ist nackt«, sagte ich.

»Geht von ihm weg!« schrie sie. Dann zog sie eine aufgerollte Peitsche unter dem Sattel hervor und schlug mich zweimal.

»Deine Beine sehen gut aus«, sagte ich.

Sie schlug mich erneut.

»Wie ich sehe, hat man dir noch nicht erlaubt, wieder Schuhe zu tragen.« Ihre in den Steigbügeln steckenden Füße waren genau wie die Unterschenkel vom Ritt

staubbedeckt. Ihre Beine sahen wirklich gut aus, wie sie sich an das Sattelleder und die dicke Schuppenhaut des Tharlarions schmiegten.

Sie versetzte mir noch zwei Peitschenhiebe.

»Dein Haar hat sich gelöst«, bemerkte ich.

»Sleen! Sleen!« schrie sie.

Immer wieder sauste die Peitsche auf mich herab. Ich schloß die Augen, um nicht geblendet zu werden. Ich war froh, daß Lady Yanina nicht über die Kraft eines Mannes verfügte. Schließlich steckte sie die Peitsche wütend und verschwitzt wieder unter den Sattel.

Ich sah grinsend zu ihr hoch. Ja, ein Sklavenkragen würde ihr gut stehen.

»Lach nur, du Narr!« rief sie. »Du trägst Ketten! Du bist mein Gefangener!«

Ich schwieg und sah sie unverwandt an.

»Du bist schuld, daß man mich in meinem Rang zurückgestuft hat«, keifte sie. »Du bist schuld an meinem Statusverlust in Brundisium, du bist schuld, daß ich in den Augen meines Ubars an Gunst verloren habe, daß man mir das Recht verweigert, mein Gesicht zu verdecken, mein Recht als freie Frau. Du bist der Grund, daß man mich in peinliche kurze Gewänder gesteckt hat. Jetzt wird sich alles ändern! Jetzt, du Narr, wirst du nicht nur dafür sorgen, daß ich in Brundisium meine Privilegien und meinen Status zurückerhalte und in der Gunst des Hofes und Belnars, meines Ubars, steigen werde, nein, du wirst dafür sorgen, daß ich im Dienst meines Ubars und des Stadtstaates zu neuen Höhen der Macht aufsteigen werde! Soll Flaminius vor Neid weinen! Ich werde einen tausendfach höheren Platz einnehmen als er!«

»Wieso folgst du den Befehlen einer Frau?« fragte ich einen der Männer ihrer Begleitung, allem Anschein nach ihren Stellvertreter.

»Wir gehorchen den Befehlen Belnars«, sagte der Mann.

»Ich verstehe.«

»Du bist ein verabscheungswürdiger Sleen«, zischte sie.

»Zweifellos«, erwiderte ich. Möglicherweise steckte viel Wahrheit in ihren Worten. Ich sah sie an.

»Lächle nur, aus welchen nur dir verständlichen Gründen auch immer, du Narr«, sagte sie. »Aber du bist es, der die Eisenmanschetten trägt, der an meinen Steigbügel gefesselt ist.«

»So sieht es aus.«

»Du bist mein Schlüssel zur Macht.«

Wie hochmütig sie war, wie überheblich.

»Du bist der Grund, warum ich in Brundisium mein Glück gemacht habe«, sagte sie. »Deinetwegen werde ich zu unvorstellbaren Höhen aufsteigen.«

»Vielleicht.«

»Ich bin es, die siegt. Ich bin es, die triumphiert!«

Yanina wandte sich dem Mann zu, der offensichtlich tatsächlich ihr Stellvertreter war. »Legt ihm eine Kette um den Hals«, befahl sie.

»Wir haben damit gerechnet, daß jemand von deiner Klugheit sich nicht von den Täuschungsmanövern des Flüchtigen täuschen läßt«, sagte Boots. »Uns war klar, daß du seine unverschämte Rückkehr in unser Lager voraussehen konntest. Darum haben wir ihn ergriffen.«

»Ich danke dir, Schauspieler«, sagte Yanina. »Keine Angst. Du wirst belohnt werden.«

Der Soldat holte eine Kette mit Halsring aus einer Satteltasche.

»Darüber hinaus haben wir alles so vorbereitet, daß dein Triumph noch größer wird.«

»Wie das?« fragte sie neugierig.

»Dein Gefangener, der, wie ich verstanden habe, sehr wichtig für dich ist, sollte auf dramatische Weise vorgeführt werden, nicht so gewöhnlich, als handelte es sich um einen zahmen Tarsk!«

»Woran hast du gedacht?« fragte Yanina neugierig.

»An ein Fest, ein großartiges Fest!«

»Nein!« rief ich. »Nein!«

»Haltet ihn!« sagte Boots besorgt zu Chino und Lecchio. Sie packten mich wieder an den Armen.

»Jeder könnte ihn an einer Kette hereinführen. So hat es übrigens dieser Flaminius getan, wenn ich mich recht erinnere.«

»Genau«, sagte Lady Yanina. Flaminius hatte sie zur gleichen Zeit an einer Kette in die Stadt geführt, barfuß, die Hände auf den Rücken gefesselt, mit nichts als dem demütigenden Getreidesack bekleidet, den ich ihr vor so langer Zeit als Gewand gegeben hatte. Es mußte ein schwieriger Augenblick für die stolze Lady Yanina gewesen sein, auf diese Weise in ihre Heimatstadt gebracht zu werden.

»Stell es dir vor«, rief Boots mit einer großartigen Geste und funkeln den Augen. »Ein unglaubliches Banquet, ein prächtiges Fest, ein Siegesfest, ein triumphales Fest, die delikatesten Delikatessen, die beste Unterhaltung, und dann, auf dem Höhepunkt dieses großen Festes, bringst du eine verschlossene große Truhe in den Saal! Du öffnest sie! Darin liegt ein Sklavensack! Du öffnest den Sklavensack! Du läßt den Gefangenen in die Höhe ziehen! Er ist hilflos und in Ketten. Du präsentierst ihn der Menge! Er ist dein Gefangener! Dein Preis! Du übergibst ihn deinem Ubar! Es ist der Augenblick deines Triumphs!«

»Ja!« rief Yanina. »Ja!«

»Nein!« schrie ich. »Niemals! Niemals! Einen solchen Triumph sollst du nicht haben! Niemals werde ich eine derartige Demütigung hinnehmen!« Ich riß Chino und Lecchio von den Füßen und wirbelte sie umher, aber sie klammerten sich hartnäckig wie Sleens an meinen Armen fest. Als ich schließlich wieder in ihrem Griff verharren mußte, sah ich zu Lady Yanina hoch, die aufrecht im Sattel ihres Tharlarion saß. Sie lächelte.

»Niemals!« schrie ich.

Sie gab keine Antwort.

»Laß nicht zu, daß man mich so demütigt!« sagte ich.
Sie antwortete nicht.

»Wie kannst du so etwas überhaupt nur zulassen?«
Sie lächelte.

»Bitte, nein!«

»Bringt mir einen Sklavensack«, verlangte Yanina.

Ich nahm mir eine Ta-Traube und wandte meine Aufmerksamkeit der Vorstellung zu, die zwischen den Tischen auf einer kleinen erhöhten Bühne ihren Lauf nahm.

»Ho, Schufte, Flegel, hinfort mit euch!« rief Petrucchio und zog das große Holzs Schwert aus der lächerlichen Scheide, die er hinter sich herzog. Das nahm eine gewisse Zeit in Anspruch. »Hinfort mit euch, hinfort, sage ich!« wiederholte er und hatte es endlich und stückchenweise geschafft, das Schwert aus der Hülle zu befreien. Er fuchtelte drohend damit herum, als wolle er jeden in unmittelbarer Reichweite entthaupten. Die drei Frauen, die von Kopf bis Fuß in Gewändern der Verhüllung steckten, kauerten dicht aneinandergedrängt hinter ihm und duckten sich bei jedem Schlag. Vor Petrucchio standen Chino und Lecchio in der Aufmachung von Schneidergesellen und mit Säcken auf dem Rücken. »Zurück, ihr Krieger und Feinde, selbst wenn ihr noch so viele seid!« rief Petrucchio grimmig. »Sonst schneide ich euch auseinander wie ein geröstetes Tarsk, sonst zerstückle ich euch wie Tur-Pah und ziehe euch die Haut ab wie Suls!«

Chino und Lecchio, die zwei einfache Reisende darstellten, waren unerwartet auf Petrucchio und dessen Gefährtinnen gestoßen und sahen sich nun verblüfft an.

»Hinfort, aber schnell!« rief Petrucchio und schwang das große Schwert erneut, was die Mädchen hinter ihm veranlaßte, sich wieder tief zu ducken.

»Aber edler Freund«, rief Chino aus sicherer Entfernung, »wir sind doch bloß bescheidene Schneidergesellen.«

»Versucht nicht, Petruchio zu täuschen, den Kapitän aus Turia!« rief Petruchio. »Für ihn sind eure Verkleidungen, so geschickt sie auch ersonnen sein mögen, um andere zu täuschen, so durchsichtig und fadenscheinig wie der Schleier von Anango!« In der nördlichen Hemisphäre stellt der Petruchio meistens einen Kapitän aus Turia dar, einer fernen Stadt. Wie ich gehört habe, ist er in der südlichen Hemisphäre ein Kapitän aus Ar. Wichtig dabei ist nur, daß er aus einer großen und beeindruckenden Stadt kommt, die gewisse Erwartungen oder Neid schürt und gleichzeitig weit entfernt liegt. Es fällt einem immer leichter zu glauben, daß Leute aus der Ferne prahlerische Feiglinge sind. Man hat ihnen nur selten in der Schlacht gegenübergestanden. Die Wahl einer fernen Stadt hat auch den Vorteil, daß es ziemlich unwahrscheinlich ist, daß sich Bürger dieser Stadt im Publikum befinden; allerdings verstehen die meisten Goreaner, was auf der Bühne vor sich geht, und genießen die Farce, selbst wenn der Kapitän einer der Ihren sein sollte.

Zufälligerweise wiesen mich meine Ausweispapiere, die mir Zugang zu dem Bankettsaal verschafft hatten, als Bürger Turias aus. Die Papiere hatte mir ein Bursche geliehen, dem ich genug Tassapulver verabreicht hatte, daß ein Kailiauk mehrere Ahn lang außer Gefecht gewesen wäre. Um ganz sicher zu sein, hatte ich ihn gefesselt und geknebelt in einen Wandschrank gesperrt. Dort würde ihn vermutlich der Reinigungssklave am nächsten oder spätestens übernächsten Tag finden.

Die Anspielung auf den »Schleier von Anango« bezog sich natürlich auf den Schleier der bekannten Farce »Der Schleier von Anango«. Tatsächlich war dies das meistgespielte Stück in Boots' Repertoire. Normalerweise schlüpfte die Figur der Brigella – wie bereits erwähnt, dient der Rollename meistens zugleich auch als Name der betreffenden Sklavin – in die weibliche

Hauptrolle dieses Stückes, aber jetzt hatte Boots' Sklavin Lady Telitsia diese Rolle übernommen.

»Du siehst unsere Kleidung«, protestierte Chino. »Sie ist eindeutig die der Schneiderzunft.«

»Genau«, bestätigte Lecchio.

»Ha!« rief Petruchio skeptisch, stellte aber die Spitze des langen Holzscherzes auf die Bühne, reichte mit der Hand unter die langnasige Halbmaske und begann charakteristischerweise die eine Hälfte des riesigen, furchterregenden Schnurrbarts zu zwirbeln.

»Und hier sind unsere Rucksäcke!« rief Chino und nahm den Rucksack ab.

»Zweifellos mit Waffen vollgestopft«, vermutete Petruchio und zwirbelte den Schnurrbart.

Die Mädchen in den Gewändern der Verhüllung, die noch immer hinter Petruchio kauerten, schrien ängstlich auf.

»Zittert nicht vor Angst, meine Lieben«, sagte Petruchio beruhigend. »In der Tat, es ist nicht einmal angebracht zu erbeben, es sei denn, es bereitet euch Vergnügen. Ihr könnt sogar ganz ruhig atmen, wenn ihr wollt, denn so sicher ihr in euren Betten innerhalb eurer Sternfestungen wart, beschützt von der Aufmerksamkeit tausend tapferer Wärter, so sicher seid ihr hier – ach was, noch sicherer, denn obwohl ihr euch auf einer Landstraße befindet, steht ihr hinter den stählernen Mauern, die meine Klinge webt!«

»Mein Held!« rief die erste.

»Mein Held!« rief die zweite.

»Mein Held!« rief die dritte.

Chino und Lecchio sahen sich an.

Petruchio wandte sich schnurrbartzwirbelnd vertraulich ans Publikum. »Falls jemand noch immer nicht weiß, was hier vorgeht«, sagte er, »ich bin Petruchio, ein Kapitän aus Turia, und die drei edlen Damen von hohem Rang und adliger Geburt hinter mir stehen unter meinem Schutz.«

Das Publikum lachte. Alle wußten natürlich, daß es sich bei den Mädchen um Sklavinnen handelte. Schließlich standen sie auf einer Bühne. Es waren Rowena, Lady Telitsia und Bina. Im Publikum saßen nur Männer. Zur rechten Hand Belnars, des Ubars von Brundisium, war allerdings noch ein Platz frei. Ich hatte Belnar schon einmal gesehen, und zwar damals in der Ubarloge über der Arenagrube. Er war ein dicker, schmierig aussehender Bursche. Zu seiner linken Hand saß Flaminius, der an diesem Abend schlechte Laune zu haben schien. Um die beiden Männer herum saßen Offiziere und Angehörige des Adels. Ein Stück von Belnar entfernt saß ein Mann, der das Gewand der Spielerkaste trug; es war Temenides aus Cos. Ich fand es bemerkenswert, daß ein Mitglied der Spielerkaste aus Cos am Ersten Tisch sitzen durfte, und das in einer Stadt, die mit Ar verbündet war. Allerdings können sich die Spieler frei auf ganz Gor bewegen. Sie reisen gern umher, und meistens haben sie freien Zutritt zu allen Orten; in der Mehrzahl der goreanischen Lager, Dörfer und Städte heißt man sie willkommen. In dieser Hinsicht ähneln sie den Musikanten, die im allgemeinen ähnliche Privilegien genießen. Es gibt auf Gor ein Sprichwort: Ein Musikant kann kein Fremder sein! Es bezieht sich manchmal auch auf die Mitglieder der Spielerkaste. Notgedrungen verliert es in der Übersetzung, denn im Goreanischen wird normalerweise dasselbe Wort für ›Fremder‹ wie für ›Feind‹ benutzt. Wenn man das aber weiß, wird die tiefere Bedeutung dieses Sprichworts verständlicher.

»Ist es die Wahrheit, daß du – wie du uns erzähltest, als du deinen Scharfblick hinsichtlich des Erkennens von Verkleidungen erwähntest – tatsächlich der berühmte Petrucchio bist?« fragte Chino.

»Ja.«

»Wer ist Petrucchio?« fragte Lecchio. »Ich habe noch nie von ihm gehört. Und du bestimmt auch nicht.«

»Der edle Petrucchio, der weithin bekannte Petrucchio?« fragte Chino.

»Chino«, protestierte Lecchio.

Chino stieß seinen Begleiter verstohlen an.

»Ganz genau«, sagte Petrucchio.

»Der mutige Petrucchio?«

»Richtig.«

»Der schlaue und prächtige Petrucchio aus Turia?«

»Ja«, erwiderte Petrucchio. »Erzittere, wenn du magst. Du kannst auch verzagen, das bleibt dir überlassen!«

»Du mußt doch von diesem Mann gehört haben, Lecchio«, sagte Chino, an seinen Begleiter gewandt.

»Nein«, sagte Lecchio. Das brachte ihm einen Tritt gegen das Schienbein ein. »Ja, ja!« rief er sofort.

»Natürlich, der große Petrucchio!«

»War nicht er es, der auf den sieben Wiesen von Saleria ganz allein eine Schneise in die Legionen der zehn Städte schlug?« fragte Chino.

»Ich sehe, mein Ruf eilt mir voraus«, sagte Petrucchio und zwirbelte den Schnurrbart.

»Der die Belagerung von elf Städten beendete?«

»Davon hörte ich, will mir scheinen«, sagte Lecchio.

»Der die Tore von fünfzehn Städten stürmte?«

»Das kann schon sein«, sagte Lecchio unsicher.

»Und der von zehntausend Tuchuks in deren eigenem Land angegriffen wurde und sie in die Flucht schlug?«

»Elftausend«, sagte Petrucchio.

»Ja!« rief Lecchio. »Du hast recht. Ich kenne ihn. Das ist er.«

»Kein anderer«, sagte Petrucchio.

»Was führt dich in dieses Land, edler Kapitän?« fragte Chino. »Ist es deine Absicht, es zu vernichten, vielleicht aus Gründen einer kaum erwähnenswerten, eingebildeten Beleidigung?«

»Nein, nein«, sagte Petrucchio.

»Dann willst du also ein paar Städte brandschatzen?«

»Nein.«

»Nicht einmal ein kleines Heer besiegen?«

»Nein.«

»Was könntest du dann hier wollen?«

»Ich bin, wie du mittlerweile ja begriffen hast, Petruchio, ein Kapitän aus Turia und beschütze diese edlen Damen« – er zeigte auf die Frauen hinter sich – »von hoher Geburt. Für diese Dienste hat man mich bezahlt.«

»Das sind alles freie Frauen?« fragte Chino.

»Natürlich!« erwiderte Petruchio leicht verschnupft, anscheinend dazu bereit, an der geringsten Andeutung einer wie auch immer gearteten Unterstellung Anstoß zu nehmen, mit all den furchtbaren Konsequenzen, die sich daraus für den unglücklichen Übeltäter ergäben.

»Welch ein Glück für sie, daß sie unter dem Schutz eines so erfahrenen, mutigen und klugen Mannes stehen«, sagte Chino und raunte Lecchio zu: »Ob das alles so richtig ist, wird sich noch erweisen.«

»Warte!« brüllte Petruchio. »Was bedeutet dieses ›Ob das alles so richtig ist, wird sich noch erweisen?««

»Sein Gehör ist schärfer als das einen jagenden Sleen«, sagte Chino zu Lecchio, der den Finger ins Ohr steckte und den Kopf schüttelte, als wäre er taub geworden.

»Oh, vermutlich ist es nichts, nehme ich an«, sagte Chino an Petruchio gewandt.

»Und was soll dieses ›Nehme ich an‹ bedeuten?«

»Nun, eben nichts«, sagte Chino, um dann hinzuzufügen: »Nehme ich an.«

»Zweifelst du an meiner Fähigkeit, diese Damen, wenn es sein muß bis zum Tode zu verteidigen, wenn es sein muß, sogar gegen ganze Heere?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Chino hastig. »Ich

fragte mich lediglich, ob unter diesen Umständen solche Mühen gerechtfertigt sind.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Petrucchio.

»Es sind doch freie Frauen?« fragte Chino.

»Natürlich.«

»Dann sind meine Befürchtungen grundlos«, sagte Chino erleichtert.

»Welche Befürchtungen?«

»Aus welcher Stadt kommt ihr?« fragte Chino in einem Tonfall, als spiele es keine Rolle, obwohl es tatsächlich von enormer Wichtigkeit war.

»Wir kommen aus Pseudopolis«, erwiderte Petrucchio. Natürlich gibt es diese Stadt in Wahrheit nicht. Man hatte sie für das Stück erfunden. Der Name bedeutete übersetzt soviel wie ›Stadt der Betrüger‹.

»Es ist, wie ich befürchtet habe«, stöhnte Chino an Lecchio gewandt.

»Tatsächlich?«

»Allerdings.«

»Einen Augenblick«, rief Petrucchio. »Was geht hier vor?«

»Nein«, sagte Chino fest. »Es ist unmöglich. Allein schon der Gedanke ist absurd.«

»Sprich deutlich, Kerl«, verlangte Petrucchio.

»Man hat dich natürlich im voraus bezahlt?« fragte Chino.

»Natürlich.«

»Mit beglaubigtem Gold?«

»Beglaubigtem Gold?«

»Ja«, sagte Chino. »Falls du dir die Echtheit der Münzen nicht hast beglaubigen lassen, mein Freund Lecchio hier ist von der Kaste der Münzpräger ermächtigt, die nötige Prüfung vorzunehmen.«

»Wir versichern dir, daß unser Gold in Ordnung ist«, sagte Rowena.

»Es könnte nicht schaden, es zu überprüfen«, sagte Petrucchio nachdenklich und sichtlich mißtrauisch.

»Unnötig!« rief Rowena.

»Beleidigend!« rief Lady Telitsia.

»Absurd!« rief Bina.

»Anscheinend wollen sie nicht, daß man die Münzen überprüft«, bemerkte Chino. »Dabei würde es sie gar nichts kosten«, fügte er bedeutungsvoll hinzu. »Ich frage mich, warum das wohl so ist.«

»Kostenlos, hast du gesagt?« fragte Petrucchio.

»Aber ja.«

»Dann erst recht«, rief Petrucchio, schob das große Holzschatzschwert unter Schwierigkeiten in die Scheide und schüttelte drei gelbgefärbte Bühnenmünzen aus dem Geldbeutel.

Lecchio hielt eine Münze nach der anderen in die Höhe.

»Wie sind sie?« fragte Chino.

»An sich machen sie einen guten Eindruck«, murmelte Lecchio. »Aber viele Fälschungen bestehen die erste Überprüfung.« Er zog ein Münzprägerglas aus dem Rucksack, das dazu diente, weit entferne Objekte besser sehen zu können. »Oh, oh«, murmelte er düster.

»Was?« fragte Petrucchio besorgt.

»Es ist noch zu früh, um etwas sagen zu können«, meinte Lecchio und verstaute das Münzprägerglas wieder im Rucksack. »Ich muß mich vergewissern.«

»Sicher ist alles in Ordnung«, sagte Chino hoffnungsvoll.

»Zweifellos«, erwiederte Lecchio. »Zweifellos.« Aber er schien unsicher zu werden.

Er schüttelte die Münzen in der hohlen Hand und lauschte angestrengt. Dann spuckte er auf jede Münze und verrieb die Flüssigkeit mit dem Zeigefinger in exakt ausgeführten Kreisen und betrachtete sie. Dann hob er den Zeigefinger mit geschlossenen Augen und hielt ihn zuerst in den Wind und dann windabwärts; er wiederholte die Handlung mit geöffneten Augen und betrachtete den Finger mit bohrendem Blick. Dann

nahm er die letzte, zweifellos entscheidende Prüfung vor. Er biß in eine der Münzen, holte ein kleines, mit weißen Kristallen gefülltes Glasfläschchen aus dem Rucksack und schnippte einige Kristalle auf die Münzen.

»Was ist das?« fragte Petrucchio.

»Mit Salz schmecken sie besser«, erklärte Lecchio. Er wiederholte den Vorgang und biß noch einmal auf jede der Münzen, dabei ließ er sich Zeit wie ein Kenner, der verschiedene Bazitees oder ausgezeichnete Weine probiert.

»Und?« fragte Chino.

Lecchios Gesicht war düster.

»Ja!« drängte Petrucchio.

»Falsch!« verkündete Lecchio unheilvoll.

»Nein!« rief Rowena.

»Was hat das zu bedeuten?« wandte sich Petrucchio streng an die Frauen.

Lecchio steckte die Münzen ein.

»Falls tatsächlich etwas mit den Münzen nicht in Ordnung sein sollte, versichere ich dir, daß wir davon nichts wissen«, sagte Rowena. »Falls es trotz unserer Sorgfalt zu einem Versehen oder Irrtum gekommen sein sollte, kannst du unbesorgt sein. Das wird sofort in Ordnung gebracht.«

»Zeig uns deine anderen Münzen«, verlangte Lecchio.

»Was?« rief Rowena.

»Damit wir sehen können, ob sie echt sind«, sagte er drohend.

»Ich versichere dir, daß sie echt sind.«

»Laß sie untersuchen, damit die Angelegenheit ein Ende hat.«

»Er ist von den Münzprägern ermächtigt«, erinnerte Chino die Frauen.

»Wird es etwa nötig sein, sie euch mit Gewalt abzunehmen?«

»Nein«, sagte Rowena und reichte Lecchio unter den mißtrauischen Blicken Petrucchios ihren Geldbeutel. Die anderen Mädchen schlossen sich ihr an.

»Und jetzt eure versteckten Geldbeutel, die ihr unter euren Gewändern verborgen haltet, die an euren linken Oberschenkel geschnallt sind«, sagte Lecchio grimmig.

Die Mädchen protestierten empört, wandten sich von den Männern ab, beugten sich vornüber und hoben die hinderlichen Gewänder der Verhüllung. Lecchio erhielt weitere Geldbeutel.

Diesmal brauchte er für seine Überprüfung nur einen flüchtigen Blick. »Die Münzen sind echt«, sagte er ernst. »Aber sie sind zweifellos gestohlen.«

»Was!« schrie Rowena.

»Wieviel ist es?« fragte Chino.

»Drei Doppeltarn, fünfzehn Tarn, achtzehn Silbertarsk, siebenundzwanzig Kupfertarsk und einhundert- und fünf Tarskstücke«, sagte Lecchio.

»Es ist, wie ich befürchtet habe!« rief Chino,

»Genau«, nickte Lecchio.

»Ich verstehe nicht«, sagte Petrucchio.

»Das ist genau der Betrag, den man dem Weinhändler Groppus aus Pseudopolis gestohlen hat.«

»Was?« brüllte Petrucchio entsetzt.

»Es könnte natürlich ein Zufall sein«, sagte Chino.

»Wann hast du Pseudopolis verlassen?«

»Vor zwei Tagen, am Nachmittag.«

»Der Diebstahl geschah vor genau zwei Tagen, am Vormittag«, sagte Lecchio.

»Es könnte ein Zufall sein«, meinte Chino.

»Natürlich«, stimmte Lecchio ihm zu.

»Das Ganze ist lächerlich!« rief Rowena.

»Es ist unser Geld!« rief Lady Telitsia.

»Gebt es uns zurück!« rief Bina.

»Seid geduldig, meine Damen«, meinte Chino, um dann hinzuzufügen: »Falls ihr tatsächlich Damen seid.«

»Was soll das heißen?« fragte Petrucchio besorgt.

»Oh, nichts«, wich Chino aus.

»Bursche, sprich!« rief Petrucchio und riß an seinem Schwert. Dann gab er es auf, da es sich anscheinend in der Scheide verklemmt hatte.

»Du kennst diese Frauen doch persönlich, und das seit vielen Jahren, oder?« fragte Chino.

»Nein«, erwiderte Petrucchio. »Ich komme aus Turia.«

»Es ist sicher nichts«, meinte Chino beruhigend.

»Gebt uns unser Geld zurück!« rief Rowena.

»Sprich!« verlangte Petrucchio.

»Es ist gerade zwei Tage her, daß in Pseudopolis drei als freie Frauen verkleidete Sklavinnen am Vormittag dem Weinhändler Groppus die Summe von drei Doppeltarn, fünfzehn Tarn, achtzehn Silbertarsk, siebenundzwanzig Kupfertarsk und einhundertundfünf Tarskstücke stahlen und sich dann Augenzeugen zu folge in diese Richtung absetzten, in genau solchen Gewändern.«

»Das ist doch die Summe, die ihr bei den Frauen entdeckt habt, nicht wahr?« fragte Petrucchio.

»Ja, du hast recht«, sagte Lecchio und sah noch einmal schnell in die Geldbeutel.

»Da scheint vieles zusammenzupassen«, sagte Petrucchio mißtrauisch.

»Es könnte alles ein Zufall sein«, sagte Lecchio.

»Natürlich«, beeilte sich Chino zuzustimmen.

»Vielleicht erscheint es euch als ein Zufall, aber jemandem wie mir, einem Mitglied der Kriegerkaste, dem man Mißtrauen und Urteilsvermögen beigebracht hat, kommt es so vor, als stecke mehr dahinter«, sagte Petrucchio.

»Ach ja?« meinte Chino.

»Ja.«

»Es gibt in Pseudopolis gar keinen Weinhändler namens Groppus!« sagte Rowena.

»Die Diebinnen sollen auch geschickte Lügnerinnen sein«, sagte Chino.

»Ich vermute, daß die drei Frauen in meiner Begleitung nicht das sind, was sie zu sein vorgeben«, deutete Petrucchio düster an.

»Was!« rief Chino.

»Was!« rief Lecchio.

»Es könnte durchaus möglich sein«, sagte Petrucchio und beugte sich zu Chino und Lecchio hin, »daß die Frauen in meiner Begleitung die entflohenen Sklavinnen sind, von denen ihr gesprochen habt.«

»Nein!« entfuhr es Chino.

»Nein!« entfuhr es Lecchio.

»Denkt doch einmal nach«, sagte Petrucchio. »Sie haben meine Dienste mit Falschgeld bezahlt. Das ist doch schon verdächtig. Wie wir uns vergewissert haben, macht ihr Geld genau die Summe aus, die dem geschädigten Groppus aus Pseudopolis gestohlen wurde. Außerdem fand der Diebstahl statt, kurz bevor wir die Stadt verließen, also hatten sie die Gelegenheit, am Ort des Verbrechens zu sein, so wie sie genug Zeit hatten, aus der Stadt zu fliehen. Dann sind sie zu dritt, und sie reisen in diesen Gewändern in diese Richtung.«

Chino und Lecchio sahen sich beeindruckt und furchtsam an.

Petrucchio richtete sich wieder auf und zwirbelte bedeutsam den Schnurrbart.

»Was sollen wir tun?« fragte Chino und sah Petrucchio hilfesuchend an, was in dieser Situation völlig natürlich war.

»Erst einmal müssen wir das Geld behalten, bis festgestellt werden kann, wer der wahre Besitzer ist«, sagte Lecchio.

»Ganz genau«, sagte Petrucchio.

»Worüber unterhaltet ihr euch da?« fragte Rowena.

»Gebt uns unser Geld zurück«, sagte Lady Telitsia.

Petrucchio drehte sich um und sah die Frauen stirnrunzelnd an. Sie schreckten unter dem finsternen Blick zurück.

Lecchio und Chino füllten in der Zwischenzeit schnell die Münzen in ihre Geldbeutel um.

»Seid ihr freie Frauen?« fragte Petrucchio.

»Aber sicher!« sagte Rowena.

»Aber sicher!« sagte Lady Telitsia.

»Aber sicher!« rief Bina.

»Wie hießen die entflohenen Sklavinnen?« fragte Petrucchio.

»Lana, Tana und Bana«, sagte Chino schnell.

»Ja, das stimmt«, bestätigte Lecchio.

»Seid ihr Lana, Tana und Bana?« fragte Petrucchio.

»Nein«, rief Rowena, »Ich bin Lady Rowena aus Pseudopolis!«

»Und ich bin Lady Telitsia aus Pseudopolis!« sagte Lady Telitsia.

»Und ich Lady Bina aus Pseudopolis!« sagte Bina.

»Wie es scheint, ist unser Verdacht unbegründet«, sagte Petrucchio erleichtert. »Denn es handelt sich nicht um Lana, Tana und Bana, entflohe Sklavinnen, sondern um die Ladies Rowena, Telitsia und Bina aus Pseudopolis.«

Chino und Lecchio tauschten einen ungläubigen Blick. Dann sagte Chino: »Es sei denn, sie lügen.«

»Hm«, machte Petrucchio nachdenklich und zwirbelte den Schnurrbart.

Schließlich räusperte er sich. »Ich weiß, was wir tun«, sagte er. »Ich werde die Frauen nach Pseudopolis zurückbringen. Dort wird sich herausstellen, ob sie die Wahrheit sprechen. Sind sie Sklavinnen, werde ich zweifellos eine hohe Belohnung erhalten.«

Die Frauen protestierten empört, aber Petrucchio warf ihnen nur einen finsternen Blick zu. Sie wichen zurück und verstummten mit hängenden Köpfen.

»Nun, meine Freunde«, sagte Petrucchio, »dann laßt uns aufbrechen.«

»Wir heißen deine Gesellschaft willkommen«, sagte Chino. »Es wird eine ungefährliche Reise werden, es

sei denn, man kommt aus Turia. Übrigens, woher sagtest du, stammst du?«

»Aus Turia«, sagte Petrucchio verblüfft.

Chino runzelte die Stirn. »Das könnte schlimme Folgen haben«, sagte er besorgt.

»Wieso denn das?«

»Aber andererseits wird es sicher keine Rolle spielen, bei deinen Kampfeskünsten.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Petrucchio.

»Du hast es vermutlich noch nicht gehört«, sagte Chino. »Vielleicht aber doch. Die Nachricht verbreitet sich wie ein Lauffeuer.«

»Welche Nachricht?«

»Der Krieg«, sagte Chino.

»Welcher Krieg?« fragte Petrucchio.

»Der Krieg mit Turia«, sagte Chino.

»Welcher Krieg mit Turia?«

»Zehn Dörfer im Umkreis von Pseudopolis haben Turia gerade den Krieg erklärt. Alle Männer sind unterwegs. Sie sind auf der Suche nach Leuten aus Turia.«

»Wieso denn das?« fragte Petrucchio aufgereggt.

»Das weiß ich nicht genau«, sagte Chino. »Bei dem ganzen Gebrüll und Waffengeklirr war es schwer zu verstehen. Es ging wohl darum, sie in Tarskfett zu braten oder sie lebendig in Tharlarionöl zu kochen. Ich weiß es wirklich nicht genau.«

Petrucchio begann vor Entsetzen am ganzen Leib zu zittern.

»Ich sehe, daß du vor Kampfeslust bebst«, sagte Chino.

»Genau«, versicherte Petrucchio hastig.

»Du bist uns willkommen. Die Abwehr blutrünstiger Soldaten und entfesselter feindseliger Horden dürfte für dich ja nicht schwierig sein.«

»Das ist wahr«, sagte Petrucchio. »Doch bin in trotz meines wilden Erscheinungsbildes manchmal ein sanftmütiger Bursche, der oft zögert, blindlings alle zu

massakrieren, die sich ihm in den Weg stellen. Welch ein Zufall, erst heute morgen habe ich mein Schwert von den Spuren der letzten Schlägerei gesäubert und würde es nur ungern so schnell wieder in Blut tau-chen.«

»Du würdest die entfesselten Horden und Stadtmili-zen also verschonen?«

»Vielleicht.«

»Das ist ein glücklicher Tag für dieses Land«, sagte Chino.

»Bringt die Frauen fort«, schlug Petrucchio vor. »Ich werde hier auf euch warten.«

»Es könnte schwierig werden, einen Weg zurück durch das Kriegsgebiet zu finden«, sagte Chino. »Es könnte auch gefährlich sein, an diesem Ort zu verhar-ren.«

»Gefährlich?« fragte Petrucchio.

»Ja, für die Horden und die Soldaten«, sagte Chino. »Sie durchstreifen das Land auf der Suche nach Turia-nern. Sollten sie dich hier finden, erginge es ihnen schlecht, selbst wenn es viele wären.«

»Gewiß, gewiß«, sagte Petrucchio und sah sich be-sorgt um. »Was also schlägt ihr vor?«

Chino sah zum imaginären Horizont. »Ich frage mich, wovon der Staub am Horizont herröhrt?«

»Ich sehe nichts.«

»Vielleicht ist es auch nur meine Einbildungskraft.«

»Kapitän Petrucchio, darf ich sprechen?« rief da Ro-wena.

»Natürlich«, sagte Petrucchio.

»Laß dich nicht von diesen Schurken täuschen. Ich versichere dir, wir sind freie Frauen. Diese Unholde wollen uns nur in die Sklaverei führen!«

»Tatsächlich?« fragte Petrucchio und wurde erneut schwankend.

»Ja!«

»Ich bin verblüfft«, sagte Petrucchio ans Publikum

gewandt. »Und doch glaube ich, daß ich als Soldat sofort zur Tat schreiten muß!« Er wandte sich an Chino und Lecchio. »Wartet ihr Schurken!« rief er dann. »Ich vermute eine Täuschung, für die ihr teuer bezahlen sollt. Zittert! Erbebt! Schüttelt euch vor Angst, denn ich, Petrucchio, ziehe jetzt mein Schwert!« Er wollte das große Holzschwert aus der Scheide zerren. Wie so oft schien es sich verklemmt zu haben. Chino trat vor und half Petrucchio, die hölzerne Klinge Stück für Stück aus der Scheide zu ziehen. Dann trat Lecchio dazu und half ebenfalls.

»Danke«, sagte Petrucchio.

»Keine Ursache!« sagten Chino und Lecchio wie aus einem Munde.

»Und jetzt, ihr feigen Sleen«, rief Petrucchio und fuchtelte mit der riesigen Klinge herum, »verschwindet!«

»Gut«, sagte Chino. »Kommt, Mädchen.«

»Halt!« rief Petrucchio.

»Ja?«

»Übergebt mir diese armen, zu Unrecht beschuldigten Frauen!«

»Was?«

»Das sind keine Sklavinnen. Das sind freie Frauen! Übergebt sie mir«, verlangte Petrucchio erbarmungslos und stützte die Schwertspitze auf den Bühnenboden. Mit der anderen Hand zwirbelte er den Schnurrbart. »Wenn ihr sie sofort freigebt, ohne Kampf, werde ich vielleicht euer wertloses Leben verschonen.«

»Das hört sich gut an«, sagte Lecchio.

»Wir überließen sie dir nur zu gern«, sagte Chino und beachtete seinen Kameraden nicht.

»Gut«, meinte Petrucchio und nahm das Schwert in die linke Hand, um den Schnurrbart jetzt mit der rechten zu zwirbeln.

»Unglücklicherweise zwingt uns der Kodex unserer Kaste dazu, sie nicht ohne Kampf herauszugeben.«

»Was?« fragte Petrucchio und erbleichte.

»Es tut mir sehr leid«, sagte Chino. »Aber der Kodex der Schneidergesellen ist in diesem Punkt sehr streng.«

»Ach ja?« meinte Petrucchio mit bebender Stimme.

»Ja. Nun, laß uns anfangen. Ein Duell bis zum Tod.«

»Bis zum... Tod?« fragte Petrucchio entsetzt.

»Ja, ich fürchte schon. Nur einer von uns darf das Feld der Ehre lebend verlassen.«

»Nur einer?«

»Genau.«

»Das sind nicht viele.«

»Das mag schon sein«, räumte Chino ein.

»Aber du hast keine Waffen!«

»Da befindest du dich im Irrtum«, sagte Chino und zog eine lange Schneiderschere aus dem Rucksack.

»Was ist das?« fragte Petrucchio entsetzt.

»Schreckliche Werkzeuge der Zerstörung«, sagte Chino. »Die gefürchteten Zwillingsklingen von Anango. Mit ihnen habe ich noch kein Duell bis zum Tod verloren.« Er ließ die Schere zweimal zuschnappen. »Natürlich könnte es immer das erste Mal sein. In solchen Angelegenheiten gibt es ja selten ein zweites Mal«, fügte er schwermütig hinzu.

»Die Sonne funkelt schaurig auf den blitzblanken Klingen!«

»Ich werde mich nach allen Kräften bemühen, dich nicht mit der Sonne zu blenden und auf diese Weise hilflos zu machen!« versprach Chino.

»Ist das eine brauchbare Waffe?« fragte Petrucchio und erschauderte sichtlich.

»Gegen einen Krieger wie dich kann sie zweifellos nichts ausrichten«, meinte Chino nachdenklich. »Aber gegen geringere Kämpfer, Generäle, Kapitäne, Kriegshäuptlinge und Fechtlehrer hat sie sich als eine mehr als brauchbare Waffe erwiesen. Laß es mich so ausdrücken: Zu ihrer Zeit hat sie die Gewänder Hunderter von Kriegern zerteilt.«

»Vielleicht haben die Frauen ja doch gelogen«, meinte Petruchio plötzlich.

»Was!« schrie Rowena.

»Still!« donnerte Petruchio. Rowena und die beiden anderen Frauen duckten sich. Er wandte sich wieder an Chino. »Vielleicht wäre es eine rohe Tat, dich hier auf der Straße zu töten, nachdem wir doch in so kurzer Zeit Freunde geworden sind!«

»Also ganz ehrlich, das finde ich auch«, meinte Chino.

»Ich schenke euch das Leben«, verkündete Petruchio großzügig.

»Ich danke dir vielmals«, sagte Chino herzlich.

»Das ist eine Erleichterung«, sagte Lecchio. »Ich stand schon im Begriff, Chino ein Tarskstück zurückzugeben, das ich mir voriges Jahr geliehen hatte. Jetzt hat das keine Eile mehr.«

»Außerdem könnt ihr die Frauen nach Pseudopolis zurückbringen und die Belohnung behalten.«

»Das ist ein Akt wahrer Größe!« rief Chino überwältigt.

»Das ist doch gar nichts«, winkte Petruchio ab, als wäre die erstaunliche Großmut einer solchen Geste tatsächlich nicht der Rede wert.

»Ich kann deine Großzügigkeit nicht hoch genug preisen«, sagte Chino.

»Es ist wirklich nicht der Rede wert, mein Freund«, sagte Petruchio bescheiden.

»Sicherlich wird der Ruhm einer solchen Tat noch lange in den Liedern Petrucchios, des Kapitäns aus Turia, besungen werden.«

»Hast du solche Lieder irgendwo gehört?« fragte Petruchio begierig.

»In Hunderten von Sälen, an tausend Lagerfeuern.«

»Tatsächlich?«

»Du kennst sie doch sicher, oder etwa nicht?«

»Nun, einige schon.«

»Deine Bescheidenheit und die knappe uns noch verbleibende Zeit verbieten es mir, sie dir vorzutragen.«

»Das versteh ich«, sagte Petruchio.

»Wir wünschen dir alles Gute, edler Kapitän«, sagte Chino und schüttelte Petruchio herzlich die Hand. »Ich glaube nicht, daß wir die Begegnung mit dem großen Kapitän Petruchio so schnell vergessen werden.«

»Bestimmt nicht«, sagte Lecchio.

»Das tun die wenigsten«, sagte Petruchio bescheiden.

»Vielen Dank!«

»Das ist doch nicht der Rede wert«, sagte Petruchio erneut, als wäre die Überlassung einer so hohen Belohnung etwas Alltägliches.

Chino und Lecchio gingen zu den niedergeschlagenen Frauen und führten sie von der Bühne.

»Ich wünsche euch alles Gute!« rief Petruchio ihnen herzlich hinterher. Dann wandte er sich dem Publikum zu und zwirbelte sich den Schnurrbart.

»Und so endet ein weiteres der Abenteuer von Kapitän Petruchio aus Turia«, sagte er. »Das war die Geschichte, wie Petruchio die Verkleidungen dreier entflohten, diebischen Sklavinnen durchschaute, sie gefangennahm und sie zurück an den Ort ihrer Schandtat schickte, sie großzügig zwei Wanderern überließ und auf jede Belohnung verzichtete.«

Dann blickte er zum imaginären Horizont.

»Oh! Oh!« rief er. »Sind das Staubwolken am Horizont? Oder ist es nur meine Einbildung? Es könnte eine Schar Verr sein, die auf den Feldern umherstreifen. Vielleicht ist es auch nichts. Aber es könnten ebensogut die Männer aus den kriegerischen Dörfern sein, von denen die Wanderer erzählt haben, die Hügel und Felder nach harmlosen Turianern absuchen. Vielleicht sollte ich ihnen eine Lektion erteilen. Andererseits, vielleicht ist es ja tatsächlich nur meine Einbildung. In

welche Richtung soll ich nur gehen? Ich werde mein Schwert entscheiden lassen!« Er schloß die Augen und fuchtelte mit dem Schwert herum. »Also gut, Schwert«, sagte er dann. »Du hast die Entscheidung herbeigeführt. Auch wenn ich zögere, muß ich mich daran halten. In dieser Richtung werden wir neue Abenteuer suchen: Länder, die verwüstet, Heere, die besiegt, Städte, die unterworfen und freie Frauen, die auf gefährlichen Straßen beschützt werden wollen.« Er ging in der Richtung, die das Schwert gezeigt hatte, von der Bühne ab. Es handelte sich natürlich genau um die entgegengesetzte Richtung, in der er eben noch Staubwolken am Horizont entdeckt zu haben glaubte.

Im nächsten Augenblick betraten alle Schauspieler unter lautstarkem Beifall wieder die Bühne. Rowena, Lady Telitsia und Bina hatten die Gewänder der Verhüllung abgelegt und waren nackt.

Boots Tarskstück sprang ebenfalls auf die Bühne, verbeugte sich vor dem Publikum und präsentierte mit stolzen Gesten seine Schauspieler. Petrucchio trat vor und erhielt den größten Anteil des Applauses.

»Danke, großzügige Leute, edle Herren und stolze Bürger Brundisiums, Gaste und Freunde Brundisiums!« rief Boots. Keine Kupferschüsseln wurden herumgereicht. Keine Münzen landeten auf der Bühne. Belnar, der Ubar von Brundisium, hatte der Truppe vorher einen goldgefüllten Geldbeutel zukommen lassen. Als Belohnung für ihre Rolle bei meiner Gefangenennahme hatte Lady Yanina wie von Boots erhofft dafür gesorgt, daß sie beim Bankett auftreten durften. Boots hatte bei seiner Rede ja von einem Bankett mit bester Unterhaltung gesprochen. Natürlich hatte er dabei an sich und seine Truppe gedacht. »Danke! Danke!« rief Boots jetzt und warf den Zuschauern Kußhände zu, und zwar auf goreanische Weise, bei der sie dem Publikum von der Seite aus mit offenen Händen zugeschoben werden.

Ich sah zu Belnars Tisch. Links von ihm saß Flaminius, der keinen Applaus spendete. Anscheinend gefiel ihm der Verlauf des Abends nicht. Ein wenig von ihm entfernt saß Temenides, ein Mitglied der Spielerkaste aus Cos. Rechts neben Belnar war ein freier Platz. Da dieser Abend ein großer Triumph für Lady Yanina sein sollte, an dem ihr Sieg über Bosk und die Erneuerung ihrer Privilegien gefeiert werden sollten, war dieser Platz vermutlich für sie freigehalten worden.

»Zeigt euch«, sagte Boots zu Rowena und Lady Telitsia.

Rowena trat an den Rand der niedrigen Bühne. Sie warf den Kopf zurück, legte die Hände in den Nacken und drückte mit leicht gebeugten Knien den Rücken durch. Dann nahm sie die Arme herunter, drückte die Schultern nach hinten und streckte die Brüste heraus. »Wer will mich haben?« rief sie. Unter viel Gebrüll und Beifallskundgebungen eilten Männer nach vorn, hoben sie von der Bühne und brachten sie zu den Tischen. Lady Telitsia trat als nächste vor. Sie schob die Hüften nach links und streckte die Arme in die Luft. Auch sie wurde sofort von der Bühne geholt.

Die lächelnde Bina stand zwischen Petrucchio und Chino. Am linken Handgelenk trug sie ein Besitzerarmband. Der Spieler hatte es ihr angelegt. Ich sah, wie sich Temenides aus Cos zu dem Ubar beugte und etwas sagte. Belnar nickte. Temenides stand auf.

»Schauspieler!« rief er in verächtlichem Tonfall.

»Ja, Herr?« fragte Boots höflich.

»Was ist mit der da?« wollte Temenides wissen und zeigte auf Bina.

»Das ist Bina«, sagte Boots. Bina kniete sofort nieder.

»Gehört sie dir?«

»Ja, Herr.«

»Schick sie an meinen Tisch.«

»Das ist nicht so einfach.«

»Sofort«, sagte Temenides.

»Sie ist zwar meine Sklavin, aber ich habe sie dem Spieler gegeben, der sich meiner bescheidenen kleinen Truppe angeschlossen hat.«

Bina streckte sofort den Arm aus und zeigte das Armband.

»Ich will sie haben«, sagte Temenides.

»Aber Herr, bitte versteht, ich habe sie jemand anderem gegeben«, sagte Boots verzweifelt.

»Die Zeit ist gekommen, deine fehlgeleitete und bedeutungslose Höflichkeit zurückzunehmen«, sagte Temenides. »Ich befehle es dir.«

»Bitte, Herr«, sagte Boots. »Denkt an meine Ehre.«

»Denk lieber an etwas anderes«, erwiderte Temenides, der Spieler aus Cos. »Denk an dein Leben.«

»Herr?« fragte Boots und wurde bleich.

Ich fand die Dreistigkeit des Spielers von großem Interesse, schließlich befand er sich nicht in Cos. Es war sogar ziemlich seltsam, daß er überhaupt hier war und an Belnars Tisch saß. Brundisium war nicht einmal mit Cos verbündet – sondern mit Ar.

»Ich warte«, sagte Temenides. Belnar trank lustlos Paga, statt in seinem Haus Höflichkeit zu verlangen.

Plötzlich stand der maskierte Spieler, den man das Ungeheuer nannte, von seinem Platz am Tisch auf und stieg auf die Bühne. Er blickte sich verächtlich, fast schon majestatisch um, ein Verhalten, das überhaupt nicht zu seinem gesellschaftlichen Rang als Mitglied einer reisenden Schauspielertruppe paßte. Er drückte Boots Tarskstück eine goldene Tarnscheibe in die Hand. Boots starzte die Münze ungläubig an. Vermutlich hatte er in seinem Leben noch nicht viele derartiger Münzen zu Gesicht bekommen. Und ohne jeden Zweifel hätte er nie erwartet, eine solche von dem Spieler zu erhalten.

»Sie gehört mir nicht!« rief Boots plötzlich Temenides erleichtert zu. Er zeigte auf den maskierten Spieler. »Sie gehört ihm! Er hat sie gerade gekauft!«

Bina stieß einen ungläubigen Schrei aus und sah zu dem Spieler hoch.

Plötzlich kehrte Stille in den Saal ein. Anscheinend hatte jeder der Anwesenden begriffen, daß auf der Bühne etwas Bemerkenswertes geschah. Rowena und Lady Telitsia sahen keuchend auf, hielten inne in ihrem Tun und starrten zur Bühne. Selbst die zahllosen nackten Sklavinnen, die die Tische und nach Wunsch auch die Gäste bedienten, stellten ihre Arbeit ein und blickten zur Bühne.

Bina starrte den Spieler mit strahlendem Gesicht an.
»Ich gehöre dir«, sagte sie.

»Ja.«

»Ich liebe dich«, sagte sie.

Er schwieg.

»Ich liebe deine Kraft und deine Männlichkeit«, sagte Bina.

Der Spieler nickte nur.

»Also gehört sie jetzt dir«, sagte Temenides. »Du bist ein Narr, für eine solche Frau eine goldene Tarnscheibe bezahlt zu haben. Aber das ändert nichts. Schick sie an meinen Tisch.«

Bina sah den Spieler unverwandt an. In ihren Augen funkelten Tränen. »Ich liebe dich«, sagte sie.

»Wie kannst du ein Ungeheuer lieben?« fragte er.

»Ich liebe dich insgeheim schon seit Monaten«, sagte sie. »Ich habe dich schon geliebt, als ich dich verabscheut und gehaßt habe und dich für schwach hielt. Jetzt liebe ich dich tausendmal mehr, da du stark bist.«

»Aber ich bin ein Ungeheuer«, erinnerte er sie.

»Mir ist es gleich, was du bist.«

»Aber was ist mit meinem Aussehen?«

»Dein Erscheinungsbild ist mir gleichgültig«, sagte Bina. »Mir ist es gleich, wie du aussiehst. Ich liebe dich, den Mann!«

Der Spieler wendete sich Temenides zu. »Sagtest du etwas?«

»Du sollst die Sklavin an meinen Tisch schicken«, verlangte Temenides wütend.

»Nein!«

»Ubar!« rief Temenides wütend und wandte sich an den fetten Belnar, der hinter dem niedrigen Tisch lummelte und Trauben aß.

»Vielleicht kannst du sie ihm ja abkaufen«, schlug Belnar vor und schob sich eine Traube in den Mund.

»Er hat gerade eine goldene Tarnscheibe für sie bezahlt«, protestierte Temenides.

Belnar legte wortlos zwei Münzen dieses Wertes auf den Tisch.

»Ich danke dir, Ubar!« sagte Temenides. Er nahm die beiden Münzen. »Hier, du Narr«, sagte er und hielt das Geld in die Höhe. »Hier ist doppelt soviel dessen, was du bezahlt hast! Jetzt gehört sie mir!«

»Nein«, sagte der Spieler.

Temenides warf Belnar einen überraschten Blick zu. Der Ubar legte wortlos noch drei Tarnscheiben auf den Tisch. Ein Stöhnen ging durch den Saal. Dann hielt Temenides aus Cos, einer der Großmeister des Kaissa des mächtigen Inselubarats, fünf goldene, aus Ar stammende Tarnscheiben in der Faust.

»Nein«, sagte der Spieler,

»Nimm sie ihm ab«, verlangte Temenides von Belnar.

»Gib deinen Soldaten den Befehl.«

Belnar sah sich um, bis sein Blick auf ein paar Wächter fiel, die am Saalrand standen.

»Ich bin Bürger Ars«, sagte da der Spieler. »Soweit ich weiß, sind die Städte Brundisium und Ar in Freundschaft miteinander verbunden, sie haben zusammen Wein getrunken und Salz und Feuer geteilt. Sie haben sich geschworen, in militärischen und politischen Dingen verbündet Seite an Seite zu stehen. Falls das nicht der Wahrheit entspricht, möchte ich darüber in Kenntnis gesetzt werden, damit Ar davon erfährt. Außerdem bin ich neugierig, warum ein Spieler aus

Cos, der weder offizieller Botschafter noch Herold ist, am Ersten Tisch Belnars sitzt, des Ubars dieser Stadt. Wie kommt es, daß Temenides, der nur ein Spieler ist und noch dazu aus Cos stammt, dem sowohl Ar als auch Brundisium in Feindschaft gegenüberstehen, es wagt, so unverschämt zu sprechen? Hat sich soviel verändert, von dem ich nichts weiß, nehmen Ubars jetzt von ihren Feinden Befehle entgegen, und dann auch noch von Feinden, die nicht einmal einer hohen Kaste angehören?«

Belnar schüttelte kaum merklich den Kopf, und die Wächter entspannten sich.

»Ich habe eigene Soldaten«, sagte Temenides. »Mit deiner Erlaubnis, Ubar, werde ich nach ihnen schicken.«

Das war interessant. Es war nicht gerade allgemein üblich, daß Angehörige der Spielerkaste von einer Militäreskorte begleitet reisten.

Belnar zuckte mit den Schultern.

Temenides drehte sich triumphierend um und sah sich nach seinen Männern um.

»Ich kann nicht glauben, daß der große Belnar das ernst meint«, sagte der Spieler. »Halten sich innerhalb der Mauern Brundisiums Soldaten aus Cos auf, die die offizielle Erlaubnis haben, Bürger Ars zu bestehlen? Sieht so unser Bündnis aus?«

Belnar steckte sich die nächste Traube in den Mund.

»Ubar?« fragte Temenides.

»Ich habe eine bessere Idee«, sagte Belnar lächelnd. »Er ist ein Spieler. Du wirst um sie spielen.«

Der Spieler verschränkte die Arme vor der Brust und sah Temenides an.

»Ubar!« protestierte Temenides. »Bedenkt meine Ehre! Ich spiele mit den Großmeistern von Cos. Das da ist ein Betrüger, ein Karnevalspieler, der nicht einmal der Spielerkaste angehört!«

Belnar zuckte mit den Schultern.

»Glaub bloß nicht, daß ich meine Kaste entehre, indem ich mich so weit erniedrige und diesem hochmütigen Krüppel eine Lektion erteile. Da wäre es ja noch ehrenvoller, wenn du deinen besten Schwertkämpfer gegen einen dummen Bauerntöpel mit einem Löffel in der Hand antreten ließest.«

»Hätte der Hof an einem solchen Wettkampf sein Vergnügen?« fragte Belnar.

Mehrere Männer schlugen sich zustimmend auf die Schultern. Andere verlangten lautstark ein Spiel. Ich gewann den Eindruck, daß einigen der Anwesenden Temenides' Unbehagen, gegen einen solch wertlosen und lächerlichen Gegner antreten zu müssen, durchaus nicht ungelegen kam. Man sah es als Witz, vielleicht als groben Streich, aber sicherlich ein typisch goreanischer Streich.

»Ubar«, sagte Temenides, »verlang dieses Spiel nicht. Ich habe keine Lust, diese verunstaltete Mißgeburt noch mehr zu demütigen, als ich es bereits getan habe. Befiehl, daß man mir die Frau bringt.«

Bina warf sich vor dem Spieler voller Angst auf den Bauch. Dann hob sie den Kopf und sah ihn mitleidsvoll an. »Geh in diesem Saal dieses Risiko nicht ein, Herr«, schluchzte sie. »Erlaube mir, ihm zu dienen.«

»Nein!«

»Es hat den Anschein, daß der Spieler nicht bereit ist, dir die Sklavin zu überlassen«, sagte Belnar vergnügt zu Temenides.

»Zwing uns kein Spiel auf, Ubar«, erwiderete Temenides. »Ich denke nicht daran, mit so einem Kerl zu spielen, mit einer solch niederen Kreatur. Ich spiele nicht gegen jemanden, der allen Berichten zufolge nichts weiter als ein schrecklich entstelltes Ungeheuer ist.«

»Spiel«, sagte Belnar.

»Mich zu einer solch ehrlosen Tat zu zwingen, könnte beim Hohen Rat von Cos als Beleidigung des Staates aufgefaßt werden.«

Diese Bemerkung überraschte mich. Wie sollte eine solch banale Sache wie ein Scherz in Brundisium, bei dem es lediglich um ein Mitglied der Spielerkaste ging, diplomatische Beziehungen betreffen?

»Also gut«, sagte Belnar liebenswürdig, »Aber dann verzichtest du auf die Frau.«

Temenides ballte die Fäuste. Er starnte Bina wütend an.

»Spiel, spiel!« rief mehr als nur ein Höfling.

Temenides sah sich wütend um. Dann richtete er den Blick auf den Spieler.

»Vielleicht fürchtet sich der große Temenides, der Großmeister aus Cos, vor einem freundschaftlichen Spiel bei einem Bankett, wenn der Gegner ein Betrüger, ein Ungeheuer ist«, meinte der Spieler.

Ein paar Männer lachten. Temenides lief im Gesicht rot an.

»Habe ich recht?« fragte der Spieler.

»Ich spiele nicht mit Bauerntrampeln!«

»Ich andererseits habe nichts dagegen«, erwiederte der Spieler.

Diese Bemerkung rief schallendes Gelächter hervor. Selbst Belnar kicherte. Temenides' Gesicht verfärbte sich noch mehr, und er ballte wild die Fäuste. Seine Stimmung schlug ins Bösartige um.

Bina zitterte am ganzen Leib.

Temenides stand langsam auf. In der Bewegung lagen einstudierte Entschlossenheit und Drohung. »Also gut«, sagte er. »Ich werde gegen dich spielen, aber nur eine Partie, und die auch nur unter der Bedingung, daß es das Spiel auch wert ist.«

In den Saal kehrte plötzlich Schweigen ein. Temenides harte leise und deutlich gesprochen, mit einer großen Kälte. Seine Wut war jetzt wie die Bewegung einer großen Bestie, die unter dem zugefrorenen Meer lauerte, deren Umrisse nur angedeutet waren, aber in der Tiefe lauernde Macht und Wut erkennen ließen.

»Wir werden spielen«, sagte er. »Um den Besitz der Frau. Aber nicht nur darum. Das Leben des Verlierers soll dem Gewinner gehören, der damit verfahren kann, wie es ihm gefällt.«

Ein paar der Höflinge stöhnten auf. »Aber er ist ein freier Mann«, protestierte jemand lautstark. Es ist eine Sache, um eine Frau zu spielen, das ist für Goreaner etwas Alltägliches, aber es ist etwas völlig anderes, das Leben eines freien Mannes zum Einsatz zu machen.

Temenides achtete nicht auf den Protest.

»Und falls du gewinnen solltest«, fragte der Spieler, »welches Vergnügen erwartet mich dann als Verlierer?«

»Du wirst bei lebendigem Leib in kochendes Tharlarionöl geworfen«, sagte Temenides.

»Ich verstehe«, sagte der Spieler. Bina stöhnte auf.

»Es wird kein Spiel geben«, sagte ein Mann am Tisch des Ubars überzeugt.

»Nun, Bursche, was ist?« fragte Temenides.

»Einverstanden«, sagte der Spieler.

Einige der Anwesenden stöhnten entsetzt auf, freie Männer wie auch nackte Sklaven. »Nein, nein, Herr, bitte!« rief Bina.

»Sei still«, befahl der Spieler.

»Ja, Herr«, schluchzte sie.

»Bindet die Frau«, sagte Belnar. »Dann bringt Spielbrett und Figuren.«

Bina wurde ergriffen und zur Seite geführt. Man brachte einen Tisch und stellte ihn auf. Bina wurde in seiner unmittelbaren Nähe an einen Ring im Boden gekettet.

Der Spieler und Temenides aus Cos traten an den Tisch. »Wenn du willst, kannst du die Frau aufgeben und dich zurückziehen«, bot Temenides an.

»Temenides ist großzügig«, erwiderte der Spieler.

Temenides nickte kühl. »Macht die Frau frei und bringt sie an meinen Tisch.«

»Nein«, sagte der Spieler.

»Nein?« fragte Temenides überrascht.

»Stell die Spielsteine auf«, sagte der Spieler.

»Du bist ein Narr«, sagte Temenides. »Du wirst teuer für deine Dummheit bezahlen.«

Bis auf die Heimsteine wurden die Spielsteine aufgestellt. Sie waren groß und bestanden aus beschwertem bemalten Holz. Die beiden Heimsteine dürfen nicht vor dem zweiten und nicht später als beim zehnten Zug gesetzt werden.

»Wer macht den ersten Zug?« fragte der Spieler.

»Du darfst den ersten Zug machen«, sagte Temenides.

»Nein«, sagte Belnar, Ubar von Brundisium.

»Was denn, Ubar?« fuhr Temenides auf. »Laß den Narr doch anfangen, dann hält er vielleicht zwei oder drei Züge länger durch.«

»Der Mann aus Cos ist unser Gast«, sagte Belnar. »Er wird anfangen.«

»Man könnte Speerträger wählen«, schlug ein Gast vor.

»Ja«, sagte ein anderer.

Es gibt viele Verfahrensweisen, Gelb und damit den Eröffnungszug auszulösen. Sind die Spielsteine klein genug, hält man den roten Speerträger in der einen und den gelben in der anderen Hand. Der andere Spieler muß dann eine Hand auswählen. Wählt er den gelben Speerträger, hat er den ersten Zug. Wählt er den roten Speerträger, hat sein Gegner den ersten Zug. Oft wird auch so verfahren, daß man die beiden Spielsteine hinter einem Tuch oder einem Brett aufstellt oder sie in undurchsichtige Tücher einwickelt und dann rät.

»Ich werde die Spielsteine verbergen«, bot sich Boots Tarskstück an.

»Nein«, sagte der Spieler.

»Ich werde sie nehmen«, sagte Belnar.

»Ubar«, willigte Temenides ein.

Belnar, der keinen Widerspruch duldet, nahm zwei

gelbe Speerträger. Einige der Gäste stöhnten auf. Bina stieß ein leises Wimmern aus. Selbst sie wußte genug über das Spiel, um zu begreifen, daß man ihrem Herrn kategorisch das Privileg des ersten Zuges verweigerte, der den Verlauf des ganzen Spiels bestimmt.

»Wähle«, wandte sich Belnar an Temenides. Der Mann aus Cos zuckte mit den Schultern. »Wähle«, sagte Belnar. Temenides zeigte ärgerlich auf Belnars rechte Hand.

Belnar hob grinsend den gelben Speerträger in die Höhe und zeigte ihn den Zuschauern. Dann stellte er die Spielsteine ab.

»Du hast den ersten Zug gewonnen«, bemerkte der Spieler. »Gratulation.«

»Ich war bereit, dir gegenüber Gnade walten zu lassen, und sei es auch nur darum, meine Ehre zu beschützen«, sagte Temenides. »Aber jetzt werde ich dich vernichten, schnell und grausam.«

»Ich dagegen werde mir mit dir Zeit lassen«, erwiderte der Spieler.

»Hochmütiger Sleen!« rief Temenides. »Denk an meine Bedingungen!«

»Das tue ich.«

»Der Bauerntampel wird ermüdend«, sagte Belnar. »Bereitet einen Kessel mit Tharlarionöl vor, der groß genug ist, um einen Menschen hineinzutauchen.«

»Ja, Ubar«, sagte ein Soldat.

»Mit starken Halsketten.«

»Ja, Ubar«, sagte der Soldat und verließ den Saal. Die Halsketten, die man durch Öffnungen im oberen Kesselrand zieht, sollen dazu dienen, das Opfer festzuhalten, dem man die Hände auf den Rücken fesselt. Damit verhindert man nicht nur, daß es aus dem Kessel springt, sondern unterbindet auch jeden Versuch, sich zu ertränken. Das Öl wird langsam heiß gemacht.

»Spielt«, befahl Belnar.

»Ich bitte dich noch einmal, Ubar«, sagte Temenides. »Laß diese Farce nicht zu.«

»Spielt«, riefen einige der Höflinge. Bina stöhnte,

»Spielt«, befahl Belnar.

»Ubars-Speerträger auf Ubar fünf«, sagte Temenides wütend.

Ein Mann führte für ihn den Zug aus.

»Ubaras-Tharlaronreiter nach Ubaras-Hausbauer drei«, sagte der Spieler.

»Hast du überhaupt schon einmal gespielt?« fragte Temenides sofort.

»Gelegentlich«, antwortete der Spieler.

»Kennst du die Regeln?« fragte Temenides.

»Mehr oder weniger.«

»Das ist ein absurder Zug!«

»So viel ich weiß, ist es ein ordnungsgemäßer Zug.«

»Ich habe so etwas noch nie gesehen«, sagte Temenides. »Er verstößt gegen alle konventionellen Prinzipien einer Eröffnung.«

»Konventionell zu sein, heißt nicht unbedingt, das Richtige zu tun«, sagte der Spieler. »Dein großer Meister Centius aus Cos hätte dir das beibringen sollen. Davon abgesehen, woher, glaubst du, stammt das Konventionelle? Erwächst es nicht aus der Wurzel der Ketzerrei? Entspricht es nicht der Wahrheit, daß das Konventionelle der Gegenwart meistens wenig mehr ist als die siegreiche Ketzerrei der Vergangenheit?«

»Du bist ja verrückt«, sagte Temenides.

»Außerdem, je konventioneller du spielst, desto berechenbarer wird dein Spiel; das kann man sich zunutze machen!«

»Sleen!« fauchte Temenides.

Der Zug des Spielers sorgte dafür, daß Temenides' Ubars-Speerträger sofort vom Ubaras-Wissender angegriffen wurde. Es war durchaus möglich, daß sich Temenides dazu hinreißen ließ, einen Zug zu verschwen- den, indem er den Speerträger ein weiteres Feld vorrückte und sich zu weit vorwagte; vielleicht führte dies sogar zu einer vorzeitigen Niederlage. Dennoch

konnte ich mir nicht vorstellen, an Stelle des Spielers diesen Zug gemacht zu haben.

»Würde ich dich mehr respektieren, hätte ich vielleicht einen anderen Eröffnungszug gewählt«, sagte der Spieler.

»Sleen! Urt!« wütete Temenides.

»Bleibt es bei dem Zug?« fragte der Mann, der die Steine auf dem Brett bewegte.

»Ja«, sagte der Spieler.

Der Mann setzte den Spielstein.

»Vielen Dank«, sagte der Spieler.

»Ich glaube, dieser Kerl ist vielleicht gar nicht der Narr, für den wir ihn gehalten haben«, sagte Belnar.

»Unsinn!« widersprach Temenides zornig. »Er ist ein Betrüger, ein Bauerntölpel!«

»Es ist warm hier drinnen«, sagte der Spieler. Er öffnete lässig den dunklen Mantel, den er trug. Darunter kam das rot-gelb-gemusterte Gewand der Spielerkaste zum Vorschein, ganz wie ich vermutet hatte. Sicherlich hatte er es seit Jahren nicht mehr in der Öffentlichkeit getragen. Erstaunte Ausrufe ertönten. Bina sah ihn überrascht an.

»Er gehört zur Spielerkaste«, sagte ein Mann.

»Damit habe ich gerechnet«, sagte Belnar. »Er kam mir von Anfang an nicht verrückt vor.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Temenides. »In Cos bin ich Großmeister. Ich werde ihn vernichten. Es bedeutet nur, daß das Spiel sich vielleicht etwas abwechslungsreicher als angenommen gestaltet.«

»Bist du tatsächlich Mitglied der Spielerkaste?« fragte ein Höfling.

»Ja«, sagte der Spieler. Meine Nackenhaare stellten sich auf. Ich glaube, dies war der Augenblick, da der Spieler mit seiner Vergangenheit ins reine kam.

»Und welchen niedrigen Rang hast du eingenommen?« fragte Temenides verächtlich. Auf den Rang eines Spielers, der auf bestimmten Turnieren und bei

öffentlichen Spielen erkämpft werden muß, wird mit peinlicher Genauigkeit geachtet.

»Ich war ein Meisterspieler!«

»Und in welchem Dorf?«

»In Ar.«

»Ar!« rief Temenides. Andere nahmen den Ruf erstaunt auf.

»Vielleicht ist dir der Name dieser Stadt schon einmal begegnet«, meinte der Spieler.

»Wer bist du?« flüsterte Temenides verstört.

Der Spieler griff an die dunkle Kapuzenmaske, die er trug. Er riß sie sich herunter. Bina kniff die Augen zu. Erstaunte Ausrufe hallten durch den Saal, von freien Männern wie von Sklaven. Bina öffnete die Augen. Sie stieß einen überraschten Schrei aus. Der Spieler trug nicht länger die verhüllende Maske. Er sah sich majestatisch um. Seine Gesichtszüge waren unversehrt, es gab weder Narben vom Wüten eines Feuers noch von menschlichen Folterinstrumenten. Es war ein stolzes, ernstes Gesicht, das Klugheit, Macht und Durchsetzungsvermögen verriet; es war ein unglaublich männliches Gesicht.

»Ich bin Scormus aus Ar.«

»Scormus aus Ar ist vom Antlitz der Welt verschwunden!« rief Temenides.

»Er ist zurückgekehrt«, sagte der Spieler.

»Ich kann nicht gegen diesen Mann spielen«, rief Temenides. »Er ist einer der besten Spieler Gors!«

»Aber das Spiel hat begonnen«, erinnerte Scormus ihn.

»Herr«, rief Bina, »Herr! Ich liebe dich!« Er beachtete sie nicht.

»Du hattest den ersten Zug«, sagte Scormus zu Temenides. »Ich werde den letzten haben.«

Temenides sah Belnar mit einem gequälten Gesichtsausdruck flehend an. »Ich kann nicht gegen einen solchen Mann spielen.«

»Spiel«, sagte Belnar.

»Ubar!« flehte Temenides.

»Es ist amüsant«, sagte Belnar.

»Bitte, Ubar.«

In diesem Augenblick trugen ein paar Männer mit Hilfe von langen Stangen einen riesigen Kessel voller Tharlarionöl in den Saal; er ruhte auf einem Stahlgerüst, das mit einem großen flachen Eisenkasten verbunden war. Die Holzscheite in dem als Ofen dienen- den Kasten wurden entzündet.

»Ubar!« protestierte Temenides schrill.

»Spielt«, sagte Belnar.

Ich verließ unauffällig den Saal. Ich hatte etwas zu erledigen. Doch ich brauchte mich nicht zu beeilen. Der Spieler würde sich mit Temenides Zeit lassen.

Ich ging im Licht der drei Monde über den Gefängnishof und stieg in die Grube hinunter.

»Wer geht da?« rief eine Stimme.

»Ich habe dich im Bankettsaal nicht finden können«, antwortete ich. »Also dachte ich mir, daß du hier bist.«

»Wer bist du?« rief der Mann. »Bleib stehen. Komm nicht näher!«

Ich ließ den Saum meines Gewandes vom Arm gleiten. »Erinnerst du dich nicht mehr an mich?«

»Tritt aus den Schatten heraus!« verlangte der Gefängniswärter und wich ein Stück zurück. »Wie ist die Parole?«

»Stahl!«

Er trat weiter zurück.

Mein Schwert glitt aus der Scheide. Das dabei entstehende Geräusch war unmißverständlich.

Der Wärter wich noch weiter zurück. »Glaubst du im Ernst, du könntest die Alarmstange erreichen, bevor ich bei dir bin?« Da zog auch er das Schwert. Ich trat aus den Schatten.

»Du!« schrie er.

»Ja.«

Er stürmte auf mich zu. Der Kampf dauerte nicht lange. Mein Gegner war nicht ungeschickt. Einmal stürzte er, da er über die Ketten stolperte, die die Bestie an den Pfahl gefesselt hatten. Ich erlaubte ihm, aufzustehen. Dann machte ich ein Ende. Ich nahm mir die Schlüssel vom Gürtel des Toten.

Ich betrat den Saal.

Als ich an dem kochenden Kessel Tharlarionöl vorbeiging, stand das Spiel einen Zug vor seinem Ende. Ich begab mich in die Nähe des Spielbretts und lauschte den Bemerkungen der Männer.

»Ein solches Spiel habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen«, schwärzte ein Mann.

»Es war kein Gemetzel, sondern eine tiefe Demütigung.«

»Temenides hat einen Spielstein nach dem anderen verloren. Ihm ist nur sein Heimstein geblieben, der von Feinden umzingelt ist.«

Ich warf einen Blick auf das Brett. Der Spieler hätte das nicht tun müssen. Zweifellos hatte es hundert Augenblicke gegeben, in denen er das Spiel hätte beenden können, aber er hatte es vorgezogen, mit seinem Gegner zu spielen, ihm die Steine abzunehmen, ihn wie ein Tarsk mit einem Ring durch die Nase hilflos über das Brett zu zerren.

»Laßt das Feuer unter dem Öl höher brennen«, befahl Belnar.

»Ja, Ubar.«

Temenides saß mit leichenblassem Gesicht vor dem Brett.

»Gefangennahme des Heimsteins«, verkündete der Spieler.

»Ein ausgezeichnetes Spiel«, sagte Belnar.

»Ich danke dir, Ubar«, sagte Scormus aus Ar und erhob sich.

Temenides rührte sich nicht. Er blieb vor dem Brett sitzen, vor Entsetzen gelähmt.

Ich hatte den Spieler schon damals in Port Kar bei

unserer ersten Begegnung erkannt oder zumindest vermutet, wer er war. Sein Hinken war verräterisch, so verräterisch, wie es sein Benehmen und seine Sprechweise waren. Ich hatte ihn vor langer Zeit einmal im Haus des Cernus in Ar spielen sehen. Seine Empfindlichkeit bei der Erwähnung von Scormus aus Ar und Centius aus Cos und ihrem großen Spiel 10125 C.A. war ebenfalls verräterisch gewesen. Außerdem war sein Spiel großartig. Wie viele arme Spieler besaßen wohl einen Meisterpokal, der aus Ar stammte, jenen Pokal, den die Straßenräuber beim Überfall auf das Lager der Schauspieler erbeutet und so begehrenswert gefunden hatten, den Pokal, den der Spieler so eilig wieder versteckt hatte? Er hatte ihn nie verkauft und ihn auch nicht weggeworfen. Unter dem dunklen Gewand und der furchteinflößenden Maske war er in seinem Herzen immer Scormus aus Ar geblieben, ein loyaler Bürger der Stadt.

»Macht die Sklavin los«, sagte Belnar. »Sie gehört Scormus aus Ar. Er hat sie sich verdient.«

Ein Wächter befreite Bina von ihren Fesseln, und sie warf sich vor Freude weinend Scormus zu Füßen. »Ich bin dein!« rief sie. »Ich bin dein!«

»Das weiß ich«, erwiderte Scormus.

»Ich liebe dich«, schluchzte sie.

»Auch das weiß ich.«

»Nehmt Temenides gefangen«, befahl Belnar. »Zieht ihn aus, bindet ihn. Legt ihm das Eisen um den Hals.«

Wächter ergriffen den stöhnen Temenides, rissen ihm das Gewand vom Leib und fesselten ihm die Hände auf den Rücken. Dann legte man ihm den schweren Eisenring an, der ihn im Ölkessel festhalten sollte. Er blickte sich wild um. »Ubar!« schluchzte er.

»Ich habe das Öl heiß werden lassen«, sagte Belnar. »Zweifellos kocht es bereits. Dein Ende wird schnell kommen. Wir haben nicht vergessen, daß Temenides ein Gast Brundisiums ist.«

»Ubar!« schluchzte Temenides.

Scormus räusperte sich.

»Ja, Spieler?« Offensichtlich hatte Scormus den Respekt des Ubars errungen. Auf Gor gibt es nur wenige Männer, die nicht von der Kunst eines Großmeisters begeistert sind.

»Wenn ich mich recht erinnere, liegt das Leben von Temenides, meinem ehrenhaften Gegner, den ich in der Hitze des Augenblicks vielleicht etwas grob behandelt habe, in meiner Hand und nicht in deiner.«

»So ist es«, sagte Belnar. »Entschuldige, Spieler. Ich war gedankenlos. Ich werde das Öl abkühlen lassen, damit man es langsam wieder zum Kochen bringen kann. So wird die Qual deines Gegners allmählich gesteigert, was die Angelegenheit sicherlich kurzweiliger macht.«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte Scormus.

»Spieler?«

Scormus wandte sich an Temenides. »Ich werde dir dein Leben, das in meiner Hand liegt, schenken, und zwar gern. Es gehört wieder dir. Nimm es mitsamt den Soldaten in deiner Begleitung, die Cos seltsamerweise an diesen Ort entsandt hat, und verlaß Brundisium noch in dieser Nacht.«

»Kastenbruder«, rief Temenides dankbar. Ein paar Männer seiner Eskorte befreiten ihn und warfen ihm sein Gewand über die Schultern. Dann eilte er mit ihnen aus dem Saal. Belnar sah ihnen nach. Er wandte sich an einen Diener und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Der Diener verließ ebenfalls den Saal.

»Scormus aus Ar ist großzügig«, sagte Belnar.

Scormus neigte kurz den Kopf. Obwohl Belnar lächelte, konnte ich mir nicht vorstellen, daß ihn der Ausgang des Abends erfreute. Er sah noch einmal in Richtung der großen Flügeltür, durch die Augenblicke zuvor Temenides und die Soldaten aus Cos verschwunden waren. Belnar hatte offensichtlich damit

gerechnet, daß Temenides den maskierten Fremden besiegte, den man für einen unbedeutenden Spieler gehalten hatte. Dieser Ausgang gefiel ihm nicht. Ich war davon überzeugt, daß er mit Temenides unzufrieden war, genau wie ich davon überzeugt war, daß ihm die Anwesenheit von Scormus aus Ar in seinem Palast Unbehagen einflößte. Er wandte sich höflich an Scormus. »Spieler«, sagte er, »erweise uns die Ehre, am Tisch von Brundisiums Ubar zu sitzen.«

»Ich danke dir, Ubar, aber mit deiner gütigen Erlaubnis zöge ich es vor, mich in mein Quartier zurückziehen zu dürfen.« Er warf Bina einen Blick zu. »Darauf wartet schon jemand.«

»Herr«, flüsterte Bina und fuhr mit der Zunge über seinen Oberschenkel.

»Natürlich«, sagte Belnar grinsend.

»Ubar, wir sind weit gereist, um dich und deinen Hof zu unterhalten, und sind erschöpft«, meldete sich jetzt auch Boots zu Wort. »Bitte erlaube mir und meiner Truppe, daß wir uns zurückziehen. Es hat uns großes Vergnügen bereitet, vor dir spielen zu dürfen.«

»Für einen Sack voll Gold sollte es auch Vergnügen bereiten«, sagte Belnar. Die Höflinge und Gäste lachten. Belnar lächelte, erfreut über die Reaktion auf seinen Spott. »Ihr dürft gehen.«

»Wir danken dir, Ubar«, sagte Boots und verbeugte sich tief. Er schloß sich Scormus und Bina an, gefolgt von seiner ganzen Truppe. Sie verließen den Saal. Natürlich hatten sie nicht vor, ihre Quartiere aufzusuchen. Sie würden aus der Stadt flüchten, und zwar mit Hilfe von vorher vorbereiteten Ausreisepapieren, die Lady Yanina nichtsahnend auf Boots' Bitte hin, der ein Talent für solche Einzelheiten hatte, der Truppe ausgestellt hatte. Ich mischte mich wieder unter die anderen Gäste. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis Alarm geschlagen wurde.

»Kommt, meine Gäste, kehrt auf eure Plätze

zurück«, sagte Belnar fröhlich. »Die beste Unterhaltung des Abends kommt noch!« Alles setzte sich wieder. Nackte, parfümierte Sklavinnen eilten umher und brachten Wein, Delikatessen und andere ausgesuchte Köstlichkeiten.

»Wo bleibt Lady Yanina?« wandle sich Belnar gereizt an Flaminius.

»Ich weiß es nicht, Ubar«, gab Flaminius zu.

»Sie kommt zu spät.«

»Ja, Ubar.«

»Sie hätte schon längst hier sein sollen.«

»Ja, Ubar.«

»Ich weiß, daß du wegen ihrer Schönheit ein Auge auf sie geworfen hast. Ich hoffe doch nicht, daß du sie am Abend ihres Triumphs in eine Villa außerhalb der Stadtmauern verschleppt hast, wo sie dich in Ketten erwartet.«

»Nein, Ubar.«

»Das war ein Scherz.«

»Sicherlich, Ubar«, erwiderte Flaminius unbehaglich und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Bürger Brundisiums, verehrte Gäste«, rief Belnar und stand auf. »Ich hätte es vorgezogen, wenn Lady Yanina, diese hervorragende Bürgerin Brundisiums, die euch allen bekannt ist, diese wahre Dienerin unseres Hofs und unseres Staates, die liebliche Hofdame, meine vertrauensvolle, wunderschöne Agentin, den nächsten Teil der abendlichen Unterhaltung angekündigt hätte, denn der Triumph dieses Augenblicks gehört auf eine ganz besondere Weise ihr! Doch sie ist verhindert! Unglücklicherweise müssen wir, da sich der Abend nun dem Höhepunkt nähert, ohne sie fortfahren.«

Enttäuschte Rufe erschollen.

»Sollen wir noch länger warten?« fragte Belnar.

»Nein«, riefen einige der Gäste. »Weitermachen.«

»Holt die Truhe und stellt sie auf die Bühne«, befahl Belnar.

Ein paar Soldaten betraten den Saal. Sie trugen die große Truhe, die einst im Requisitenwagen von Boots Tarskstück gestanden hatte. In diesem Wagen bewahrte Boots alle möglichen Dinge auf, Souvenirs, Kostüme und Bühnenutensilien. Er transportierte dort auch die Gegenstände, die mit seinen Zauberkunststücken zu tun hatten. Es schien eine ganz gewöhnliche Truhe zu sein, und man konnte sie auch für diesen Zweck benutzen, wenn einem der Sinn danach stand. In dieser Truhe hatte man mich nach Brundisium gebracht; es war die Truhe, in der Lady Yanina mich als völlig hilflosen, in Ketten gelegten Gefangenen ihrem Ubar Belnar von Brundisium hatte übergeben wollen.

»In dieser Truhe liegt unserer Gnade ausgeliefert ein in Ketten gelegter Feind Brundisiums, ein hochmütiger Kerl, der es gewagt hat, unserem Thron zu mißfallen, ein Kapitän und Sklavenhändler aus Port Kar, von dem ihr vielleicht schon gehört habt, der angeblich so mächtige und gefürchtete Bosk aus Port Kar!«

An diesem Punkt von Belnars Ansprache setzte heftiger Applaus ein.

»Zur Strecke gebracht von unserer Lady Yanina!« rief Belnar.

Alles lachte.

»Nachdem er, wie man vielleicht erwähnen sollte, gewissen Männern irgendwie durch die Finger geschlüpft ist«, fügte Belnar hinzu und warf Flaminius einen gutmütigen Blick zu. Flaminius lächelte trocken, wie es sich gehörte. Gelächter erscholl. Er ballte die rechte Hand zur Faust. Es gab keinen Zweifel, dieser Abend würde für Lady Yanina zum Triumph werden. Sie hatte nicht nur über mich einen Sieg davongetragen, über einen Kerl namens Bosk, der aus einer anderen Stadt kam, nein, viel wichtiger war, daß sie auch ihren Rivalen Flaminius besiegt hatte. Mir fielen ihre Worte wieder ein, die sie mir in Boots' Lager entgegengeschleudert hatte. »Du wirst dafür sorgen, daß

ich in Brundisium zu neuen Höhen der Macht aufsteigen werde!« Ich wußte noch immer nicht, warum ich für den Ubar Brundisiums von solchem Wert war.

»Ich bin zufrieden mit Lady Yanina!« rief Belnar den Gästen zu.

Alles applaudierte.

»Es ist meine Absicht, sie reich zu belohnen«, sagte Belnar. »Sie wird meine Großzügigkeit kennenlernen. Sie wird mit Gold, Macht, Privilegien und einem hohen Rang belohnt werden!«

»Belnar der Großzügige!« riefen einige Höflinge. »Belnar der Große!« Belnar senkte bescheiden den Kopf und winkte halbherzig ab. Das rief noch mehr Applaus hervor. Viele Männer hatten sich von ihren Plätzen erhoben. Ich gewann den Eindruck, daß Höflinge schnell bereit waren, jede Großzügigkeit ihres Herrn zu feiern. Flaminius enthielt sich jeder Beifallsbekundung. So großzügig Belnar auch mit jenen verfahren mochte, die ihm zu seiner Zufriedenheit dienten, bezweifelte ich doch keinen Augenblick lang, daß er jene, die ihn enttäuschten, mit entsprechender Gnadenlosigkeit bestrafte.

»Ich wünschte nur, Lady Yanina wäre hier, daß sie am Abend ihres Triumphs unter uns wäre.«

Die Höflinge gaben enttäuschtes Gemurmel von sich. Doch ich war davon überzeugt, daß es die meisten der Anwesenden vermutlich freute, daß die Lady Yanina nicht unter ihnen weilte. Schließlich war sie bloß ein Höfling unter vielen und stand deshalb sicher mit ihnen allen auf Kriegsfuß, nicht nur mit Flaminius. Es ist eine Sache, die Großzügigkeit eines Ubars zu preisen, und eine ganz andere, die Beförderung eines möglichen Konkurrenten mit von Herzen kommendem Enthusiasmus zu feiern. Belnar hatte offensichtlich sein Vergnügen an der Sache. Hätte Lady Yanina an seinem Tisch gesessen, hätte er diesen Augenblick des Triumphs teilen müssen; man konnte wohl davon ausge-

hen, daß er trotz seiner Absichten und Beteuerungen ihre Abwesenheit nicht sehr bedauerte.

»Öffnet die Truhe!« rief Belnar. »Soll Bosk aus Port Kar, hilflos und ein Narr, der sich von Lady Yanina gefangen nehmen ließ, unserem Vergnügen dienen!«

Zwei Soldaten begaben sich zur Truhe. Der Schlüssel hing an einem Strick. Einer von ihnen schob den Schlüssel in das erste Schloß. »Beeilt euch, Leute!« feuerte Belnar die Männer an. Der Schlüssel verschwand im zweiten Schloß, einen Augenblick später wurde der schwere Deckel zurückgeklappt. Männer standen von den Tischen auf, um besser sehen zu können. In der Truhe befand sich ein Sack. Es war ein großer Sack. Er bestand aus schwerem, widerstandsfähigem Leder. Er war fest verschnürt. Die Soldaten hoben den Sack in die Höhe und stellten die darin befindliche Person auf die Füße. Aber sie schien nicht groß genug für einen Mann zu sein, erst recht nicht für jemanden wie Bosk aus Port Kar. Sie war viel zu klein, zu schmal. Außerdem schienen der gefangenen Person männliche Konturen zu fehlen. Dafür waren deutlich hinreichende weibliche Formen zu sehen. Die Soldaten sahen sich verblüfft an. Männer wechselten Blicke. Im Saal herrschte Stille.

»Öffnet den Sack«, befahl Belnar.

Mit fliegenden Fingern zerrte einer der Soldaten an dem Knoten, der den Sack verschloß. Es handelte sich natürlich nicht um denselben Sack, in den man mich gesteckt hatte; er hatte in der Truhe unter dem ersten verborgen gelegen. Der erste Sack hatte eine geschickt angebrachte, verborgene Öffnung unter einem doppelten Saum besessen, durch die ein Darsteller ganz nach Wunsch hinein- oder heraussteigen konnte. Bei dem zweiten Sack hatte es sich um einen ganz gewöhnlichen Sklavensack gehandelt, den man auf Gor zum Sklaventransport benutzte. Er war stabil genug, um einen kräftigen Mann zu halten.

»Macht schnell!« rief der Ubar.

Die Soldaten rissen den Sack auf und zogen ihn von der Gestalt herunter; Kopf und Schultern wurden sichtbar. Die Person trug eine Haube.

»Es ist eine Frau«, sagte jemand in die Stille hinein.

Der Sack wurde weiter nach unten geschoben. Die Frau war nackt. Sie warf den von einer Haube verhüllten Kopf in den Nacken. Dann riß sie wild an den Sklavenhandschellen, die ihre Handgelenke auf dem Rücken hielten. Das waren nicht die schweren Trickhandschellen, die man mir in Boots' Lager angelegt hatte. Die hatte ich sofort abgestreift, nachdem man mich in den Sack gesteckt hatte.

»Wer hat eine Sklavin in die Truhe gesteckt?« brüllte Belnar, außer sich vor Wut. »Soll das ein Scherz sein?«

»Wo ist Bosk aus Port Kar?« fragte ein Gast.

»Nehmt der Sklavin die Haube ab!« befahl Belnar.

»Sie hat ja gar kein Brandzeichen«, rief einer der Soldaten Belnar zu. Er hatte den Sack gerade bis zu ihren Knien hinuntergeschoben und drehte sie auf der Suche nach dem Brandmal grob hin und her.

»Die Haube ab!« brüllte Belnar.

Ein Soldat hielt die Frau fest, während der andere an den Schnallen der Haube herumfingerte, die sich unter dem Kinn befanden.

»Schnell!« brüllte Belnar.

Die Truhe auf der Bühne war dieselbe, in die man mich in Boots' Lager gesteckt hatte. Allerdings hatte ich für ein paar Veränderungen gesorgt. Ich hatte Hinterseite und Boden, die man beide von innen und von außen öffnen konnte – das richtete sich danach, ob zum Ausstieg auf der Bühne eine Falltür oder eine Öffnung in der Wand benutzt wurde –, fest verschlossen, und zwar mit Hilfe der dort angebrachten Riegel. So wurde aus der Tricktruhe eine ganz normale Truhe. Das war nicht nur dann nützlich, wenn man sie zum Transport von Gegenständen benutzte, sondern auch

für den Fall, daß sie bei einer Vorstellung von einem Zuschauer überprüft wurde. Danach ist es nicht schwer, unter irgendeinem Vorwand die Riegel in die Lage zu schieben, die man wünscht; natürlich befinden sie sich an der Außenseite der Truhe, so daß sie von dem Zauberer auf der Bühne bedient werden können. Sollte er das vergessen, ist der Darsteller in der Truhe natürlich gefangen. Genau das hatte ich getan. So war es der Person in der Truhe unmöglich, aus ihr zu entkommen – auch dann, wenn sie nicht gefesselt gewesen wäre und in einem Sack gesteckt hätte.

»Schnell!« brüllte der Ubar.

Man riß der Frau die Haube vom Kopf. Sie rollte wild mit den Augen. Ihr Gesicht war rot angelaufen. Sie warf den Kopf zurück und befreite ihr Antlitz von dem feuchten Haar.

»Lady Yanina!«

Sie konnte nicht sprechen. Sie wimmerte. Der von einem Tuch gehaltene Knebel saß noch immer fest in ihrem Mund.

»Nehmt ihr den Knebel ab!« rief Belnar. Lady Yanina legte den Kopf in den Nacken, während einer der Soldaten sich mit den Knoten des Tuches abmühte. Nachdem mir die List mit der Truhe den Zutritt zur Stadt und zum Palast verschafft hatte, hatte ich einige Stunden gewartet, bis ich sie verließ und die Uniform eines brundisischen Soldaten anlegte. Die Uniform war aus Kostümen in Boots' Fundus zusammengestellt worden. Spät in der Nacht hatte ich, einen Sklavensack mit den nötigen Utensilien unter dem Arm, die Gemächer von Lady Yanina aufgesucht. Ein Pochen an der Tür und die Nachricht, daß Belnar sie wegen eines Notfalls dringend brauche, hatten gereicht. Sie war zur Tür geeilt, nur mit einem dünnen Gewand bekleidet. Ich war eingetreten, hatte sie überwältigt, ausgezogen und verpackt. Ein paar Augenblicke später war ich durch die Gänge des Palastes geeilt, einen vollen Sklavensack mit

mir schleppend. In einem Raum abseits des großen Saales hatte ich sie dann in die dort stehende Truhe verfrachtet, und zwar durch die hintere Seite. Dann hatte ich die Riegel vorgeschoben. Die Schlosser, an denen die Schlüssel hingen, waren nicht berührt worden. Alles sah so aus wie zuvor. Nur daß die Truhe jetzt einen neuen Gefangenen hatte. Dann hatte ich mit Hilfe meiner Maske als angeblicher Offizier das Gemach gesucht, in dem der Mann aus Turia schlief. Er war so freundlich gewesen, mir seine Papiere zu leihen, durch die ich mir am darauffolgenden Abend den Zugang zum Bankett verschafft hatte.

»Ubar!« rief Lady Yanina, als ihr der feuchte Knebel aus dem Mund gerissen worden war.

»Wer hat dir das angetan?« wollte Belnar wissen.

»Bosk aus Port Kar!« rief sie und zerrte hilflos an den Ketten, die sie fesselten.

»Wo ist er?«

»Ich weiß es nicht«, schluchzte sie.

»Du Närrin!« brüllte Belnar.

»Er muß noch irgendwo im Palast sein«, rief Flaminius und sprang auf. Im Saal entstand Unruhe.

»Eilt zu den Quartieren der Schauspieler!« sagte Belnar. »Verhaftet sie. Sie müssen in die Sache verwickelt sein.«

»Sie sind nicht in Richtung ihrer Quartiere gegangen«, rief ein Mann, der in der Nähe der Tür saß.

»Sie wollen sicherlich aus der Stadt fliehen!«

»Haltet sie auf!« befahl Belnar.

»Wartet!« rief da ein Höfling. »Ich höre Alarmstangen.«

Er hatte recht. Als einen kurzen Augenblick lang Stille in den Saal einkehrte, hörte man deutlich das gedämpfte Geklirr von Alarmstangen.

»Was ist da los?« wollte Belnar wissen.

In diesem Moment stürmte ein Soldat in den Saal. »Im Gefängnis hat es einen Ausbruch gegeben!« rief er.

»Gatch ist erschlagen worden. Die Zellen sind alle leer. Gefangene laufen durch die Straßen.«

Ich hatte gehofft, dies werde eine Ausnahmesituation von solchem Ernst schaffen, daß Belnar sich dazu werde hinreißen lassen, bestimmte Wertsachen an einen anderen, sichereren Ort zu schaffen.

»Ab sofort herrscht das Kriegsrecht«, verkündete Belnar. »Ruft alle Soldaten zusammen. Sichert den Palast!«

Falls der Ausbruch der Gefangenen für diesen Zweck nicht ausreichte, dann auf jeden Fall das Wissen, daß ich auf geheimnisvolle Weise freigekommen war und mich irgendwo im Palast aufhielt. Ich verließ mich darauf, daß Boots außerhalb des Bankettsaales die Spiegel an der abgesprochenen Stelle aufgestellt hatte. Sollte er es nicht getan haben, war es unter diesen Umständen allerdings ziemlich unwahrscheinlich, daß er jemals deswegen zur Rechenschaft gezogen würde.

»Ubar!« rief Lady Yanina.

»Ergreift sie!« befahl Belnar den Soldaten. »Werft sie in den Kessel mit dem Öl. Nein, wartet. Das Öl ist zu gut für sie. Bringt sie nach unten in die Sklavengehege. Legt ihr einen Kragen an.«

»Nein! Nein, Ubar, bitte!« schluchzte Lady Yanina.

Ein Soldat warf sich die am ganzen Leib zitternde Lady Yanina über die Schulter. Nachdem sie zur Sklavin gemacht worden war, konnte Belnar noch immer in aller Ruhe entscheiden, was er mit ihr anstellen wollte.

»Ich grüße euch!« rief ich da mit lauter Stimme.

Ein paar der Gäste sahen mich befremdet an.

Ich hatte mich unauffällig in den hinteren Teil des Saales begeben und stand jetzt neben dem großen Kessel mit dem siedenden, blubbernden Öl. Ich legte die Hände auf eine der langen Stangen, mit denen man den Kessel in den Saal getragen hatte.

»Das ist er!« rief ein Mann. »Das ist Bosk aus Port Kar!«

»Ergreift ihn!« befahl Belnar.

»Vorsicht!« schrie einer der Gäste. »Paßt auf!« rief ein anderer. Sklavenmädchen flohen kreischend.

»Nein!«

Ich packte die Stange und benutzte sie als Hebel, stieß sie unter die überdimensionale Kochplatte und kippte sie mitsamt dem Kessel um. Eine Flutwelle kochenden Öls ergoß sich über den Kesselrand und schoß über den Boden. Männer sprangen auf die Tische. Schmerzensschreie ertönten. Der Kessel krachte auf die Fliesen. Ich trat einen brennenden Scheit in das Öl, das sich heiß und glitschig über den Saalboden ausbreitete. Männer und Sklavinnen flohen schreiend, als eine furchteinflößende Flammenflut, eine schmale, prasselnde Feuerwand, losraste und einen Augenblick später den ganzen Raum erfaßt hatte. Ich schlug einen heranstürmenden Soldaten mit der Stange nieder. Ein kreischender Mann versuchte die Flammen zu löschen, die den Saum seines Gewands erfaßt hatten. Andere Bankettgäste flohen zu den Wänden. Ich schlug noch einen Soldaten nieder. Er flog gegen einen Tisch. Die Temperatur im Saal hatte sich dramatisch erhöht. Rauchschwaden erschwerten das Atmen. Ich entdeckte Belnar durch die Flammen hindurch, Männer husteten. Sklavinnen drückten sich an die Wände. Waffen wurden gezogen. »Dich erwische ich!« brüllte ein Mann und stürmte durch Feuer und Qualm direkt auf mich zu. Die Stange traf ihn genau in den Magen, und er brach zusammen. Ich sah mich um, Nur noch einen Augenblick, dann wäre das Öl verbrannt, und die Flammen wären zu flackernden Pfützen geworden, durch die man hindurchwaten konnte.

»Ergreift ihn!« schrie Belnar hustend; er hielt den Ärmel des Gewandes vor Mund und Nase gedrückt. Ich warf die Stange ein paar wütenden Gästen entgegen und trieb sie zurück. Es war Zeit, hier zu verschwinden. Ich widerstand dem Impuls, der Menge

fröhlich zuzuwinken. Solche Gesten haben ihren Wert, aber es sind schon zu viele Männer dabei von Armburstbolzen durchbohrt worden. Ich eilte aus dem Saal.

»Rettet euren Ubar!« rief ich den beiden verwirrten Wächtern zu, die treu auf ihrem Posten ausgeharzt hatten, und deutete auf den Saal. Sie konnten dieser Bitte nicht widerstehen und verschwanden in dem Rauch und dem Tumult. Ich warf hinter ihnen die Türen ins Schloß und band die Klinken mit dem seidenen Gürtel meines Gewandes zu. Fast im gleichen Augenblick stürmte man von der anderen Seite gegen die Tür; eine Schwertklinge schob sich durch den Spalt und hackte auf die Seidenschnur ein. Auf dem Korridor gab es nur verschlossene Türen, Sklavenringe, Säulen, Nischen, Vasen und dekorative Gemälde. Jeden Augenblick würde die Menge – die Soldaten und die Wächter an der Spitze – durch die aufgebrochene Tür gestürmt kommen.

Ich sah mich in dem Korridor nach beiden Seiten um. Er war ausgesprochen lang. Es war niemand zu sehen. An der nächsten Abzweigung standen vermutlich Wachen postiert. Ich setzte mich in Bewegung.

Die Flügeltür zum Bankettsaal wurde aufgestoßen, die Türhälften krachten gegen die Wand. Ich hörte Gebrüll, keuchende Männer, das Getrampel von Füßen. Dann kehrte plötzlich Stille ein.

»Wo ist er?« fragte ein Mann überrascht.

»Er muß hier irgendwo stecken!«

»Der Saal ist leer!«

»Das kann nicht sein«, sagte ein anderer Mann. »Er hat nur wenige Ihn Vorsprung.«

»Er ist weg!«

»Die Korridortüren!« rief Belnar. »Er ist durch eine von ihnen hindurchgeschlüpft. Beeilt euch! Findet ihn!«

Ich hörte, wie Männer den Korridor in beide Richtungen entlangstürmten. Einer lief keinen Meter von

mir entfernt vorbei. Bald darauf hallten erneut Rufe durch den Korridor. »Die Türen sind verschlossen!« hörte ich. »Hier auch!« ertönte es aus der anderen Richtung. »Keine Tür ist aufgebrochen worden.«

»Vielleicht hat er ja einen Schlüssel«, sagte jemand.

»Aber er hatte doch gar keine Zeit ihn zu benutzen«, sagte ein anderer Mann verstört.

»Die Schlüssel zu diesen Türen werden in der Stube des Kapitäns der Wache aufbewahrt«, sagte ein anderer Mann, offensichtlich ein Soldat.

»Überprüft sofort alle Schlüssel«, befahl Belnar. »Wir werden sehen, welcher Schlüssel fehlt. Und genau durch diese Tür wird er geflohen sein.«

»Wir haben den Saal doch nur einen Augenblick nach ihm verlassen«, sagte ein Mann unbehaglich.

»Ich glaube nicht, daß er Zeit genug hatte, eine dieser Türen zu erreichen.«

»Und wenn er sie doch erreicht hätte, wäre ihm nicht genug Zeit geblieben, sie aufzuschließen.«

»Vielleicht war die Tür ja offen«, meinte jemand.
»Vielleicht hat er sie ja vorher geöffnet.«

»Und dann hat er sie von der anderen Seite aus zugeschlossen.«

»Ich glaube nicht, daß er Zeit genug hatte, eine dieser Türen zu erreichen«, wiederholte der Mann, der das schon vorher gesagt hatte.

»Was willst du damit sagen?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete der Mann unbehaglich.

»Narren!« rief Belnar. »Laßt die Wachen an beiden Enden des Korridors Rapport erstatten. Vielleicht haben sie ihn ja längst in ihrer Gewalt!«

Ich hörte Schritte, die sich in beide Richtungen entfernten.

»Da kommt der Wachoffizier«, sagte ein Mann.
»Borto ist bei ihm.«

»Ubar!«

»Welche zu diesem Korridor gehörenden Schlüssel fehlen? Schnell!« sagte Belnar.

»Keine, Ubar«, sagte der Neuankömmling. »Es fehlen keine Schlüssel. Weder von diesem Korridor noch von einem anderen.«

Diese Verkündigung wurde mit Schweigen aufgenommen.

»Ubar«, rief ein Mann, »wir haben den Bericht von den Wachen im Westen. Es ist niemand an ihnen vorbeigekommen.«

»Na also«, sagte Belnar zufrieden. »Die Sache ist erledigt. Die Ostwachen werden ihn gefangengenommen haben.«

»Da kommt Elron«, sagte ein Mann. »Er war bei den Ostwachen.«

»Bosk ist in ihrem Gewahrsam«, sagte Belnar.

»Ubar!«

»Sprich«, sagte Belnar. »Hatte man Mühe, den Kerl zu überwältigen?«

»Ubar?«

»Du kommst doch von den Ostwachen, oder nicht?« verlangte Belnar zu wissen.

»Ja, Ubar. Aber sie haben den Mann nicht gesehen!«

»Was?« brüllte Belnar.

»Er ist nicht an ihnen vorbeigekommen.«

»Unmöglich«, sagte Belnar.

»Es stimmt, Ubar.«

»Er muß an ihnen vorbeigekommen sein«, sagte ein anderer Mann.

»Nein«, erwiderte Elron.

»Er muß es aber«, beharrte der Mann.

»Das ist sehr ungewöhnlich«, sagte ein anderer Mann. »Der Korridor ist schmal. Dort stehen fünf Wächter.«

»Er hätte sowieso nicht die Zeit gehabt, bis dorthin zu kommen«, meldete sich der nächste Mann zu Wort.

»Wir waren ihm dicht auf den Fersen.«

Wieder kehrte Schweigen ein.

»Er muß hier irgendwo stecken.«

»Aber er ist nicht in diesem Korridor«, erhielt der Sprecher zur Antwort. »Wir haben ihn genau durchsucht. Du siehst doch, daß er leer ist.«

»Wo kann er nur sein?«

»Wo steckt er?«

»Das gefällt mir nicht.«

»Er ist weg. Einfach weg!«

»Er ist verschwunden!« flüsterte jemand.

»Ubar«, meldete sich Flaminius zu Wort. »Die Alarmstangen werden noch immer geschlagen. Ich schlage vor, daß wir unsere Aufmerksamkeit ernsteren Angelegenheiten als der Gefangennahme eines flüchtigen Briganten zuwenden.«

»Ich will, daß er gefunden wird!« brüllte Belnar.

»Durchsucht den Palast! Findet ihn!«

»Ja, Ubar«, riefen die Soldaten und liefen los.

»Ubar!« protestierte Flaminius.

»Benachrichtige die zuständigen Offiziere der Wache und des Heeres!« rief Belnar. »Gib die Befehle heraus! Sie sollen für Sicherheit auf den Straßen sorgen, die Stadttore bewachen und nach entflohenen Gefangenen suchen!«

»Sicherlich willst du das Kommando höchstpersönlich übernehmen«, sagte Flaminius.

»Ich muß mich um andere Angelegenheiten kümmern.«

»Dann werde ich mit deiner Erlaubnis das Kommando übernehmen«, sagte Flaminius. »Keine Angst. Ich werde in kürzester Zeit für Ordnung gesorgt haben.«

»Du wirst genau das tun, was ich dir befohlen habe«, sagte Belnar. »Und zwar nur das.«

»Ubar?« fragte Flaminius.

»Du wirst die Dinge schnell organisieren«, fauchte Belnar. »Du wirst die Oberaufsicht dem Stadtkapitän

übertragen und dich danach den Suchtrupps nach Bosk aus Port Kar anschließen. Ich will, daß jeder, der ihn identifizieren kann, ob Wächter, Mann oder Frau, freier Mann oder Sklavin, sich an der Suche beteiligt!«

»Ist er so wichtig, Ubar?« fragte Flaminius. »Ubar?« rief er. Vermutlich war Belnar gegangen und hatte sein Gefolge mitgenommen.

Einen Augenblick später erklangen wieder Schritte; Flaminius rief nach seinen Untergebenen, und seine Stimme wurde dabei leiser.

»Wohin könnte Bosk geflohen sein?« fragte ein Mann.

»Das gefällt mir nicht, das gefällt mir kein bißchen«, sagte ein anderer.

»Er ist einfach verschwunden«, flüsterte ein dritter furchtsam. Ich hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, um ihn zu berühren. Das hätte ihm bestimmt einen ordentlichen Schrecken versetzt.

»Laß uns gehen«, sagte die erste Stimme.

»Du hast recht.« Auch ihre Schritte entfernten sich.

Die Illusion hatte natürlich sorgfältig in Szene gesetzt werden müssen. Die Position der Spiegel mußte nach genauen Berechnungen erfolgen. Das angewandte Prinzip besteht darin, daß Dinge so reflektiert werden, daß der Betrachter veranlaßt wird, das Gesehene falsch zu deuten; so hält er zum Beispiel das Spiegelbild eines bestimmten Ortes für einen anderen Ort. Er rechnet nicht mit Spiegeln und denkt auch nicht daran, und selbst wenn das doch der Fall sein sollte und er das damit verbundene Prinzip versteht, wird er trotzdem genau das sehen, was der Illusionskünstler will. Auf diese Weise kann sich nicht nur der unwissende Betrachter an solchen Illusionen erfreuen, sondern auch der kritische, gebildete Betrachter; selbst andere Illusionskünstler haben ihr Vergnügen daran, wenn die Nummer mit der nötigen Kunstfertigkeit ausgeführt wird.

Im Palast von Brundisium war niemand auch nur auf die Idee gekommen, mit einem solchen Trick zu rechnen, und genau darauf hatte ich mich verlassen. Wäre ihnen der Verdacht gekommen, hätten sie schnell die Wahrheit herausgefunden; sie hätten nur die Korridorwände einer genauen Untersuchung unterziehen müssen. Aber bis jemand an meine Verbindung zur Truppe von Boots Tarskstück dachte und darauf kam, daß ein so geschicktes Zauberkunststück nicht nur möglich, sondern in Anbetracht der seltsamen Umstände meines Verschwindens sogar wahrscheinlich war, wäre ich nicht länger in meinem bizarren Versteck geblieben.

Ich stand natürlich hinter einem Spiegel, das heißt, am Schnittpunkt zweier Spiegel, und zwar in einer der Nischen. Die Ränder der beiden Spiegel wurden von einer freistehenden Säule verdeckt, die dort zur Dekoration stand und an der man Pflanzen aufhängen konnte. Dank Boots stand die Säule jetzt ein Stück näher an der Nische. Für den zufälligen Betrachter war das Spiegelbild der gegenüberliegenden Wände eine einzelne feste Wand, die sich hinter der Säule erstreckte. Das Zurücksetzen der Säule, die Verbindung der beiden dahinter befindlichen Spiegel und der dadurch entstandene Winkel machten es dem Betrachter unmöglich, sein eigenes Spiegelbild zu sehen; es sei denn natürlich, er hätte die Nische betreten.

Der Korridor schien mittlerweile verlassen zu sein. In der Ferne war Gebrüll zu hören. Ich schlüpfte aus dem Gewand. Die Suchmannschaften würden vermutlich nach einem Mann im gelbweißen Kaufmannsgewand suchen, das nach turianischer Mode geschnitten war. Darunter trug ich eine Uniform, die der eines brundisischen Soldaten stark ähnelte. Ich hielt es für ziemlich unwahrscheinlich, daß man mich in einer Stadt von der Größe Brundisiums, in einer Stunde des Aufruhrs und der Verwirrung, in der überall Soldaten

umhereilten, Befehle gaben und erhielten, in der Agenten in Uniform und in Zivilkleidern ihrer Aufgabe nachgingen, so ohne weiteres erkennen würde. Außerdem hatte ich den Eindruck gewonnen, daß viele der Höflinge, die mich in dem Saal gesehen hatten – Männer, die nicht gerade für ihren Mut bekannt sind – der Versuchung widerstehen würden, begeistert an einer Suche teilzunehmen, die nicht ohne Gefahr war. Sie würden sicherlich zu dem Schluß kommen, daß es vermutlich besser war, wenn sie sich in ihren Gemächern tapfer in Reserve hielten, sich auf den Augenblick vorbereiteten, an dem ihr Ubar sie wirklich brauchte. In der Zwischenzeit würden sie sich natürlich auf dem laufenden halten. Ich bereitete mich darauf vor, den Korridor zu betreten. Mit etwas Glück würde ich sogar ein paar Soldaten um mich scharen und meine eigene Suchmannschaft gründen können. Das schien eine gute Möglichkeit zu sein, sich an fast jeden Ort begeben zu können. Wer konnte schon wissen, wo sich der Schurke Bosk aus Port Kar verbarg?

Ich schob vorsichtig den Kopf aus meinem Versteck. Der Korridor war leer. Ich trat mutig vor, blieb lange genug dort stehen, um die Spiegel ein Stück auseinanderzustellen. So würde der Sklavenaufseher, der die Reinigungskolonne beaufsichtigte, sich vielleicht über ihre Anwesenheit in dem Korridor wundern und sie einfach in irgendeinen Lagerraum bringen lassen. Einen Augenblick später schritt ich energisch den Korridor entlang, in den Ferne ertönte weiterhin Gebrüll. Außerhalb des Palastes schlug man beim Gefängnis und in verschiedenen Stadtteilen noch immer die Alarmstäbe.

»Halt!« rief der eine der beiden Wächter, die auf einer der langen, geländerlosen und schmalen Brücken standen, die die Türme Brundisiums miteinander verbanden. Solche anmutigen gewölbten Brücken sind ein charakteristischer Bestandteil vieler goreanischer Städte. Sie sind leicht zu verteidigen und dienen dazu, verschiedene Türme in unterschiedlicher Höhe miteinander zu verbinden, Türme, die in Zeiten der Belagerung als Festungen dienen, sollten die Verteidiger sich entscheiden, die Brücken zu blockieren oder zu zerstören. Jeder Turm war ein fast uneinnehmbares, gut ausgerüstetes Bollwerk. In Brundisium gab es elf solcher Türme.

In vielen der großen Städte gibt es noch mehr davon, in Ar beispielsweise sogar Hunderte. Von ihrer militärischen Bedeutung abgesehen sind solche Brücken natürlich auch wunderschöne Bauwerke; in praktischer Hinsicht dienen sie dazu, die Städte in eine Vielzahl von Ebenen aufzuteilen. Goreanische Städtearchitektur weist seltener die Form niedriger, sich ausbreitender konzentrischer Ringe auf; viele Städte bestehen aus Türmen und mehrschichtigen Ebenen, die durch emporstrebende, miteinander verbundene Brücken und Laufgänge verbunden werden. Das Sicherheitsdenken der Brundisianer zeigt sich auch in dem Tarndraht, der oftmals zwischen den Türmen gespannt ist und sich an manchen Stellen bis zu niedrigeren Dächern und sogar bis zu den Häuserwänden erstreckt. Solcher Draht kann sehr gefährlich sein, er kann einem landenden Tarn den Kopf oder die Schwingen abschneiden. Normalerweise wird er nur in Zeiten einer klaren Bedrohung gespannt, wenn die Stadt zum Beispiel einen An-

griff erwartet oder belagert wird. Wenn alles gut ging, hoffte ich, ihn in meine Pläne mit einzubeziehen zu können.

»Aus dem Weg, Männer!« rief ich.

»Du kannst nicht passieren«, sagte der Wächter.

»Das ist die Brücke zu Belnars privater Residenz.«

»Wir suchen nach Bosk aus Port Kar«, informierte ich ihn.

»Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Sei dir da nicht zu sicher.«

»Du kannst nicht passieren«, sagte er.

»Dir ist doch wohl die Dringlichkeit der Suche klar?« fragte ich.

»Natürlich.«

»Dann tritt beiseite.«

»Das darf ich nicht«, protestierte er.

»Du hast doch bestimmt von der geheimnisvollen Flucht des Kerls aus dem Palast unten gehört?« fragte ich.

»Ja.«

»Wer kann schon wissen, wo er steckt?«

»Er hat recht«, sagte der andere Wächter.

»Aber diese Brücke führt zu Belnars Residenz«, sagte sein Kamerad.

»Und ist das nicht der letzte Ort, an dem man Bosk vermuten würde?«

»Vielleicht«, sagte der Wächter.

»Welch besseren Ort gibt es dann für einen so hinterhältigen Schurken als Versteck?« fragte ich.

»Vielleicht hat er recht«, sagte der zweite Wächter.

Der erste Wächter wurde bleich.

»Dort will ich suchen«, sagte ich.

»Du darfst passieren«, sagte er. Ich schritt energisch an ihm vorbei, gefolgt von den fünf Fußsoldaten, denen ich befohlen hatte, mich zu begleiten. Ich hatte sie innerhalb der Palastmauern in der Nähe des Osttores gefunden, wo sie auf Befehle warteten. Wie ich von

dort oben gesehen hatte, brannte es in den von meinem Standpunkt aus rechts befindlichen Stadtteilen. Ich wußte nicht, ob die Brände in der Verwirrung nach dem Schlagen der Alarmstäbe entstanden waren oder ob die fliehenden Gefangenen sie als Ablenkungsmanöver gelegt hatten, um ihre Flucht zu decken oder Männer von der Verfolgung abzuhalten.

»Wartet hier«, befahl ich meinen Männern vor dem Eingang zu den Balkongärten, die sich vor Belnars Gemächern erstreckten. Dann begab ich mich zu den Gitterstäben des Gartentores. »Ich bringe wichtige Nachrichten für den Ubar«, sagte ich.

»Er darf nicht gestört werden«, erwiederte der Wächter. »Er hat sich zurückgezogen.«

»Ich weiß, wo sich Bosk aus Port Kar aufhält!«

»Komm rein. Schnell!«

Er führte mich durch den Garten, dessen Büsche schwarz in den Schatten und silbern im Mondlicht wirkten. Mir kam der Gedanke, daß es in einem solchen Garten viele Verstecke gab. Vielleicht war es sogar möglich, ihn zu erreichen, indem man an den steinernen Verzierungen der Turmwand hinaufkletterte. Ich selbst wäre dieses Wagnis nur ungern eingegangen. Mir reichten die Brücken; ich hatte auch einen einfacheren Ausgang im Sinn. Außerdem gab es hier vermutlich ständige Patrouillen. »Neuigkeiten über Bosk aus Port Kar«, sagte der Torwächter zu den Soldaten am Eingang.

Ich wartete, während zwei Männer sich mit Wachen im Inneren des Gebäudes besprachen. Die schwingenden Tarndrähte über unseren Köpfen funkelten im Mondlicht. »Du darfst auf deinen Posten zurück«, sagte ich zu meinem Führer. Er gehorchte. Dann gab ich meinen Männern, die ein paar Meter hinter dem Tor warteten, ein Zeichen. Sie betraten den Garten. »Durchsucht den Garten«, befahl ich. Es konnte nicht schaden, sie beschäftigt zu halten. Außerdem wirkte ich dadurch vielleicht wie ein tüchtiger Offizier. Davon

abgesehen erwarteten die Männer vermutlich einen solchen Befehl. Soweit sie wußten, sollten sie nach Bosk aus Port Kar suchen, einem Mann im gelbweißen Gewand eines Kaufmanns. Der Torwächter konnte von mir aus glauben, was er wollte, zum Beispiel daß die Soldaten den Auftrag hatten, nach entflohenen Gefangenen zu suchen. Vielleicht hatten sich welche von ihnen ja hier oben versteckt, obwohl es zugegebenermaßen nicht sehr wahrscheinlich war.

»Tritt ein«, sagte ein Offizier.

Ich betrat das Gebäude. »Ich habe Nachricht für Belnar. Sie betrifft Bosk aus Port Kar.«

»Belnar ist nicht hier«, sagte der Offizier.

»Das ist unmöglich«, erwiderte ich. »Er muß hier sein. Vielleicht hat er sich zurückgezogen.«

»Alle sollen glauben, daß er hier ist, daß er sich zurückgezogen hat«, sagte der Offizier. »Aber er ist nicht hier. Er ist wieder gegangen. Wenn du gehst, dann gib vor, ihn gesehen zu haben. Alle sollen glauben, daß er in seinen Gemächern ist.«

»Er kann nicht gegangen sein«, widersprach ich.

»Dann wäre er mir doch auf der Brücke begegnet.«

»Sei doch nicht so einfältig.«

»Ich verstehe.« Ich hatte Belnar eindeutig unterschätzt. Wie naiv war die Annahme gewesen, ich konnte ihn so einfach aufspüren. Vermutlich dachten sogar die Soldaten draußen, daß er sich in seinen Gemächern befindet. Wie sollte ich ihn fassen, wenn nicht einmal die Mehrzahl seiner Leute wußte, wo er steckte? Er konnte überall in der Stadt sein. Ich war wütend. Aber anscheinend war er kurz in seinen Gemächern gewesen. Ich konnte mir den Grund denken. Er hatte sich vergewissern wollen, daß etwas von großer Wichtigkeit sicher aufbewahrt wurde. Zweifellos hatte er es mitgenommen. Er war mir unterwegs nicht begegnet, also mußte es noch einen anderen Ausgang geben.

»Wo ist Belnar?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht«, sagte der Offizier.

Vermutlich sagte er die Wahrheit. Zweifellos kannten nur wenige den Aufenthaltsort des Ubars.

»Was ist mit meinem Bericht?«

»Überbring ihn doch Flaminius, dem Vertrauten des Ubars«, schlug er vor.

»Natürlich«, sagte ich und wollte mich umdrehen. Ich war wütend. Das ist genau das, was ich brauche, dachte ich. Flaminius Bericht erstatten. Plötzlich ertönten im Garten Schreie. Einer der Türwächter kam zusammen mit zweien meiner Männer herein.

»Was ist los?« fragte der Offizier.

Die Männer zitterten am ganzen Leib. Andere drängten sich hinter ihnen hinein. Einer von ihnen wandte sich ab und erbrach sich ins Gras. »Lysimachus ist tot«, sagte der Türwächter.

Der Offizier, der hier in der Residenz den Oberbefehl zu haben schien, folgte den Männern durch den Garten; ich schloß mich ihm an. Augenblicke später kamen wir zu einer Lichtung. »Ich habe ihn dort gefunden«, sagte einer der Soldaten, die mit mir gekommen waren, und zeigte auf einen Busch. »Dort habe ich ihn herausgezogen.«

»Es ist Lysimachus«, bestätigte ein Soldat.

»Das war Lysimachus«, sagte ein anderer Soldat.

»Zumindest ein Teil von ihm«, sagte ein dritter Soldat.

Lysimachus' Kehle fehlte fast vollständig.

Ich kniete neben der Leiche nieder. Ich berührte die dunklen nassen Stellen. »Das ist vielleicht vor einer Ahn geschehen«, meinte ich.

»Wer könnte das getan haben?« flüsterte der Offizier.

»Kannst du dir das nicht vorstellen?« fragte ich.

»Ich wage es nicht«, flüsterte er.

»Solch eine Bestie schleicht in der Stadt herum?« fragte ein Mann.

»Offensichtlich.«

»Warum sollte sie hierherkommen?«

»Weil sie genau wie jeder Mann mehr als eine Bestie ist«, sagte ich.

»Ich verstehe nicht«, meinte der Soldat.

»Sie ist auf der Suche«, sagte ich und starre düster auf die Leiche.

»Armer Lysimachus«, sagte ein Soldat.

»Schrecklich«, meinte ein anderer.

Der Mord war ziemlich sauber ausgeführt worden, verglichen mit der Art, wie solche Angriffe sonst abließen. Doch das hätten die Männer nicht verstanden. Zog man in Betracht, welches Wesen die Tat vollbracht hatte, mochte man bei Art der Ausführung fast an so etwas wie Kunstfertigkeit denken. Der Mörder hatte nur einen Mann zum Schweigen bringen wollen. Tatsächlich war bloß der Teil eines Arms abgenagt worden, und das vermutlich auch nur deshalb, um für die nötige Kraft zu sorgen, ein weniger materielles Ziel zu verfolgen. Bei der Größe, den Bedürfnissen und der Wildheit des Wesens deutete die ganze Ausführung auf eine beinahe furchteinflößende Geduld und Zurückhaltung hin. Das Ding war nicht hinter Lysimachus hergewesen. Es hatte etwas anderes gewollt. Ich spürte eine unglaubliche Bedrohung und Zielstrebigkeit. Mir lief ein Schauder über den Rücken.

Der Offizier stand auf. »Der das hier angerichtet hat, könnte noch in der Nähe sein«, sagte er. »Durchsucht den Garten. Durchsucht das Haus. Findet ihn! Tötet ihn!«

Männer eilten voller Angst los. Fackeln wurden entzündet. Ich erhob mich ebenfalls, beeilte mich aber nicht, mich den Suchenden anzuschließen. Sie würden den Mörder nicht finden. Er war nicht mehr hier.

»Sollen wir bei der Suche helfen, Herr?« fragte einer der Männer, die mich begleitet hatten.

»Ja«, sagte ich müde.

Kurze Zeit später betrat auch ich das Haus und ging durch die Gemächer. In einem abgelegenen Raum blockierte ein Eisengitter mit dicken Stäben den Weg. Es war anscheinend schon vor einiger Zeit von der Decke herabgesenkt worden; es diente eindeutig dazu, den Raum in zwei Hälften zu teilen. Ich lächelte. Es wäre durchaus möglich gewesen, daß sich die Stahlwand zwischen Belnar und mir herabgesenkt hatte. Das Gitter hätte ihn vor allem schützen können. Vor fast allem. Im Licht einer Fackel sah ich eine Kiste – die nach dem am Boden liegenden Vorhängeschloß zu urteilen – hastig geöffnet worden war. Der Gegenstand meiner Suche hatte vermutlich schon nicht mehr in der Kiste gelegen, als ich begonnen hatte, die hohen Brücken zu erklimmen. Belnar hatte sich mit ihm aus dem Staub gemacht. Wie sich herausgestellt hatte, war das eine glückliche Fügung für ihn gewesen. So war er nicht anwesend gewesen, um seinen dunklen Gast begrüßen zu können. Das hatte ihm zweifellos das Leben gerettet. Er war in Sicherheit.

»Was ist das?« fragte ich den Offizier und deutete auf eine dunkle Öffnung in der Wand.

»Das ist nichts«, sagte er ausweichend.

Es handelte sich natürlich um die geöffnete Geheimtür, durch die Belnar verschwunden war, einen Gang, der in die Tiefe führte.

»Heb die Fackel ein wenig höher«, bat ich einen Mann, der in der Nähe stand. Dann sah ich mich genau in dem Raum auf der anderen Seite des Gitters um.

»Die Suche ist abgeschlossen«, sagte ein Soldat, der gekommen war, um dem Offizier Bericht zu erstatten. »Wir haben das Gebäude gründlich durchsucht, sowohl innen als auch von außen. Kein Zeichen von der Bestie.«

»Zumindest einen Hinweis gibt es«, sagte ich.

»Was?« fragte der Offizier.

»Sieh!« sagte ich und zeigte auf eines der Fenster im

abgesperrten hinteren Teil des Raums, dessen Schutzgitter offen stand.

»Es steht offen, und?« fragte der Offizier verblüfft.

»Sieh dir die Scharniere an, wenn du sie aus dieser Entfernung und in diesem Licht erkennen kannst.«

»Sie scheinen aufgebrochen zu sein«, sagte er.

»Sie sind aufgebrochen.«

»Also hat man das Schutzgitter aufgebrochen.«

»Von außen«, sagte ich.

»Unmöglich!«

»Sieht es denn nicht genau so aus?«

»Doch«, flüsterte er.

»Sucht Belnar«, sagte ich. »Er schwebt in tödlicher Gefahr.«

Soldaten setzten sich eilig in Bewegung, darunter auch die Männer, die ich mitgebracht hatte. Wieder war ich allein. Ich blieb noch eine Zeitlang vor dem Gitter stehen und schnupperte angestrengt. Schließlich entdeckte ich einen kaum wahrnehmbaren Geruch. Er war mir nicht unbekannt. Ich hatte ihn schon öfter gerochen und kannte ihn gut. Er erfüllte mich mit Verbitterung. Ich war nicht der erste, der Belnars Gemächer betreten hatte.

Mir wäre es schwergefallen, den Ubar in Brundisium aufzuspüren, aber ich konnte ihm auch nicht lautlos und schnell mit der Hartnäckigkeit eines Sleen und der Bösartigkeit eines Larl durch zahllose Gänge folgen.

Ich rüttelte wütend an den Gitterstäben. Ich hatte keine Vorstellung davon, wohin Belnar gegangen sein möchte. Dann wurde mir plötzlich ganz kalt.

Ich drehte mich um und lief aus dem Raum.

»Halt!« rief ich von der obersten Sitzbank der Tribüne, die die Grube umgab. »Halt!« Aber ich kam zu spät. Der angekettete Ubar schrie unter den Zähnen der Sleen. Ich sah zur Ubarloge herüber. Dort kauerte der Kur im Mondlicht.

Ich eilte schnell in die Grube hinunter. Der Kur verließ die Ubarloge mit jener Beweglichkeit, die bei einer Bestie seiner Größe so unnatürlich und überraschend wirkt, und stellte sich zwischen mich und die traurige Gestalt, die mit wilden Blicken in die Höhe stierte, während sie am Boden liegend von den Sleen hin- und hergezerrt wurde. Der Kur bleckte die Reißzähne. Ich glaubte nicht, daß er angreifen wollte. Schließlich war ich es gewesen, der ihn zusammen mit den anderen Gefangenen befreit hatte.

Ich schob das Schwert in die Scheide. Ich war mir nicht sicher, ob der Ubar tot war. Fünf Sleen hatten sich in ihn verbissen. Seine Augen waren noch immer weit geöffnet. Belnar hatte trotz seiner Leibesfülle gut gekämpft. Zwei Sleen lagen tot neben ihm, ihr Blut schimmerte dunkel im mondhellenden Sand. Der Kur hatte ihm eine Axt gegeben. Das war mehr, als er zur Verteidigung gehabt hatte. Trotzdem hätte man auf die Sleen gewettet.

Belnar war mit einer stabilen, etwa fünf Meter langen Kette an den Pfahl gefesselt worden. Man hatte sie ihm um den Bauch gewunden und dann verschlossen. Sie ließ ihn schlanker aussehen. Es war dieselbe Kette, mit der der Kur dort immer angekettet worden war. Sie hätte einen Kailiauk gehalten. Die Kette klornte, wenn Belnar erst in die eine und dann in die andere Richtung gerissen wurde. Zuerst hatte man den Ubar dort ange-

kettet und dann die Sleen in die Grube gelassen. Die Axt lag in der Nähe. Belnars rechte Hand lag direkt daneben. Als der Kur davon überzeugt war, daß ich ihn nicht angreifen wollte, wandte er sich von mir ab und begab sich auf allen vieren zu den fressenden Sleen. Zu meinem Entsetzen drängte er sich zwischen sie und senkte den Kopf.

Auf der einen Seite der Grube stand in sicherer Entfernung von allem Brennbaren der große Kessel, den man früher am Abend im Bankettsaal benutzt hatte. Er war wieder mit Öl gefüllt, das mittlerweile brodelnd kochte, da man im Eisenkasten Feuer gemacht hatte. Ein Stück daneben lagen zwei tote Diener des Ubars; das Genick war ihnen durchgebissen worden. Ich hatte wenig Zweifel, aus welchem Grund Belnar befohlen hatte, neues Öl zum Kochen zu bringen. Ich erschauerte. Die Vorbereitungen waren wohl umsonst getroffen worden. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Flaminius oder ein Stadtkapitän einem ihrer Opfer solche Dinge antun würde.

Ich drängte mich zwischen den Kur und die Sleen. Belnar regte sich nicht, sein Körper wurde nur von den Bestien bewegt. Die offenen Augen starnten in die Höhe. Ein Sleen knurrte, beachtete mich aber nicht weiter. Sleen sind selbst beim Fressen außerordentlich zielstrebige Tiere, und solange ich keinen Versuch unternahm, ihnen etwas wegzunehmen, würden sie nichts tun. Den Kur fürchtete ich nicht. Bemerkenswerterweise schien er nicht gefressen zu haben, obwohl seine Schnauze blutverschmiert war. Er hatte das Fleisch jedoch probiert. Ich tastete Belnars Leiche und die zerrissene Kleidung ab, dann nahm ich die Gürteltasche an mich, trat zurück und durchstöberte sie. Ich erhob mich und ging zum Pfahl. Ich untersuchte den Sand. Doch ich konnte nirgendwo das finden, was ich suchte. Falls er es dabei gehabt hatte, war es nun verschwunden.

Ich hörte, wie sich ein Schlüssel in einem Schloß

drehte. Der Kur vertrieb knurrend die Sleen. Dann befreite er Belnar von der Kette und zog ihn durch den Sand hinter sich her – auf den Kessel zu.

»Kannst du mich verstehen?« fragte ich ihn. Einige Kurii können menschliche Sprachen verstehen und menschenähnliche Laute von sich geben.

Er sah mich an.

»Was willst du tun?« fragte ich.

»Man hat mich wie ein Tier in die Grube gesteckt«, sagte er.

»Die Menschen Brundisiums wußten es nicht besser«, sagte ich. »Das ist meine feste Überzeugung.«

»Ich wurde gefangengenommen«, sagte der Kur.
»Ich wurde wie ein Tier behandelt.«

»Ja.«

»Ich bin ein zivilisiertes Wesen. Ich bin so etwas wie ein Ehrenmann. Ich unterscheide mich sogar von den meisten meiner Artgenossen.«

»Davon bin ich überzeugt«, erwiderte ich. »Was willst du tun?«

»Im Gefängnis hat man uns nicht gut gefüttert.«

»Halt!« rief ich vergeblich und konnte nur entsetzt zusehen. Augenblicke später zog das Ungeheuer die Leiche des Ubars wieder aus dem Öl.

»Warum siehst du mich so an?«

»Es ist nichts«, sagte ich.

»Ich bin ein zivilisiertes Wesen«, sagte der Kur. »Ich unterscheide mich sogar von vielen meiner Artgenossen. Sie sind Barbaren.«

»Ja, ich verstehe.«

»Wie du siehst, kuche ich meine Nahrung sogar.«

»Ja«, flüsterte ich.

Ich war verzweifelt. Ich war so sicher gewesen, daß Belnar das Gesuchte bei sich getragen hatte. »Er«, sagte ich langsam und zeigte auf die Beute in den Pranken der Bestie.

Sie hob den Blick und sah mich an.

»Hat er Papiere bei sich gehabt, irgend etwas?«

Der Kur zuckte mit den Schultern, eine Geste, die bei seiner Rasse den halben Oberkörper in Bewegung setzt, dann wandte er sich wieder seinem Opfer zu.

Ich war davon überzeugt, daß er mich verstanden hatte und nur nicht wußte, wie er antworten sollte. Wenn er ein Päckchen, Papiere oder irgend etwas im Besitz des Ubars gesehen hätte, hätte er es mir mitgeteilt. Ich glaubte nicht daß er versucht hätte, etwas vor mir zu verbergen. Auf seine Weise war er mir zugetan.

Es war natürlich durchaus möglich, daß Belnar die Papiere an einem anderen Ort versteckt hatte, vielleicht auf dem Weg zwischen seinen Gemächern und der Stelle, an der er die Pranke der Bestie auf der Schulter gespürt hatte. Das hätte einen Sinn ergeben. Aber gab es in den vermutlich unbewachten, einsamen und nur selten benutzten Gängen überhaupt einen passenden Platz? Nein, es erschien wahrscheinlicher, daß er sie bei sich getragen hatte. Das hätte man erwartet. Ja, dachte ich, das ist genau das, was man erwartet hätte. Meine Nackenhaare stellten sich auf. Ich dachte an Belnars Durchtriebenheit, an die Kühnheit und den Mut eines Mannes, wie er es gewesen war, der sich mit der nötigen Verschlagenheit an dem komplizierten und gefährlichen Spiel der hohen goreanischen Politik beteiligt hatte. Belnar war sehr klug gewesen! Das durfte ich nicht vergessen!

Der Kur sah mich überrascht an. Ich hatte einen Freudenschrei ausgestoßen. »Ich weiß, wo sie sind!« rief ich.

Er blinzelte.

»Ich weiß es!« rief ich glücklich. »Ich weiß es!«

In der obersten Sitzreihe ertönte ein Schrei. »Wer bist du? Was tust du da unten? Bleib stehen!«

»Es ist die Bestie!« rief ein zweiter Mann.

»Stehenbleiben!«

Ich sah mich wild um. Die oberste Sitzreihe schien

plötzlich aus Helmen und Speerspitzen zu bestehen.

»Wir sind umzingelt!« rief ich.

Der Kur rührte sich nicht. Ich zog das Schwert, dazu bereit, mich den Angreifern zu stellen. Die Sleen waren noch immer da und schllichen in großem Bogen um uns herum. Sie schienen das Wesen zu fürchten, das neben mir kauerte. Vermutlich respektierten sie nicht nur seine Größe und Wildheit, sondern waren als abgerichtete Sleen auch verwirrt, weil sie nicht begriffen, wem sie da gegenüberstanden und wie sie sich verhalten sollten. Das fremde Wesen war nicht am Pfahl festgemacht. Es hatte sie freigelassen und ihnen zu fressen gegeben.

»Stehenbleiben!« rief der Offizier, der mit einem Trupp Soldaten die Tribüne heruntergeschritten kam.

Der Kur stellte sich auf die Hinterbeine. Er mußte etwa zweieinhalb Meter groß sein, das war selbst für solch eine Bestie riesig.

»Bei den Priesterkönigen!« rief ein Mann. »Seht euch seine Größe an.«

»Ich hätte nicht gedacht, daß er so groß ist«, sagte ein anderer.

»Nähert euch mit größter Vorsicht«, sagte der Offizier. »Die Sleen sind ebenfalls los.«

»Das war gut«, sagte der Kur und fuhr sich mit der langen dunklen Zunge über die Schnauze. »Ich rieche Ruhm«, sagte er dann und sah sich um. »Das ist eine noch aufregendere Witterung als Fleisch.«

Zu diesem Zeitpunkt verstand ich nicht genau, was er damit meinte. Ich glaubte sogar, ich hätte ihn nicht richtig verstanden. Aus der Rückschau gesehen, vor allen Dingen im Licht der Geschehnisse, die sich danach zutrugen, bin ich allerdings der festen Überzeugung, daß ich seine Worte doch richtig verstanden habe. Vielschichtig sind die Motive von Mensch und Tier, und die Motive mancher Menschen und mancher Tiere werden sich für alle Zeiten dem Verständnis ihrer

Artgenossen entziehen. Den Tieren, die nur vom Hunger und den Schlägen ihrer Herren angetrieben werden, bleiben die Bedürfnisse höherentwickelter und schrecklicherer Wesen für immer unverständlich. Ich kenne keine Möglichkeit, jenen den Sinn des Ruhms begreiflich zu machen, denen jegliches Gespür dafür fehlt. An welchem Maßstab soll man ihn messen?

»Du bist unbewaffnet«, sagte ich. »Flieh. Stirb nicht hier, nicht an diesem nichtssagenden Ort, nicht im Mondlicht, nicht auf diesem fremden Boden. Wer soll davon erfahren, wen wird es kümmern?«

»Das spielt keine Rolle«, sagte der Kur.

»Flieh. Hier ist keiner, der deinen Ruhm anerkennt.«

»Da irrst du.«

»Wer ist denn hier?«

»Ich«, sagte der Kur.

»Geht vorsichtig näher heran, Männer«, sagte der Offizier, der die Tribüne herunterkamen.

»Ich hätte nie gedacht, daß ich einmal mit jemanden wie dir Rücken an Rücken stürbe«, sagte ich.

»Man hat mich aus meiner Welt verstoßen, meiner Stahlwelt, die so weit entfernt ist! Man hielt mich für einen Feigling.«

»Das fällt mir schwer zu glauben.«

»Trotzdem ist es die Wahrheit«, sagte der Kur. »Viele meiner Artgenossen, die wirklich kaum besser als Barbaren sind, konnten mein Verlangen nach den Annehmlichkeiten des Lebens, nach den kleinen Besonderheiten nicht verstehen, die die Langweile des Lebens unterbrechen.«

»So wie dein Fleisch zu kochen?« fragte ich.

»Genau. Also schickte man mich ins Exil, setzte mich ohne Waffen auf dieser Welt aus. Man ließ mir nicht einmal eine Bürste oder einen Kamm, nicht einmal etwas Schmuck. Wie sollte ich mich da pflegen können? Wie mein Erscheinungsbild bewahren?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte ich.

»Es war schrecklich.«

»Vermutlich.«

»Man kann doch sicherlich tapfer und ein Ehrenmann sein.«

»Sicher, warum auch nicht?«

»Hältst du mich für einen Schwächling?« fragte der Kur.

Ich schüttelte den Kopf.

»Gut.«

»Ich sähe es sogar als Ehre an, in deiner Gesellschaft zu sterben.«

»Ich hoffe, du bist nicht beleidigt«, erwiederte die Bestie. »Aber ich sähe es nicht als Ehre an, in deiner Gesellschaft zu sterben.«

»Was?«

»Bis zu einem gewissen Grad schmälert deine Gegenwart den Glanz dieses Augenblicks«, erklärte sie. »Außerdem gehörst du nicht zum Volk. Du bist ein Mensch,«

»So wurde ich geboren.«

»Mißversteh mich nicht«, sagte der Kur. »Und faß es auch nicht als Beleidigung auf. Das sollte kein Vorwurf sein. Ich weiß, daß du nichts dafür kannst.«

»Aber trotzdem...«

»Genau.«

»Du erwartest einfach zuviel.«

»Sei nicht ärgerlich. Es tut mir ja auch leid. Aber so ist es nun einmal.«

»Ich verstehe.«

»Außerdem ist es erforderlich, einen hohen Anspruch zu haben, wenn man ein Ehrenmann sein will.«

»Was schlägst du vor?« fragte ich. »Soll ich dort hinüber gehen, vielleicht in eine unauffällige Ecke, und mich dort in einen verzweifelten Kampf stürzen, nur um das Feld nicht mit dir teilen zu müssen?«

»Das wird nicht nötig sein.«

»Ich dachte, du brächtest mir so etwas wie freundschaftliche Gefühle entgegen.«

»Das tue ich auch«, erwiderte der Kur. »Sicherlich ist dir nicht entgangen, daß du nicht gefressen wurdest.«

»Das ist wahr«, mußte ich ihm zugestehen. Daran hatte ich wirklich nicht gedacht.

Die Soldaten hatten die Sandarena erreicht und umringten uns.

»Macht euch bereit, Männer«, sagte der Offizier. »Senkt die Speere. Spießt sie auf.«

»Unmittelbar hinter der Ubarloge befindet sich eine geöffnete Geheimtür«, sagte der Kur. »Ich bin durch sie hierhergekommen. Anscheinend ist es ein Privatzugang zur Ubarloge, durch die er herkommen konnte, ohne dem Volk begegnen zu müssen. Geschlossen ist sie so gut wie unsichtbar.«

»Was sagst du mir da?«

»Ich bezweifle, daß ich mich ohne weiteres als Mensch ausgeben könnte, selbst wenn ich die Schmach einer solchen Verkleidung in Kauf nähme«, sagte der Kur. »Andererseits bist du ein Mensch und hättest keine Schwierigkeit dieser Art. Außerdem trägst du die Uniform Brundisiums, wenn ich mich nicht irre.«

»Ich käme nie bis dorthin«, sagte ich.

»Gleich wird es einen großen Tumult geben.«

»Begleite mich.«

»Ich habe auf den Klippen seit Jahren von solch einem Augenblick geträumt«, sagte er. »Ich werde ihn weder streichen lassen noch, das versichere ich dir, ihn teilen.«

»Seht doch«, rief einer der Soldaten. »Ist das nicht der Kerl aus dem Bankettsaal, Bosk aus Port Kar, der auf so geheimnisvolle Weise verschwunden ist?«

»Da hast du recht!« rief ich zurück.

»Behaltet ihn bloß im Auge!« sagte der Offizier.

»Von hier kann er nicht verschwinden«, sagte ein Soldat.

»Sleen werden auf unterschiedliche Weise ausgebildet«, raunte die Bestie mir zu. »Die hier in der Grube

reagieren auf gesprochene Kommandos, und es ist gleich, wer sie erteilt. Das nutzte mir wenig, als ich am Pfahl angekettet war, als sie auf mich gehetzt wurden, ich also ihr Ziel war. Doch jetzt bin ich nicht das Opfer, sondern der Sleenführer.«

»Solche Signale sind geheim«, erwiederte ich. »Sie werden sorgfältig gehütet. Du kennst sie nicht. Woher auch?«

»Ich habe gehört, wie man sie den Sleen zugeflüstert hat«, erwiederte der Kur, »Nur weil du keine Worte aus dieser Entfernung hören kannst, bedeutet das noch lange nicht, daß die Sleen oder auch ich es nicht können.«

Wieder stellten sich meine Nackenhaare auf.

»Sei bereit!«

»Jetzt«, sagte der Offizier. Die Männer setzten sich langsam in Bewegung, kamen schrittweise näher.

Der Kur an meiner Seite stieß eine Reihe von fast unhörbaren Lauten aus, die menschlichen Worten sehr nahekamen.

Die fünf Sleen fuhren unvermittelt herum, dann drängten sich die sechsbeinigen, gewandten, muskulösen, etwa drei Meter langen Tiere fauchend und knurrend an unsere Beine.

»Bei den Priesterkönigen!« rief ein Soldat entsetzt.

Plötzlich zischte der Kur eine Silbe, der eine wilde, befehlende Geste folgte, eine Bewegung, als würde er unter der Hand eine Waffe schleudern. Eines der Tiere stürzte sich mit gebleckten Zähnen auf die Männer und war einen Augenblick später wild um sich beißend in der Speerreihe verschwunden. Schreie ertönten, die Reihe brach auf. Für die Soldaten kam dieser Angriff völlig überraschend. Selbst wenn sie sich hätten umgruppieren können, war die Entfernung so kurz und der Sleen so schnell, daß ihnen nicht die nötige Zeit geblieben wäre, ihre Waffen zu einem der Situation angemessenen Verteidigungswall herabzu-

senken. Der Sleen war einfach auf das zugestürzt, was für ihn wie eine Öffnung aussah. Der Kur schickte die nächste lebende Waffe mit einer gezischten Silbe und einer Geste auf den Weg. Dann folgten in schneller Reihenfolge die restlichen Tiere, bis die Soldaten auseinanderfuhren und wild mit den Waffen um sich hieben.

»Hinter der Ubarloge!« sagte der Kur.

Ich sah ihn an, zögerte, ihn alleinzulassen.

»Geh!« sagte er. »Sie werden erfahren, daß selbst ein Ehrenmann zu kämpfen versteht.«

»Gibt es in deinem Land viele wie dich?« fragte ich.

»In meinen Ländern«, verbesserte er mich.

»In deinen Ländern«, sagte ich.

»Ein paar.«

»Ich verstehe.«

»Geh.«

»Wie ist dein Name?« fragte ich.

Er gab einen Laut von sich. »Das ist mein Name.«

»Ich kann ihn nicht aussprechen.«

»Dafür kann ich nichts.«

»Da hast du wohl recht.«

»Ich wüßte es wirklich zu schätzen, wenn du jetzt gingest.«

»Also gut«, sagte ich.

Ich stürmte an zwei Gruppen von Soldaten vorbei, die auf zwei sich windende Sleen einschlugen. Schreie ertönten. Ich sah, wie ein Sleen die Reißzähne in das Bein eines Soldaten geschlagen hatte. Ein paar Männer hatten sich an den Rand der Grube zurückgezogen. Ich eilte auf eine der Gruppen zu. »Was tut ihr da?« brüllte ich. »Sucht Bosk aus Port Kar!«

»Wir wissen nicht, wo er ist!« protestierte ein Mann. Im schattenerfüllten Mondlicht war sein Gesicht nur mühsam zu erkennen.

»Da sind Sleen!« rief sein Nebenmann.

Ich versetzte dem ersten Sprecher einen groben Hieb

mit der Hand, in der ich das Schwert hielt. »Los, bewegt euch!«

Sie eilten verwirrt los.

»Du auch!« brüllte ich einen anderen Mann an.

»Ja, Herr!« rief er. Ich lief ein paar Ebenen der Tribüne hinauf, bis ich mich in der Nähe der Ubarloge befand, und blieb dort stehen, als hielte ich die Fäden in der Hand. Mit dem Schwert winkte ich anderen Soldaten zu, die sich noch auf der Tribüne befanden; sie sollten zu ihren Kameraden in die Grube eilen. Sie gehorchten.

»Wer hat hier den Befehl?« rief ein Unteroffizier verwirrt.

»Ich!« rief ich zurück. »Haltet Ausschau nach Bosk aus Port Kar!«

Der Unteroffizier winkte zwei Männer heran und eilte in die Grube. Ich sah mich um. Die Ubarloge befand sich genau hinter mir. Ich warf einen Blick in die Sandarena. Der Kur mußte den Sleen einen weiteren Befehl gegeben haben. Plötzlich stellten sie zu meinem Erstaunen ihren Angriff ein und zogen sich knurrend und fauchend zu dem vergitterten Tor zurück, durch das sie die Grube betreten hatten. Dann verschwanden sie nacheinander in der Dunkelheit des darunterliegenden Ganges. Ein Soldat humpelte zu dem kleinen Tor und verriegelte es schnell.

Ein anderer Soldat trat gegen einen im Sand liegenden Gegenstand und schrie auf.

»Was ist?«

»Hier liegt eine Gürteltasche im Sand!«, rief der Soldat.

»Und hier ist das Siegel des Ubars!«, sagte ein anderer Soldat und hob das Siegel mitsamt der dazugehörigen Kette in die Höhe.

»Die Gürteltasche trägt ebenfalls Belnars Siegel!«, sagte der Mann, der sie gefunden hatte.

»Hier liegen Körperteile herum!«, rief ein anderer Mann. »Die Sleen haben davon gefressen!«

»Der Ubar ist tot! Dort liegt sein Kopf!«
»Das war die Bestie!« schrie der Offizier entsetzt.
»Tötet sie! Tötet sie!«

Die Soldaten wandten sich gegen den Kur. Die Bestie zog einen brennenden Holzscheit aus dem Eisenkasten unter dem Ölkessel und schleuderte ihn in das Öl. Eine Flammensäule schoß in die Höhe. Die Soldaten wichen zurück. Dann trat der Kur hinter den brennenden Kessel und stemmte ihn mit seinen Riesenkräften langsam in die Höhe. Schreie hallten durch die Grube.

»Paßt auf!«

»Zurück!«

Der Kur schleuderte den Kessel in Richtung der Männer. Sie flohen, doch zwei wurden unter dem Kessel begraben. Einen schrecklichen Augenblick lang schien es, als stünde die Luft selbst in Flammen.

»Gruppiert euch!« brüllte ein Offizier. »Gruppiert euch!«

Der Kur versuchte gar nicht erst zu fliehen, obwohl er es bestimmt bis zur Tribüne geschafft hätte. Statt dessen hob er sechs brennende Holzscheite auf, die aus dem Kasten geflogen waren, und rammte sie wie Fackeln rings um sich herum in den Sand. Er selbst blieb in der Mitte dieses Kreises stehen, der etwa einen Durchmesser von sechs Metern hatte. Ich fragte mich, ob man wohl in den Stahlwelten solche Kreise errichtete und ob er je in einem solchen gestanden hatte. Die Zahl sechs hat für die Kurii eine tiefere Bedeutung. Das hat vermutlich mit den tentakelähnlichen, mehrgelenkigen, sechsfingerigen Pranken der Bestien zu tun. Diese Zahl und alle ihre Formen finden sich im Alltag, in der Zeitrechnung und der Chronologie der Bestien wieder. Ihre Mathematik basiert auf der Zahl Zwölf.

Der Kur stand jetzt in der Mitte des Kreises. Ich verstand nicht, was der Kreis sollte, aber vermutlich war er wichtig für ihn. Er hatte die Sleen zurück in ihre Kä-

fige geschickt, also wollte er sich den Männern ganz allein stellen – ohne Hilfe der Tiere. Ohne meine Hilfe.

Plötzlich sprang er in dem Kreis umher, machte einen Salto rückwärts und stieß unverständliche Laute aus, dann hüpfte er auf und ab und schlug sich auf Knie und Oberschenkel. Ich glaube, die Soldaten fürchteten, die Bestie könnte wahnsinnig geworden sein. Allerdings drücken die Kur auf diese Weise ihre Freude aus. Er blieb aufrecht stehen und sah in meine Richtung. Ohne jeden Zweifel konnte er mich mit seiner Nachtsicht deutlich erkennen. Er entblößte die Reißzähne. Ich lächelte. Auch wenn es furchterregend aussah, handelte es sich doch um die kurische Entsprechung eines menschlichen Lächelns. Es unterscheidet sich stark von dem Blecken der Reißzähne, was natürlich eine ernsthafte Drohung darstellt. Außerdem werden bei dem Lächeln die Ohren nicht angelegt, ein weiteres untrügliches Zeichen, daß der Kur angreifen will.

»Leb wohl«, flüsterte ich. Das Lächeln wurde noch breiter. Plötzlich wurde mir klar, daß er mich im Gegensatz zu den zwischen uns befindlichen Soldaten gehört hatte.

»Macht euch bereit!« rief ein Offizier.

Speere senkten sich. Die Bestie in dem Kreis wurde nun von Stahl umzingelt.

Der Kur knurrte die Männer an, und sie zögerten. Dann warf er den zotteligen großen Kopf in den Nacken und schleuderte den drei Monden, den Männern, die ihn umkreisten, dem Universum, den Sternen, der ganzen Welt seine Verachtung entgegen. Männer zitterten, unterbrachen den Ring aber nicht. Ich bewunderte sie. Es waren gute Soldaten. Dann wandte der Kur seine Aufmerksamkeit wieder den Feinden zu. Ich glaubte ein leises Knurren zu hören. Reißzähne wurden entblößt, aber diesmal handelte es sich nicht um ein Lächeln. Einen Augenblick lang wandte er den Kopf, und seine Augen, in denen sich das Licht einer

Fackel spiegelte, loderten wie geschmolzenes Metall. Ohren legten sich eng an den Kopf an.

Plötzlich ertönte der Befehl, und die Soldaten stürmten vorwärts. Der Kur griff nach den Speeren, schlug einige beiseite, packte ein paar von ihnen und zerbrach sie, aber etwa ein Dutzend Speere drangen tief in seinen Körper ein. Ich sah zu, wie er kämpfend in der Mitte der Soldaten stehenblieb. Mehr als ein Mann wurde hochgehoben und beiseite geschleudert. Dann verschwand der Kur unter der Masse der Körper. Soldaten liefen um ihn herum, stachen mit ihren Speeren zu, schlugen mit den Schwertern auf in ein.

»Wir haben ihn getötet!« rief ein Soldat.

»Ich rieche Ruhm«, hatte der Kur gesagt. »Das ist eine noch aufregende Witterung als Fleisch.«

»Er ist tot!« jubelten die Soldaten.

Ich fragte mich, ob es dort unten tatsächlich so etwas wie Ruhm gegeben hatte. Der von Fackeln und Mondlicht erhelle Sand einer Arena fern der Heimat schien kaum der passende Ort für das Erringen von Ruhm zu sein. Für den Kur würde man keine Denkmäler errichten. Man würde keine Gesänge komponieren, und sein Volk würde ihn nicht feiern. Sein Ruhm, wenn er ihn denn nun errungen hatte, war nur von ihm allein wahrgenommen worden. Vielleicht hatte er im Glanz eines einsamen Augenblicks bestanden, den nur der Kur selbst in seinem ganzen Ausmaß verstanden hatte, eines Augenblicks, der sich selbst rechtfertigte und dazu keinen anderen brauchte.

»Er bewegt sich!« schrie ein Soldat voller Entsetzen.

Plötzlich schoß der Kur mit den in ihm steckenden Speeren in die Höhe, hieb mit den Klauen um sich und wütete wie eine Naturgewalt, bis sich um ihn die Gefallenen häuften.

»Tötet ihn!« brüllte der Offizier. Wieder griffen die Männer mit Speeren und Schwertern an. In dem blutigen Tumult brachten sich die Männer sogar gegenseitig

Verletzungen bei. Ich sah, wie der Kur einen Soldaten aus den Reihen seiner Kameraden holte, mit einem Prankenheib beinahe enthauptete und dann den nächsten packte. Dann brach er unter dem Ansturm von Männern und Eisen zusammen. Das war der Kur, den seine Artgenossen wegen angeblicher Verweichlichung aus ihrer Welt ausgestoßen hatten. »Er bewegt sich!« schrie ein Soldat.

Der Kur erhob sich erneut. Ich hörte Männer weinen und blindlings auf ihn einschlagen. Wie stolz war er auf seine Kultiviertheit gewesen, wie eitel! Wie sehr hatte mich seine verflucht herablassende Art gestört. Er ging wieder zu Boden.

»Wir können ihn nicht töten!« schrie ein Soldat. »Wir können ihn nicht töten!« Der Kur stand wieder auf und bahnte sich einen Weg durch seine Angreifer. Schwerter und Speere trafen ihn immer wieder. »Sie werden erfahren, daß selbst ein Ehrenmann zu kämpfen versteht« hatte er gesagt. Noch zweimal griff er sie an; erst dann traten die Soldaten erschöpft, aber siegreich zurück. Tote wurden weggebracht. Der Kur lag allein im Sand; er war ebenfalls tot. Ich konnte nicht einmal seinen Namen aussprechen.

»Wartet«, sagte einer der Offiziere. »Wo ist der andere, wo ist Bosk?«

Ich schlüpfte hinter die Ubarloge, hob die Falltür und sprang in die Tiefe. Dann schloß ich die Geheimtür über mir. So wie sie gebaut war, war es fast unmöglich, sie von den Fliesen hinter der Ubarloge zu unterscheiden.

Ich hörte, wie über mir Männer die hölzernen Sitzreihen der Tribüne entlanggingen.

»Wo ist Bosk?«

»Er ist verschwunden.«

Ich fuhr herum.

»Ich hatte mir schon gedacht, daß du kommst«, sagte Flaminius. »Nein, zieh das Schwert nicht.«

Ich zögerte. Er hatte seine Waffe noch nicht gezogen. Neben ihm stand eine in Seidenfetzen gekleidete Sklavin.

»Du darfst dich hinknien, Yanina!« sagte er.

»Ja, Herr«, antwortete sie und gehorchte schnell.

»Ich habe sie mitgebracht«, erklärte er. »Sie war bei einem anderen Suchtrupp. Fast jeder, der wußte, wie du aussiehst, war bei irgendeinem Suchtrupp dabei.«

»Das dachte ich mir«, sagte ich.

»Belnar hat sie mir überlassen.«

»Belnar ist tot.«

»Das habe ich gehört.«

»Die Sklavin scheint ängstlich zu sein«, meinte ich.

»Du hast Grund zur Angst, nicht wahr, meine Liebe?« fragte Flaminius.

»Vielleicht, Herr«, flüsterte sie.

»Und du bist aus demselben Grund hier wie ich?« fragte ich Flaminius.

»Schon möglich.«

Ich hatte den Gang benutzt, der hinter der Ubarloge seinen Anfang nahm. Nach meiner Ankunft in den Privatgemächern des toten Ubars hatte ich mit der Suche nach bestimmten, offen herumliegenden Gegenständen begonnen, die etwas mit Kaissa zu tun hatten, Dingen wie Spielbrettern und Spielsteinen, Büchern, Papieren und Aufzeichnungen. Natürlich hatte ich bei meiner Rückkehr das Eisengitter hochgezogen, das den Raum in zwei Hälften geteilt hatte. Das war mir nicht schwer gefallen, da ich ja von der abgesperrten Seite gekom-

men war. Die dazu nötige ausgeklügelte Apparatur hatte ich nach kurzer Suche gefunden.

In einem Raum, der anscheinend dem Kaissa gewidmet war, hatte ich schließlich gefunden, was ich gesucht hatte. Die Papiere lagen inmitten anderer Aufzeichnungen von Spielen. Es handelte sich zweifellos um die richtigen Unterlagen. Eine Seite war mit der numerierten Namensliste bekannter Kaissa-Spieler beschrieben. Selbst Scormus' Name war vertreten. Auf einem anderen Blatt stand eine angebliche Liste von Turnier Städten, auf dem nächsten ein Namensverzeichnis von Leuten, die angeblich für ihre Kunstfertigkeit in der Herstellung von Spielbrettern und Steinen berühmt waren. Dann gab es noch nummerierte Zeichnungen von Brettern.

Auf diesen Brettern standen jedesmal an anderer Stelle angeordnete Buchstaben, manchmal der Beginn eines Wortes, manchmal auch scheinbar zufällige Buchstabenanordnungen. Es waren alles Schlüssel für verschiedene Kaissa-Codes unterschiedlicher Schwierigkeitsgrade.

Ich hatte die Papiere in meine Gürteltasche gestopft. Die so hastig geöffnete Kiste, die vorher so bedeutsam und unerreichbar ausgesehen hatte, war nur ein Ablenkungsmanöver gewesen. Das wahre Versteck, das alle die täuschen sollte, die eine Vorstellung vom Wert der Dokumente hatten, und das Belnars Klugheit zur Ehre gereichte, hatte einfach darin bestanden, die Codeschlüssel herumliegen zu lassen, sie zwischen ansonsten unwichtige Papiere zu stecken. So waren die Dokumente natürlich auch vor gewöhnlichen Dieben sicher, die bestimmt eher die Kiste aufgebrochen oder nach Geheimverstecken gesucht hätten. Zog man ihre leichte Zugänglichkeit und ihre scheinbare Wertlosigkeit in Betracht, hätte kein gewöhnlicher Dieb sie stehlenswert gefunden.

Allerdings hatte Belnar einen meiner Meinung nach kleinen Fehler begangen. Die Spielsteine in dem

Kaissa-Zimmer und die Bretter erweckten nicht den Eindruck häufigen Gebrauchs. Das Holz war nicht vom Spiel glattpoliert, die Oberfläche der Bretter wiesen keine Abnutzungsscheinungen wie winzige Kratzer oder kleine Schleifspuren auf. Wie die meisten Goreaner war Belnar zweifellos mit dem Kaissa-Spiel vertraut gewesen. Andererseits schien er nicht oft gespielt zu haben. Und so hätte die Menge handschriftlicher Notizen und Aufzeichnungen zumindest einigen Beobachtern ziemlich ungewöhnlich erscheinen müssen.

Ich hatte die Seiten gerade eingesteckt, als ich hinter mir einen Laut hörte und mich umdrehte.

»Nein«, sagte Flaminius. »Laß das Schwert stecken.«

»Warum? Glaubst du etwa, du würdest diesen Ort lebend verlassen?«

»Natürlich«, erwiderte er, machte aber keine Anstalten, nach der Waffe zu greifen.

»Du wirst mir jetzt natürlich sagen, daß ich umstellt bin.«

»Natürlich habe ich Männer in der Nähe«, sagte er. »Einige sind in der Nähe der Ubarloge und anderen mir bekannten Ausgängen des Geheimganges postiert. Glaub nur nicht, du könntest auf diesem Weg entkommen. Weitere Männer befinden sich in einiger Entfernung auf den Brücken und vor dem Eingang zum Garten.«

»Diese Entfernung könnte ein Fehler in deinem Plan sein.« Ich legte die Hand auf den Schwertgriff.

»Das glaube ich nicht«, meinte er. »Wir wollen die Soldaten doch sicherlich nicht bei den Gesprächen dabeihaben, die wir führen wollen, oder?«

»Da hast du wohl recht«, sagte ich. »Hast du dir auch überlegt, wie du dein Leben hättest retten können, bevor ich dich erreicht habe?«

»Natürlich.«

»Ach ja?«

»Komm mit zum Hingang«, sagte er. Er drehte sich um, wandte mir den ungeschützten Rücken zu und ging voraus. Ich war neugierig geworden. »Du darfst mitkommen, Yanina«, sagte er.

»Ja, Herr.«

Ich folgte Flaminius und Yanina durch das Haus. Ich wollte beide vor mir haben. Wir gingen durch Türen und Torbogen, und ich blieb auf der Hut.

»Siehst du?« fragte Flaminius, als wir draußen auf der Treppe zum Balkongarten standen.

»Was denn?« fragte ich.

Er hob den Arm und gab den Soldaten ein Zeichen, die vor dem Gartentor auf der schmalen Brücke standen.

»Nein«, stöhnte ich auf.

Seine Männer hielten eine hochgewachsene, schlanke Gestalt bei den Armen gepackt; sie war zusammengesackt und blutete.

»Das ist doch dein Freund Petrucchio«, meinte Flaminius. »Ich bin ihm auf der Brücke begegnet. Anscheinend hat er dein Interesse für die Gemächer des Ubars vorausgesehen und ist gekommen, um die Brücke zu verteidigen und dich zu beschützen. Er hatte bloß sein riesiges, lächerliches Schwert dabei. Ich konnte ihn mühelos niederstrecken.«

»Er sollte aus der Stadt fliehen«, sagte ich.

»Er ist offensichtlich zurückgekehrt, wohl in der Hoffnung, dir helfen oder dich retten zu können«, sagte Flaminius.

Ich stöhnte. Ich konnte mir gut vorstellen, wie sich Petrucchio, der arme, tapfere Petrucchio, Boots Tarskstücks »Kapitän«, auf der Brücke aufbaute. Welch eine absurde, schwache, großartige Gestalt mußte er dort abgegeben haben, mit seinem lächerlichen Holzschwert und dem wilden Schnurrbart.

»Welch einfältiger Narr«, sagte Flaminius. »Kannst du dir das vorstellen? Ein Schauspieler, der es wagt, mit mir die Klingen zu kreuzen?«

»Du hast dich tapfer geschlagen gegen einen ungeübten Kämpfer, gegen einen Mann, der es gewagt hat, dir allein mit Mut und einem Holzschwert gegenüberzutreten«, sagte ich. »Mach dich bereit, gegen ein anderes Mitglied der Truppe von Boots Tarskstück anzutreten, dessen Klinge allerdings aus Stahl ist.«

»Ich habe nicht vor, gegen dich zu kämpfen«, sagte Flaminius. »Glaubst du etwa, ich kenne den Ruf von Bosk aus Port Kar nicht? Glaubst du, ich bin verrückt?«

»Dann knei nieder und entblöße den Nacken«, sagte ich.

»Ich habe deinen Freund Petrucchio«, sagte Flaminius.

»Ich habe dich.«

»Wenn ich getötet werde, wird Petrucchio natürlich ebenfalls sterben.«

»Stirbt Petrucchio, wirst du sterben.«

»Nun ist wohl der Zeitpunkt gekommen, an dem wir miteinander sprechen sollten«, sagte Flaminius.

»Sprich.«

»Laß uns ins Haus gehen.«

»Einverstanden.«

Er schloß die Tür.

»Also?«

»Belnar und andere Mitglieder des Hohen Rates standen in Verhandlung mit einzelnen Personen verschiedener anderer Stadtstaaten, insbesondere von Cos und Ar. Ich kenne nicht alle Einzelheiten, aber ich habe eine ziemlich genaue Vorstellung. Diese Verhandlungen fanden grundsätzlich mit verschlüsselten Botschaften statt. Ich würde gern die Sicherheit dieser Codes garantieren. Mindestens ein Satz der Codeschlüssel ist hier irgendwo. Wenn du sie gefunden hast, gib sie mir. Außerdem wirst du dich ergeben und mein Gefänger.«

»Was passiert, wenn ich zustimme?«

»Du mußt zustimmen«, lächelte er. »Du hast keine Wahl, zumindest keine ehrenvolle Wahl.«

»Du würdest die Ehre eines Mannes dazu benutzen, ihn gefangen zu nehmen?«

»Oder seine Habgier, seinen Ehrgeiz, und was sich sonst noch anbietet«, sagte Flaminius.

»Ich verstehe.«

»Beuge dich meinen Wünschen, und Petruccio ist frei.«

»Und was wird aus mir?«

»Über dein Schicksal werden andere bestimmen«, sagte Flaminius. »Wer weiß? Vielleicht darfst du ja weiterleben, möglicherweise als gebrandmarkter, zungenloser Sklave, der an die Ruderbank einer cosischen Galeere gekettet ist.«

»Einer cosischen Galeere?« fragte ich.

»Vielleicht.« Er lächelte.

Ich zögerte.

»Petruccio blutet«, sagte er. »Ich habe angeordnet, daß man ihn nicht verbindet. Er scheint nicht gerade von kräftiger Statur zu sein. Es ist fraglich, wie lange er ohne Hilfe überleben wird.«

»Ich verstehe.«

»Dein Schwert, Kapitän?«

Ich griff nach dem Schwert, um es ihm zu geben.

In diesem Augenblick klopfte es lautstark und befehlsgewohnt an der Tür.

»Ich habe doch Befehl gegeben, daß man mich nicht stört«, sagte Flaminius ärgerlich.

»Öffnet im Namen von Saphronicus, dem General aus Ar! Öffnet im Namen der Allianz!«

»Ein General aus Ar, hier?« fragte Flaminius.

Ich trat zurück, die Hand auf dem Schwertgriff.

Erneut wurde gegen die Tür gehämmert. Man gewann unwillkürlich den Eindruck, als werde jede Verzögerung beim Öffnen schlimme Konsequenzen nach sich ziehen.

Flaminius sah mich an. Ich zuckte mit den Schultern.

»Vielleicht solltest du öffnen«, schlug ich vor.

Flaminius eilte zur Tür und schob den Riegel zurück. Eine hochgewachsene, eindrucksvolle Gestalt mit breiten Schultern stand auf der Schwelle. Sie trug einen stoffreichen Umhang, das Gesicht wurde von einem Helm verdeckt. »Ich bin Saphronicus, General aus Ar, Gesandter des Stadtstaates Ar«, verkündete der Mann. »Ich habe die Stadt erst vor einer Ahn betreten und sofort den Stadtkapitän zu mir befohlen. Ich finde hier getötete Ubars, Chaos und Brände vor! Ich habe das Kommando über die Stadt übernommen, bis der Hohe Rat einen neuen Ubar ernennt! Der Stadtkapitän hat mir berichtet, er bekomme seine Befehle von einem Mann namens Flaminius, und daß der hier sein könne. Wer ist dieser Flaminius?«

»Ich bin Flaminius, der Vertraute von Belnar«, sagte Flaminius. »Belnar hat mir den Befehl erteilt, mich um eine Ausnahmesituation zu kümmern und alles weitere an den Stadtkapitän weiterzudelegieren. Seine Autorität ist nun natürlich erloschen. Mein Schwert steht dir zur Verfügung.«

»Die Stadt steht in Flammen«, sagte der Fremde.

»Die Brände sind schwierig unter Kontrolle zu bringen«, sagte Flaminius. »Wir bekämpfen sie schon die ganze Nacht.«

»Ich habe gehört, daß Hunderte von Männern, die besser dazu abkommandiert worden wären, die Stadt zu schützen, sich auf die fruchtbare Suche nach einem Flüchtigen begeben mußten.«

»Das war keine fruchtbare Suche, General!« rief Flaminius. »Hier ist er! Ich habe ihn gefangengenommen!«

»Da wäre ich mir an deiner Stelle nicht so sicher«, sagte ich. Ich war neugierig, wie die Ankunft des Fremden die Dinge verändern würde.

»Er scheint nicht in Ketten zu sein«, meinte der General. »Er trägt noch immer sein Schwert.«

»Er ist hilflos, General«, versicherte Flaminius. »Sein

Freund ist in meiner Gewalt, und der wird sterben, wenn er sich nicht ergibt.«

»Handelt es sich da zufällig um den großen dünnen Burschen mit dem Holzschwert?« fragte der General.

»Ja, General!« sagte Flaminius.

»Ich habe ihn von meinen Männern in den Garten bringen lassen. Er war verwundet, und man hat sich nicht um die Wunde gekümmert, ein erstaunliches Beispiel unmenschlicher Barbarei. Meine Leute kümmern sich jetzt um ihn.«

Flaminius wurde blaß. »Wo sind dann meine Männer, General?« fragte er unbehaglich.

»Ich habe ihnen befohlen, sich zurückzuziehen, und sie dorthin abkommandiert, wo sie zu diesem Zeitpunkt sein sollten, bei der Bekämpfung der vielen Brände!«

»Und wo genau sind deine Leute?«

»Keine Angst«, sagte der General. »Die stehen vor der Tür.«

Flaminius entspannte sich sichtbar.

»Der eine jongliert mit Larmas«, sagte der General.

»Der andere spaziert über den Tarndraht, der zwischen zwei Brücken gespannt ist.«

»Was?« stieß Flaminius entsetzt hervor.

Der General nahm den Helm ab.

»Publius Andronicus!« rief ich.

»Der gebieterische General gehört zu meinen besten Rollen«, sagte Publius Andronicus.

»Du bist ein wahrer Schauspieler«, sagte ich.

»Aber natürlich«, entgegnete er. »Hat Boots Tarskstück dir das nicht erzählt?«

»Doch, schon«, gab ich zu.

»Ich wähle meine Rollen stets mit großer Sorgfalt aus«, sagte Andronicus.

Ich packte Flaminius am Hals und drängte ihn gegen die Wand.

»O nein, meine Liebe«, sagte Andronicus, packte die

fliehende Yanina am Arm und stieß sie zu Boden. »Du entwischst uns nicht.«

»Bringt Petrucchio herein«, sagte ich. »Wir müssen uns um ihn kümmern.«

»Ich sterbe!« schrie Petrucchio.

»Unsinn«, sagte ich. »Das ist bloß ein Kratzer.«

»Errichtet einen Scheiterhaufen aus Hunderten von Scheiten«, rief er.

»So ein Begräbnis steht dir überhaupt nicht zu«, sagte Chino. »Du bist bloß ein Schauspieler.«

»Du wirst Glück haben, wenn die Leute dich zum Unrat werfen«, sagte Lecchio.

»Es ist nur eine Schramme«, wiederholte ich.

»Oh?« machte Petrucchio.

»Ja«, sagte ich und legte einen Verband an. »Die würde nicht einmal einen verrückten Urt stören.«

»Hat man mein Schwert gefunden?« fragte Petrucchio.

Chino nickte. »Ja, wir haben es aufgehoben.«

»Es waren Hunderte«, versicherte Petrucchio mir. »Ich habe wie ein Larl gekämpft. Einmal habe ich elf Männer zugleich aufgespießt!«

»Das ist eine Menge«, bestätigte ich.

»Man wird sich noch lange daran erinnern, wie Petrucchio die Brücke gehalten hat«, sagte er.

»Davon bin ich überzeugt.«

»Und wie er am Ende doch fiel, blutüberströmt unter den Klingen wilder Feinde!«

»Ganz genau.«

Plötzlich sackte Petrucchio in meinen Armen zusammen.

»Er ist tot!« rief Chino.

»Petrucchio?« fragte ich.

»Ja?« Er schlug die Augen auf.

»Laß das.«

»Habe ich gut gespielt?« wandte sich Petrucchio an Andronicus, seinen Mentor in diesen Dingen.

»Hervorragend, alter Freund«, sagte Andronicus.

»Es war nett, daß ihr euch nach mir auf die Suche gemacht habt«, sagte Petrucchio.

»Das war doch selbstverständlich«, versicherte Andronicus ihm.

»Obwohl ich keine Hilfe gebraucht hätte.«

»Natürlich nicht.«

»Hätten die Aufzeichnungen über die genaue Haltung des Kopfes und der Hände in der Schauspielkunst, die Publius Andronicus dir gegeben hat, Flaminius' Klinge nicht ein Stück abgelenkt, wäre es vermutlich anders ausgegangen«, informierte ich Petrucchio.

»Vielleicht«, räumte er großzügig ein. »Ich war immer der Meinung, daß solche Theorien eines Tages ihren Wert erweisen würden.«

»Petrucchio«, warnte Andronicus.

»Ihr müßt ihn hier wegschaffen«, sagte ich Andronicus. »In deiner Verkleidung als General müßte es dir eigentlich gelingen.«

»Ich fürchte, für dich wird es wesentlich schwieriger werden, die Stadt zu verlassen«, sagte er. »Anscheinend ist jeder Soldat auf der Suche nach dir. Und ich vermute, daß an jedem Tor ein Sklave oder ein Höfling steht, der dich erkennen könnte.«

»Ich werde die Stadt so verlassen, wie wir es ursprünglich geplant hatten«, sagte ich. »Es scheint die einzige Möglichkeit zu sein.«

»Hast du noch den Apparat, den ich dir gegeben habe?« fragte Lecchio.

»Ja.«

»Denk daran, du darfst nie auf deine Füße blicken«, erinnerte er mich. »Du mußt in die Richtung blicken, in die du dich bewegst. Du mußt mit deinem ganzen Körper denken, die geringsten Eindrücke ausnutzen.«

»Ich kann mich gut an unsere Übungen erinnern«, versicherte ich ihm.

»Ich auch. Darum dränge ich dich ja dazu, vorsichtig zu sein.«

»Ich verstehe.«

»Wir sollten uns auf den Weg machen«, sagte Andronicus. »Bevor die Menschen Brundisiums wieder zu Bewußtsein kommen.«

Ich wandte mich an Andronicus, »Nimm diese Papiere. Sie sind wichtig. Gib sie Scormus. Er wird wissen, was er damit machen soll. Er hat auch die anderen Dokumente, die er dazu braucht.«

»Wo treffen wir dich?«

»Wenn alles gut geht, am vereinbarten Ort.«

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte Andronicus.

»Ich wünsche dir auch alles Gute, euch allen«, sagte ich.

Andronicus setzte wieder den Helm auf, der seine Gesichtszüge verbarg. Dann richtete er sich majestätisch zu seiner vollen Größe auf. Er war wieder der General.

»Kommt, Männer«, sagte er. »Und bringt den Gefangenen mit, der in Ar gesucht wird.«

Er war wirklich beeindruckend.

»Nicht schlecht, was?«

»Vergeßt mein Schwert nicht«, sagte Petrucchio.

»Wir heben es unterwegs auf«, beruhigte Lecchio ihn.

»Kommt, meine Männer!« sagte Andronicus der General. Er trat herrisch durch die Tür, gefolgt von Chino und Lecchio, die Petrucchio in die Mitte genommen hatten.

»Ich wußte gar nicht, daß Petrucchio in Ar gesucht wird«, sagte Lecchio ganz im Einklang mit seiner Rolle.

»Halt den Mund!« meinte Chino, der das gar nicht witzig fand.

Ich sah ihnen nach, um sicherzugehen, daß sie nicht in Schwierigkeiten gerieten – zumindest soweit ich sie beobachten konnte. Dann ging ich durch die Räume,

bis ich zu der Stelle kam, an der wir die Gefangenen sicher aufbewahrt hatten. Wir hatten sie entkleidet und dann mit ausgebreiteten Armen an die Stäbe des erneut heruntergelassenen Gitters gebunden, das mich daran gehindert hatte, Belnar zu verfolgen. Natürlich hatten wir auch ihre Handgelenke an die Stäbe gebunden.

»Töte mich nicht!« rief Flaminius und kämpfte gegen die Fesseln an, als er mich mit gezücktem Schwert näher kommen sah. »Bitte, nein, Herr!« rief Yanina und zerrte hilflos an den Stricken. »Habt Gnade mit einer Sklavin! Bitte tötet mich nicht!« Zweifellos hatten beide verzweifelt gehofft, daß wir alle gegangen waren. Aber ich war zurückgekehrt.

Ich setzte Flaminius die Schwertspitze an die Kehle. Er brach in Schweiß aus. »Töte mich nicht«, flüsterte er. Ich senkte das Schwert ein Stück. »Nein«, flehte er. »Bitte!«

»Zweifellos werden deine Männer bald kommen, um nach dir zu suchen«, sagte ich. »Also sollte ich dich schnell töten und mich dann auf den Weg machen.«

»Es gibt keinen Grund, das zu überstürzen«, rief Flaminius. »Vermutlich wissen sie nicht einmal, daß wir hier sind. Es könnte noch Ahn dauern, bis jemand kommt!«

»Tatsächlich?« Ich hob das Schwert.

Ich stand auf. Es war später Nachmittag. Über Brundisium schwebten nur noch wenige Rauchwolken, vermutlich waren die meisten Brände gelöscht. Niemand hatte Belnars Residenz einen Besuch abgestattet. Ich hatte auch nicht damit gerechnet. Es hatte anderswo einfach zuviel zu tun gegeben. Ich ging davon aus, daß der Stadtkapitän die Macht übernommen hatte, nachdem Belnar tot aufgefunden worden war. Flaminius' Macht hatte sich hauptsächlich auf seine Nähe zum Ubar und dem Kommando über die vom Ubar geleiteten Sonderaufgaben gestützt. Soweit mir bekannt war, war er kein

Mitglied der Verwaltung; er bekleidete auch keinen offiziellen Rang im Heer oder in der Wache. Vermutlich hatte er nur durch Belnar Verbindungen zu Mitgliedern des Hohen Rates gehabt, die zweifellos eng mit dem Ubar bei seinen verschiedenen Planungen zusammengearbeitet hatten. So wie es aussah, war noch kein neuer Ubar ernannt worden. Zumindest waren die Alarmstäbe nicht geschlagen worden, was sicher geschehen wäre, um solch eine Ernennung anzukündigen.

Ich sah auf Yanina hinunter. Sie lag bäuchlings auf ein paar Fellen, die ich vor das Gitter geworfen hatte. Sie hatte mir eine Ahn lang gedient; unter anderem hatte sie mir eine Mahlzeit zubereitet.

Ich warf Flaminius einen Blick zu. Er hockte mittlerweile auf dem Boden, mit dem Rücken am Gitter, die Arme ausgebreitet und mit den Handgelenken an die Eisenstäbe gefesselt. Ich hatte ihn so festgebunden, da ich der Meinung gewesen war, daß es bequem für ihn war.

Mein Gefangener Flaminius sah weg und mied meinen Blick.

Ich trat zur Seite und wickelte eine Schale aus dem Tuch. Der Inhalt – gekochter Vulo und Reis – war noch warm.

»Iß«, sagte ich zu Flaminius und löffelte ihm etwas Vulo und Reis in den Mund.

Dann stellte ich die Schale beiseite und hob die Schwertscheide mit der darin befindlichen Klinge auf.

»Töte mich nicht«, sagte er plötzlich.

»Mittlerweile müßten die Dokumente, die ich gesucht habe und deren Sicherheit du garantieren wolltest, aus der Stadt sein.«

»Das spielt keine Rolle mehr.«

»Vor langer Zeit«, fuhr ich fort, »als du mich der Gnade der Urts überlassen wolltest, habe ich dir ein paar Fragen gestellt. Wenn ich mich recht erinnere, wolltest du sie nicht beantworten.«

Er sah mich furchtsam an.

Ich zog das Schwert aus der Scheide.

»Vielleicht willst du sie ja jetzt beantworten.«

»Ich weiß nur wenig über die Dinge, die zwischen Cos und Brundisium vorgehen«, sagte er. »Es hat etwas mit Ar zu tun. Es haben auch Geheimverhandlungen mit bestimmten Leuten in Ar stattgefunden, Leuten von verräterischer Gesinnung.«

»Leuten wie du?« fragte ich.

»Schon möglich«, sagte er ängstlich. »Aber was geht dich das an? Kommst du aus Ar?«

»Nein. Aber ich respektiere den Heimstein Ars genau wie den anderer Städte auch.«

Er zuckte mit den Schultern.

»Deine Antwort ist nicht zufriedenstellend.« Meine Schwertspitze berührte seinen Hals.

»Du mußt die geheimen Botschaften haben«, sagte er. »Sonst hättest du die Codeschlüssel nicht so hartnäckig gesucht. Lies sie dir durch. Die Antworten, die du suchst, müssen dort stehen.«

»In Port Kar ist ein Anschlag auf mich erfolgt«, sagte ich. »Warst du dafür verantwortlich?«

»Nein«, sagte er. »Wir haben nur Belnars Befehle befolgt.«

»Welches Interesse könnte Belnar gehabt haben, mich zu töten?«

»Keines«, sagte er und zuckte zusammen, als der Stahl wieder seine Haut berührte. »Er hat sich des Willens einer anderen Person unterworfen, einer viel mächtigeren Person.«

»Und wer ist das?«

»Lurius«, sagte er. »Lurius aus Jad, der Ubar von Cos!«

»Lurius?«

»Ja!« rief er. »Töte mich nicht!«

Ich nahm das Schwert fort, und er zitterte in seinen Fesseln, Der abstoßende Lurius aus Jad, der Ubar von

Cos, war mir die ganze Zeit über nicht einmal in den Sinn gekommen. Vor langer Zeit hatte ich eine Schatzflotte gekapert, die von Tyros nach Cos segelte und die für Lurius bestimmt war. Damals hatte ich die schöne junge Vivina gefangengenommen und als Zeichen meines Triumphes nackt an den Bug meines Flaggschiffes gekettet. Auch sie war nach Telnus, der Hauptstadt von Cos, unterwegs gewesen, wo sie Lurius' Gefährtin werden sollte. In Port Kar hatte ich sie zur Sklavin gemacht. Jetzt hieß sie Vina und war die Lieblingssklavin von Kapitän Henrius.

»Warum hat Lurius erst jetzt etwas in dieser Angelegenheit unternommen?« wollte ich wissen.

»Das weiß ich nicht«, sagte Flaminius ängstlich.

Es mußte etwas mit den politischen Abenteuern zu tun haben, in die sich die Städte gestürzt hatten, da war ich mir sicher. Und ich war auch davon überzeugt, daß es dabei nicht allein um mich ging, sondern auch um Port Kar. Lurius hatte offensichtlich ein langes Gedächtnis.

»Ich bin nackt und gefesselt«, sagte Flaminius. »Du kannst mich nicht kaltblütig umbringen.«

»Doch, ich kann!«

Er starnte mich entsetzt an.

»Falls du dich an dem Wort Umbringen störst«, sagte ich, »sieh es doch einfach als Hinrichtung an.«

»Mit welcher Begründung?« rief er.

»Verrat an Ar!«

»Ich bin in deiner Hand«, sagte er. »Verschone mich!«

Ich wog nachdenklich das Schwert in der Hand, dann warf ich der nackt am Boden liegenden Yanina einen Blick zu. Was sollte ich tun?

»Wir haben uns Sorgen gemacht!« rief Boots. »Was hat dich aufgehalten?«

»Unter anderem die Aufmerksamkeiten einer schönen Sklavin«, sagte ich.

»Natürlich«, sagte Scormus.

»Kennen wir sie?« fragte Chino.

»Sie war einst die Lady Yanina und gehört jetzt mir. Flaminius hat sie mir geschenkt.«

»Ausgezeichnet!« sagte Chino.

»Man wird sie in einem Faß Parsitfische nach Port Kar bringen, betäubt mit Tassapulver«, sagte ich lachend und dachte an eine ähnliche Reise, die man mir aufgezwungen hatte. »Flaminius wird sich darum kümmern. Dafür darf er weiterleben.«

»Gut gemacht«, sagte Lecchio. Rowena und Telitsia klatschten begeistert in die Hände, erfreut darüber, daß die einst so stolze Lady Yanina nun eine von ihnen war. Bina, die sich in Scormus' Nähe aufhielt, hatte nur Augen für ihren Herrn.

»Ihr habt die Stadt ohne Zwischenfall verlassen können?« fragte ich.

»Ja«, sagte Boots. »Genau wie später Andronicus und die anderen.«

»Wo ist Andronicus?«

»Er und Petruccio sind da hinten, an ihrem Wagen«, sagte Boots. Die Wagen der Schauspielertruppe standen auf einem bewaldeten Hügel, von dem aus man auf das Thassa hinaussah konnte. Es war früh am Morgen. In der Ferne zeichneten sich die Türme Brundisiums ab.

»Ihnen geht es doch gut, oder?« Ich hatte sie noch nicht gesehen, denn sie waren nicht gekommen, um mich zu begrüßen.

»Nun«, sagte Boots ausweichend.

Ich eilte um den Wagenkreis herum, bis ich zu einer Stelle hinter den Bäumen gelangte, an der der Hügel in eine Klippe überging, die weit über das Thassa hinausragte. Dort stand Andronicus' Wagen. Petrucchio saß aufgerichtet auf einigen Decken, an ein paar Kissen gelehnt. Ein großer Verband schmückte seinen Kopf. Er befand sich in schlechterer Verfassung als nach Flaminius' Schwertstoß. Andronicus war an seiner Seite.

»Hallo!« rief er schwach und hob die Hand, um mich zu grüßen.

»Wir hätten uns den anderen angeschlossen, um dich willkommen zu heißen«, sagte Andronicus. »Aber Petrucchio geht es heute nicht besonders gut, und ich kümmere mich um ihn.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte ich.

»Außerdem diskutieren wir gerade über die Haltungen des Kopfes«, sagte Andronicus. »Ich glaube, ich habe gerade eine neue entdeckt. Hast du je so eine gesehen?«

»Nein, ich glaube nicht«, sagte ich überrascht. »Zumindest nicht oft.«

»Diese Position wird nicht ausdrücklich in den Texten von Alamanus, Tan Sarto und Polimachus erwähnt.«

»Sollte sie als ernstzunehmend angenommen und in den Katalog aufgenommen werden, wäre es die Position einhundertundvierundsiebzig«, sagte Petrucchio. »Obwohl ich mich in der Theorie nicht so gut wie Andronicus auskenne, bin ich doch sehr stolz auf ihn.«

»Das sind wir alle«, sagte ich.

»Das Theater ist keine rein praktische Disziplin«, sagte Andronicus. »Es entwickelt sich auch durch Theorien weiter.«

»Davon bin ich überzeugt«, meinte ich. »Petrucchio, wie geht es dir?«

»Errichtet einen großen Scheiterhaufen«, sagte Petrucchio.

Ich warf einen prüfenden Blick unter den Verband.

»Er soll aus hundert Scheiten bestehen. Nein, aus tausend!«

»Das ist eine sehr häßliche Beule«, sagte ich und schob den Verband wieder zurecht. »Aber es ist nicht ernst.«

»Dann muß ich also nicht sterben?« fragte Petruccio.

»Nein.«

»Auch gut.«

»Holzscheite sind so teuer«, mischte sich Lecchio ein.

»Wie ist er an diese Verletzung gekommen?« fragte ich. »Ist er auf der Wagentreppe ausgerutscht?«

»Nein«, antwortete Andronicus. »Er hat unerwartet einen Schlag von hinten erhalten.«

»Und welcher feige Sleen war das?« fragte ich wütend. Unter Umständen mußte hier Vergeltung erfolgen.

»Nun, wenn du es unbedingt wissen willst«, sagte Andronicus. »Ich war es.«

»Du?«

»Ja. Er wollte erneut nach Brundisium aufbrechen, um dich zu retten.«

»Ein guter Treffer«, beglückwünschte ich ihn.

»Vielen Dank.«

»Wie ist deine Flucht aus der Stadt verlaufen?« fragte Lecchio.

»Gut«, meinte ich. »Ich hätte nie gedacht, daß man bei der Abfahrt mit einem Handrad auf einem Tarndraht eine solche Geschwindigkeit erreichen würde. Ich prallte mit ziemlicher Gewalt gegen eine Häuserwand.«

»Der schwierigste Teil der Reise war vermutlich die Stelle, an der sich der Tarndraht von den niedrigen Dächern zur Stadtmauer erstreckt«, sagte Lecchio. »Dort nutzen dir die Schwerkraft und das Handrad nämlich nichts.«

»Das kann schon sein«, bestätigte ich.

»Glücklicherweise waren es ja höchstens drei oder vier Meter über dem Boden«, meinte er.

»Also praktisch nichts.«

»Hat dich jemand gesehen?«

»Ich habe gehört, wie ein paar Männer hinter mir hergerufen haben«, gab ich zu.

»Hast du der Versuchung widerstanden, für sie einen Salto auf dem Draht zu schlagen?«

»Ich konnte mich gerade noch zurückhalten«, sagte ich. »Ich bin siebenmal abgerutscht. Glücklicherweise konnte ich jedesmal gerade noch rechtzeitig den Tarndraht packen. Den Rest der Strecke habe ich mich an den Händen weitergehängt.«

»Vermutlich bist du noch nicht soweit, so etwas zum Broterwerb zu machen«, meinte er.

»Nein, das denke ich auch.« Ich war froh, daß ich mir nicht das Genick gebrochen hatte. Sobald ich die Stadtmauern erreicht hatte, war der Rest einfach gewesen. Ich hatte eine Drahtschlinge über eine der Brustwehren geworfen und war geschützt durch Lederhandschuhe die achtzehn Meter bis zum Boden hinuntergeklettert.

»Hast du gehört, was Temenides und seinen Männern zugestoßen ist?« fragte Boots.

»Nein.«

»Man hat sie mit durchschnittener Kehle in den Straßen Brundisiums gefunden«, sagte er. »Anscheinend wollte man uns für ihre Ermordung verantwortlich machen, denn dieses Gerücht wurde absichtlich in Umlauf gesetzt. Aber Soldaten, die vermutlich nicht in die Verschwörung eingeweiht waren, haben uns von dem Verdacht reingewaschen. Als wir Brundisium verließen, wurde das ins Stadttaurbuch eingetragen, und zwar zu einer Ahn, da Temenides und seine Männer noch am Leben waren. Das ist den Soldaten aufgefallen. Wir haben es von Andronicus erfahren; er hatte es gehört, als er mit Chino und Lecchio die Stadt verließ.«

»Ich verstehe«, sagte ich. Ich erinnerte mich, daß ich im Bankettsaal gesehen hatte, daß Belnar jemandem einen Befehl zugeflüstert hatte, als Temenides aus dem Saal floh. Es war wohl sein Pech gewesen, den Ubar zu enttäuschen. Belnar hatte allem Anschein nach geplant, die Schuld an diesen Morden der Schauspielertruppe von Boots Tarskstück anzulasten. Bei der Feindschaft zwischen Cos und Ar hätte ihm diese Strategie nicht nur die Möglichkeit verschafft, gegen Verdächtige vorzugehen und die Aufmerksamkeit von den wahren, in seinem Sold stehenden Mördern abzulenken, sondern ihm auch einen bequemen Vorwand geliefert, einige Fremde loszuwerden, die ihm möglicherweise irgendwann einmal hätten gefährlich werden können. Was wäre geschehen, wenn sie am falschen Ort die seltsame Tatsache angesprochen hätten, daß Temenides, ein einfacher Spieler aus Cos, in Brundisium am Tisch des Ubars gesessen hatte? Belnar hatte jedoch nicht wissen können, daß die Schauspielertruppe von Boots Tarskstück nicht ihre Quartiere im Palast aufsuchen, sondern sofort aus der Stadt fliehen würde.

»Selbst wenn man eure Namen reingewaschen hat«, sagte ich, »glaube ich nicht, daß ihr Brundisium in absehbarer Zeit einen erneuten Besuch abstatten solltet.«

»Nein«, sagte Boots, »wir werden es eine Zeitlang von unserer Route streichen.«

»Gut«, meinte Andronicus.

»Es ist ihr Verlust«, sagte Boots.

Lecchio nickte. »Genau.«

»Ich nehme an, euch allen geht es gut, und ihr werdet bald aufbrechen.«

»Ja. Bloß fürchte ich, daß wir einen neuen mutigen Burschen aufspüren müssen, einen Kerl von großer Kraft und bescheidenem Talent, der uns hilft, die Bühne und die Zelte aufzubauen«, sagte Boots.

Ich lächelte. »Das fürchte ich auch.«

»Vielleicht übernehme ich die Messerwerfernummer«, sagte Boots.

Rowena und Telitsia wurden bleich.

»Aber wer zahlt schon, nur um zu sehen, wie man Messer auf Sklavinnen wirft?« meinte Chino.

»Das ist wahr«, meinte Boots.

Die Sklavinnen atmeten auf.

»Wir werden dich vermissen«, sagte Andronicus.

»Ich werde euch auch vermissen«, erwiderte ich.

»Euch alle.«

»Zweifellos werden wir uns auch einen neuen Spieler suchen müssen«, sagte Boots.

»Ja«, lächelte Scormus aus Ar. »Ich kehre nach Ar zurück.«

»Und eine Bina auch«, stöhnte der Theaterdirektor.

»Ja, Herr«, sagte Bina, die neben Scormus kniete.

»Rowena, Telitsia!« sagte Boots.

Die beiden Sklavinnen knieten sofort nieder.

Ich sah sie an, Rowena mit ihren langen blonden Zöpfen und die dunkelhaarige Telitsia, die einst eine Schriftgelehrte gewesen war.

»Sind sie nicht wunderschön?« meinte Boots.

»Ja«, sagte ich.

»Rowena hat das Zeug zu einer wunderbaren schönen Kurtisane, und Telitsia wird bestimmt die beste Brigella, die ich je hatte.«

»Vielen Dank, Herr«, sagte Rowena.

»Vielen Dank, Herr«, sagte Telitsia.

»Diese Sklavin da«, sagte Boots und zeigte auf Telitsia, »diese wohlgeformte Brünette, hat um die Erlaubnis gebeten, unsere Stücke niederzuschreiben. Ist das nicht lächerlich?«

»Warum sollte das lächerlich sein?« fragte ich.

»Weil sich die Stücke ständig verändern, ständig verbessert und verfeinert werden und weil sie ständig anderen Auftrittsorten angepaßt werden«, meinte er.

»Davon abgesehen – wie sollte eine Niederschrift den Geist des lebendigen Dramas einfangen können?«

»Davon abgesehen sind es die Stücke nicht wert, daß man sie niederschreibt«, sagte Lecchio.

»Ich weiß, daß du meine Meinung in solchen Angelegenheiten nicht schätzt«, sagte ich zu dem Theaterdirektor. »Aber ich muß Lecchio widersprechen.«

»Also neigst du eher dazu, mir zuzustimmen?« fragte Boots.

»Ja.«

»Deine Meinung ist nicht ohne Wert.«

»Selbst wenn es sich bei den Stücken um keine klassischen Dramen von der Art handelt, von der vielleicht Andronicus träumt, so sind sie doch ein ehrlicher Teil des lebendigen Theaters. Das ist das wahre Theater, ob es an einer Straßenkreuzung stattfindet oder im Haus eines Ubars. In diesem Sinne sind diese Stücke nicht nur Teil seiner Tradition und Geschichte, sondern sind auch zutiefst menschlich, sind trotz ihrer Grobheit und Unflätigkeit kostbar und einzigartig. Es wäre eine Tragödie, wenn sie der Nachwelt nicht aufbewahrt würden, gleichgültig, auf welche Weise auch immer.«

»Es ist unmöglich, daß sie in Vergessenheit geraten könnten«, meinte Boots.

»Ich kenne eine Welt, auf der genau das passiert ist.«

»Wie dem auch sei«, sagte Boots fort. »Ich habe ihr die Erlaubnis und die nötigen Utensilien gegeben, um wenigstens ein paar Dinge niederschreiben zu können.«

»Ausgezeichnet!« sagte ich. »Es ist eine gute Idee.« Ich sah auf Telitsia hinunter, die neben Rowena kniete. »Warum willst du das tun?«

»Ich habe gelernt, die Stücke zu lieben«, antwortete sie. »Sie sind etwas Kostbares. Ich will nicht, daß sie der Vergessenheit anheimfallen.«

Ich sah sie mir beide noch einmal an, wie sie dort in ihrer ganzen Schönheit knieten.

»Ich werde die Mädchen vermissen, so wie ich euch alle vermissen werde«, sagte ich.

»Wir werden dich auch vermissen«, sagte Chino.

Ich wandte mich an Scormus. »Ich nehme an, Andronicus hat dir die Papiere aus Brundisium gegeben, die Codeschlüssel?«

Er nickte.

»Ich hoffe, sie gehörten zu den anderen Dokumenten, die ich Lady Yanina abgenommen hatte.«

»Das taten sie, wie wir es uns gedacht hatten.« Er reichte mir ein dickes Bündel. »Ich habe dir die entschlüsselten Botschaften aufgeschrieben. Mit den Schlüsseln gab es keine Schwierigkeiten. Ich habe es in der letzten Nacht erledigt. Es ist alles da, die Schlüssel wie auch die Geheimbotschaften.«

Ich nahm die Seiten. »Ich danke dir.« Es waren persönliche Gründe gewesen, die mich nach Brundisium gebracht hatten: Ich hatte herausfinden wollen, wer für den Angriff auf mich in Port Kar verantwortlich war. Es hatte mich wirklich überrascht, daß es weder die Priesterkönige noch die Kurii gewesen waren, sondern Lurius aus Jad, der Ubar von Cos. »Und was besagen die Botschaften?«

»Verrat an Ar, Verrat an dem Bündnis«, sagte er. »Cos marschiert mit Hilfe von Tyros gegen Ar. Tausende von Männern, die in Cos und Tyros bis zur Vollkommenheit ausgebildet worden sind, begeben sich auf Schiffe. Die Invasionsflotte soll in Brundisiums Hafen unbeküllt ankern. Schon seit Monaten wurden in Brundisium heimlich Vorräte und Kriegsmaterial gelagert. Die Stadt soll als Nachschubbasis für die Invasion des Kontinents dienen.«

»Angesichts solcher Überlegungen ist es kein Wunder, daß man in Brundisium so über die Sicherheit besorgt war«, meinte Boots.

»In der Stadt hat es gebrannt«, sagte ich. »Vielleicht wurden die für die Invasion gedachten Vorräte beschädigt.«

digt oder vernichtet, und es kommt zu einer Verzögerung.«

»Da man annehmen muß, daß solche Dinge in der Nähe des Hafens aufbewahrt werden, halte ich das für sehr unwahrscheinlich«, sagte Scormus. »Es gab wohl keine Brände im Hafenviertel, wie ich von Andronicus gehört habe.«

»Das stimmt.«

»Viele Dinge ergeben jetzt einen Sinn«, sagte Scormus.

»Ja. Am bedeutsamsten war wohl die Anwesenheit von Temenides in Brundisium, der offensichtlich in Belnars Gunst stand.«

»Vielleicht war er ein Kurier«, spekulierte Boots. »Spieler dürfen kommen und gehen, wie es ihnen gefällt.«

»Ich vermute, er war mehr als ein einfacher Kurier«, widersprach Scormus. »Solche Männer dürften selten mit einer Eskorte cosischer Speerträger reisen.«

»Du vermutest, daß seine Anwesenheit auf eine Beschleunigung der Ereignisse hindeutet?«

Scormus lächelte. »Ganz genau.«

»Ar hat die mächtigsten Landstreitkräfte von ganz Gor. Cos und Tyros sind verrückt, Ar auf dem Land herauszufordern«, sagte ich.

»Marlenus, der Ubar von Ar, hält sich nicht in der Stadt auf«, sagte Scormus. »Wie ich gehört habe, ist er in der Voltai, auf einer Strafexpedition gegen Treve.«

»Andere werden die Führung übernehmen.«

»Das ist richtig«, sagte Scormus.

»Ich glaube, Ar hat wenig zu befürchten.«

»Es herrscht schon lange Krieg zwischen Cos und Ar«, meinte Scormus. »Nun ist Tyros, ein traditioneller Konkurrent von Cos, was die Seeherrschaft angeht, dazu bereit, cosische Pläne Öffentlich auf dem Land zu unterstützen. Man sollte die vereinigten Streitkräfte dieser beiden Ubarate nicht unterschätzen.«

»Aber du weißt nicht, von wie vielen Männern wir hier sprechen?« fragte ich.

»Nein. Davon stand in den Dokumenten nichts. Doch ich gehe davon aus, daß es ein beträchtliches Heer sein wird.«

»Du mußt handeln«, sagte ich. »Du mußt schnell nach Ar reisen, um den Rat von Brundisiums Verrat zu unterrichten und um die Stadt auf die Invasion vorzubereiten.«

»Ich glaube, Ar wird auch so bald Bescheid wissen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Es ist zu spät.«

»Was?«

»Ist heute nicht der Siebzehnte Se'Kara?«

»Ja. Und?«

»Dann sieh einmal aufs Meer.«

Rowena schrie überrascht auf. Die anderen auch. Selbst Petruchio stand mühsam auf.

Am Horizont waren Segel zu sehen. Wir standen lange Zeit am Rand der Klippe, an deren Fuß sich die Wellen des Thassa, des Meeres, brachen.

»Es ist kein Ende in Sicht!« sagte Boots.

Eine Reihe von Schiffen nach der anderen erschien am Horizont. Die winzigen weißen Segel hielten langsam auf Brundisium zu; es waren Hunderte.

»Es hat angefangen«, sagte Scormus.

»Standen Namen in den Geheimbotschaften?« fragte ich.

»Ja, Mitglieder des Hohen Rates von Brundisium sind darin verwickelt. Belnars Tod wird nichts ändern.«

»Es gibt doch sicherlich auch Kontaktpersonen in Ar.«

»Ja, das ist richtig.«

»Damit war zu rechnen«, sagte ich. »Lurius ist ein vorsichtiger Bursche. Er ließe sich ohne beträchtliche Unterstützung von innen niemals auf ein so gefährliches Unternehmen ein.«

»Nein. Aber was viel schlimmer ist. Es hat den Anschein, als hätten gewisse Personen in Ar dieses gewagte, finstere Unternehmen überhaupt erstersonnen und ihm den Weg geebnet.«

»Also gibt es Verräter in Ar«, sagte ich.

»Ja«, sagte Scormus.

»Es ist in Ar Brauch, mit Verrätern gnadenlos zu verfahren.«

Scormus nickte.

»Wer sind diese Verräter?«

»Das ist schwer zu sagen«, meinte Scormus. »In den Papieren tauchen nur wenige Namen auf. Doch davon abgesehen scheinen es viele Personen zu sein, und vermutlich haben einige von ihnen die höchsten Stellen inne.«

»Werden einige der Verräter in den Dokumenten beim Namen genannt?« fragte ich.

»Ja. Zwei Verräter werden genannt.«

»Und?«

»Flaminius.«

»Mit dem hatten wir zu tun. Er ist zweifellos ein Verräter. Ich habe ihn gefesselt zurückgelassen. Mittlerweile dürfte er frei sein.«

Scormus nickte.

»Wer ist der andere?«

»Es ist eine Frau.«

»Bemerkenswert.«

»Ich glaube nicht, daß dir der Name etwas sagt.«

»Sag ihn mir trotzdem.«

»Sie lebt schon seit Jahren sehr zurückgezogen in Ar. Sie heißt Talena.«

»Talena!«

»Stimmt etwas nicht?« fragte er.

»Nein, schon gut.«

»Kennst du eine Talena?«

»Ja, aber das ist schon lange her.«

»Dann kann sie es nicht sein.«

»Nein«, sagte ich. »In Ar muß es tausend Talenas geben.«

»Vermutlich. Und mit allem nötigen Respekt, es ist unwahrscheinlich, daß jemand von deiner doch wohl eher niederen Herkunft sie kennen dürfte.«

Ich runzelte die Stirn.

»Ja, diese Frau nahm einst eine hohe Stellung ein«, sagte Scormus. »Sie gehörte einer hohen Kaste an und entstammte einem adligen Geschlecht, sie war ein Geschöpf sorgfältiger und guter Erziehung, deren Stellung allgemein anerkannt wurde. Sie gehörte zu den vornehmsten der freien Frauen Ars. Bei Festen wie dem Pflanzfest wurde es ihr erlaubt, den Heimstein zu ehren, sie durfte den besten Kal-a-na-Wein und das nahrhafteste Sa-Tarna-Korn auf ihn tröpfeln. Sie war die Tochter von Marlenus, des Ubars von Ar.«

»Ich habe von ihr gehört«, sagte ich.

»Dann fiel sie in Ungnade, da sie versklavt wurde und deshalb keinen Heimstein mehr besaß. Da sie darum gefleht hatte, gekauft zu werden, eine Tat, die die Rechtmäßigkeit ihrer Gefangenschaft offiziell bestätigte, wurde sie von ihrem Vater verstoßen und aus der Familie ausgeschlossen.«

»Auch davon habe ich gehört.«

»In den letzten Jahren hat sie zurückgezogen und in Schande in Ar gelebt; sie ist zwar frei, hat aber keinen Heimstein.«

Ich nickte.

»Allem Anschein nach ist sie jetzt irgendwie in eine Verschwörung verwickelt, mit der Marlenus gestürzt werden soll. Sie gehört wohl zu den Anführern des heimtückischen Verrates und der geplanten Revolte, eines Verrates, der den Feinden Ars das Tor der Stadt öffnen könnte. Es sieht so aus, als wollte man sie auf den Thron von Ar setzen, gelenkt von den Räten von Cos und Tyros.«

»Die Heere Ars werden die Streitkräfte von Cos und Tyros vernichten«, sagte ich.

»Davon bin ich nicht überzeugt«, sagte Scormus. Wir sahen wieder aufs Meer hinaus. Es schien mit Schiffen bedeckt zu sein. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nie so viele Schiffe auf einmal gesehen. Sogar in diesem Augenblick kamen am Horizont neue Segel in Sicht.

»Nein«, sagte ich. »Ar wird die Heere von Cos und Tyros vernichten.«

»Deine Zuversicht übersteigt die meine, besonders unter diesen Umständen.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Sollte das jedoch geschehen und man die Verräter entlarven, wird man Talena zweifellos hart bestrafen.«

Ich verließ die Klippe, von der aus wir die riesige Flotte beobachtet hatten. Die anderen schlossen sich mir an. Ich begab mich zu dem kleinen Lagerfeuer, das in dem Kreis zwischen den Wagen brannte. Mit einem Ast fachte ich die Glut an, dann warf ich das Bündel Papiere in die Flammen und sah zu, wie sie verbrannten.

»Hast du eine Kopie von den Botschaften angefertigt?« fragte ich Scormus.

»Nein. Aber ich habe sie gelesen. Ich kenne ihren Inhalt. Werde ich jetzt getötet?«

»Nein«, sagte ich. »Natürlich nicht.«

»Was soll ich tun?«

»Was auch immer du für das Richtige hältst.«

»Selbst wenn ich die Papiere hätte, gäbe es doch keine Möglichkeit, ihre Echtheit zu beweisen.«

Ich nickte und sah zu, wie die letzten Blätter sich zusammenrollten und verkohlten.

»Wem sollte ich berichten, was wir herausgefunden haben? Wir wissen nicht, wer zu den Verschwörern gehört und wer nicht.«

»Das ist wahr«, sagte ich. Mit dem Ast stocherte ich

in den verkohlten Überresten der Papiere und zerdrückte sie zu Asche.

»Das bist nicht du«, sagte Scormus.

»Was?«

»Das!« sagte er.

»Was meinst du?« fragte ich ärgerlich.

»Ich glaube nicht, daß du dich auf so einfache Weise von unangenehmen Wahrheiten befreien kannst, mein Freund«, sagte Scormus. »Wie auch immer du sie einschätzt.«

Ich antwortete nicht.

»Glaubst du, du hast die Wahrheit verbrannt?«

Ich antwortete nicht.

»Das ist unmöglich.«

»Vielen gelingt das«, sagte ich. Ich kannte eine Welt, die auf Lügen und der Zerstörung der Natur basierte. Sie hieß Erde.

»Vielleicht.«

Ich stocherte wütend in der Asche herum. Dann warf ich den Ast weg.

»Aber ich bezweifle, daß du besonders gut darin bist.«

»Nein«, sagte ich. »Ich glaube nicht, daß ich besonders gut darin wäre.«

»Du kannst nicht einmal auf einem Seil laufen«, bemerkte Lecchio.

»Das ist wahr«, erwiederte ich.

»Wie auch immer diese Sache ausgeht, sie hat in diesem Augenblick ihren Anfang genommen«, sagte Scormus. Er kehrte zurück zur Klippe, an deren Fuß sich die Wellen brachen. Ich gesellte mich mit meinen Freunden, die ich bald verlassen mußte, zu ihm. Wir alle sahen auf das Meer hinaus. Es war eine große "Flotte. Die ersten Schiffe hatten den Hafen von Brundisium bereits erreicht.

»Es hat angefangen«, sagte Scormus.

»Ja«, sagte ich. »Es hat angefangen.«

GOR

In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman den großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen Tarl Cabot auf dem phantastischen Planeten Gor, der Gegenerde, schildert.

Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Wer verbirgt sich hinter dem Mordanschlag, dem Tarl Cabot im Karnevalstrubel von Port Kar um Haaresbreite entrinnt? Um den Attentäter dingfest zu machen, schließt er sich - als Gaukler verkleidet - einer Schauspieltruppe an.

Doch auf Gor gilt das Leben fahrender Leute noch weniger als das ehrbarer Bürger, und schon bald gerät Tarl in tödliche Gefahr - in der Arena und am Brett des königlichen Kaissa-Spiels.

Heyne Fantasy
Best.-Nr. 06/5125

ISBN 3-453-08714-3
DM 14.90/ÖS 110,-

DM 14.90



9 783453 087149

EIN HEYNE-BUCH